

Titel

Heiligsprechung:
Alles eine Frage des Glaubens ... 2



Kloster: Vom Leben
der Ursulinerinnen in Erfurt ... 6
Jenseits von Reden –
Thea Herold über ihr Schweigegebäude ... 10

Christentum:
Kirche ist dort, wo ich mich wohlfühle,
meint die Religionslehrerin Ute Werner ... 14

Kein Bekenntnis,
eine Standortbestimmung ... 16
Heidemarie Wüst
zwischen Glaube und Institution ... 18
Bé Ruys streitet
für die Bewohnbarkeit der Welt ... 20

Judentum: An einem Tag durch
das Leben von Anni Wolff ... 22
Jüdische Einwanderinnen in Berlin ... 25

Islam: Sezen ist Türkin,
Muslima und liebt Frauen ... 27

Hinduismus: »Unberührbare«
Frauen im westlichen Indien ... 29



Buddhismus: Zu Gast im
buddhistischen Haus ... 33



Politik



Christina Schenk:
Ein Gespräch mit der
familienpolitischen
Sprecherin der PDS ... 40

Die Macht der Tomate(n),
reflektiert von Ulrike Helwerth ... 42

Kommentar zur politischen Lage
von Ute Scheub und Christiane Kloweit ... 43

Frauen, die Besatzer liebten:
Buchbesprechung von Ulrike Gramann ... 44



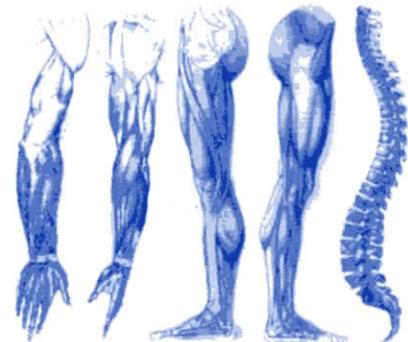
Reportage

Engel erschienen Kathrin Schmidt und
anderen, fotografiert von Annett Ahrends ... 46

Unterwegs

Südafrika scheint unerreichbar weit
für die Exilantin Joyce Khayana ... 55

Feuilleton



Tanz: Mit zwei Armen, zwei Beinen
und einer Wirbelsäule sucht Tänzerin
Anna Huber eine neue Bewegungssprache ... 61
Sachsens Primaballerina –
im Gespräch mit Carola Schwab ... 64
Vom Hexentanz
der Arila Siegert ... 67

Literatur:

Sigrid Damms Buch
über »Christiane und Goethe« ... 69

Rezensionen: Born in the GDR –
eine neue Welle der Ostalgie? ... 71

Buchtips aus
der Redaktion ... 75

Wirtschaft: Tat-Orte –
ökologisches Wirtschaften im Osten ... 76



Rubriken

Kolumne: »Bambina« bringt
Annett Gröschner auf die Frage
nach einer ostdeutschen Kultur... 39



Feminismus: Galerie Pfefferberg – Raum zwischen Kunst und Wissenschaft ... 57

Bildung:
Koedukation auf dem Prüfstand ... 79

Medien: Mit Herz, Kopf und Hand –
Journalismus unter dem Dach der Kirche ... 84

Gesundheit: Brustkrebs
ist keine Privatangelegenheit ... 86

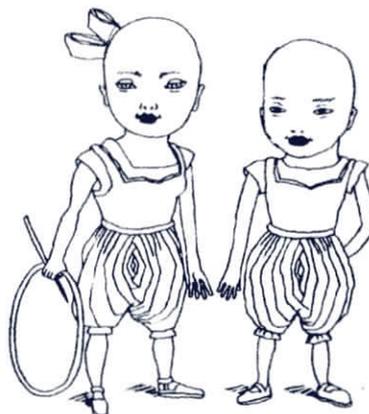
Mix: mit WenDo
Gewalt begegnen ... 88

MOSAİK – Ein Berliner
Frauensalon stellt sich vor ... 91

Debatte: Unbegrenzte Migration
fordert Virginia Moukouli ... 92

Informationen:
Dies und Das & Kleinanzeigen ... 93

Cartoon,
Vorschau und Impressum ... 96



Beilage

Ein güldener weiblick-Kalender für 1999
von Anke Feuchtenberger



Liebe Leserin, lieber Leser!

Hier ist sie – die letzte weiblick-Ausgabe in diesem Jahr. Mit dem alljährlichen Kalender von Anke Feuchtenberger, die inzwischen als Professorin an einer Fachhochschule in Hamburg lehrt. Wir hoffen, daß er auch im kommenden Jahr eine Ihrer Wände schmücken wird.

Die Jahreszeit inspirierte uns, nach den Botinnen und Boten des Himmels zu fragen: Gibt es nun für jeden einen Engel, oder nicht? »Wie es ist, wenn es mich engelt«, leitet Kathrin Schmidt unsere Reportage ein, in der erzählt wird, wer warum wessen Engel ist, oder eben nicht. Beschwingt geht es auch im Feuilleton zu. Hier dreht sich dieses Mal alles ums Tanzen. Außerdem erwarten Sie in diesem Heft Beiträge, die davon berichten, wie sich Frauen in ihrer Religion bewegen und wie dadurch ihr Alltag beeinflusst wird.

Damit Sie nicht denken, daß wir nur noch auf Füße oder Flügel schauen – nein, auch wir nehmen zur Kenntnis, daß die Schonzeit der Versprechungen der neuen Regierung vorbei ist. Positive Nachrichten aus dem Bergmann-Ministerium: Hier soll die Gleichstellung von Frauen und Männern unter Berücksichtigung der Erwerbsneigung von Frauen vorangetrieben werden. Einen Dämpfer erhielt, als die rot/grüne Koalition einen Kompromiß zur Neuregelung der 620-Mark-Jobs vorlegte, der vorsieht, daß in die Rentenversicherungskasse nur freiwillig eingezahlt werden soll. Das bedeutet, daß auch zukünftig viele Frauen durch 620-Mark-Jobs keine eigenständigen Rentenansprüche erwerben werden, und daß damit dem Problem Altersarmut kein Stückchen zu Leibe gerückt wird. In unseren kommenden Ausgaben werden wir uns näher damit beschäftigen.

Zum Schluß noch eine gute Nachricht. Uns wurden ungefragt 1000,-DM von einem Verein namens FAZIT als Weihnachtsgeschenk für unsere Arbeit gespendet. Darüber haben wir uns sehr gefreut. Der Aufbau-Verlag stellt die »Päpstin« als Abo-Geschenk zur Verfügung. Danke. In diesem Sinne: Empfehlen Sie uns bitte weiter, einen guten Rutsch, und bleiben Sie uns gewogen! Oder schreiben Sie uns, was Sie ärgert. Ihre Annette Maennel

Alles eine

Sie hätte ein modernes Schneewittchen sein können, wie sie so dalag in einem gläsernen Sarg mit dem schwarzen Haar um ihr weißes Gesicht drapiert. Eine Königstochter, von der bösen Stiefmutter vergiftet, die nur auf sieben Zwerge wartet, um zum Leben wiedererweckt zu werden. Doch Audrey Marie Santo konnten im Sommer diesen Jahres noch nicht einmal die 10.000 PilgerInnen auf die Beine bringen, die sich ihretwegen im US-Bundesstaat Massachusetts zu Füßen ihres Sargs im Stadion von Worcester gesammelt hatten. Audrey liegt seit zehn Jahren im Wachkoma nach einem Badeunfall im elterlichen Swimmingpool. Seit sieben Jahren gilt sie all denjenigen, die noch an Gott glauben, als lebende Heilige. Am Weihnachtstag 1991 sollen aus ihrem rechten Auge zwei Blutstränen gekullert sein, und seither vollbringt ihr bewegungsloser Körper scheinbar allerhand andere Wunder, heilt Kranke, läßt Lahme wieder laufen.

Die heute 14jährige, schwerstbehinderte Audrey ist der jüngste Fall ungläublicher Gottesgläubig- und -fürchtigkeit. Ein offensichtlich nicht geringer Teil der Menschheit bedarf der Zuflucht in Märchen, Legenden, die Bibel, den Koran, die Lehre Buddhas oder außerweltliche Erfahrungen, die Verstand und Vernunft nicht mehr zu erklären vermögen. Seit zwei Jahren ist Donna W. Cross' Roman »Die Päpstin« aus den deutschen Bestsellerlisten nicht mehr wegzudenken. Auch hier rankt sich die Geschichte um Wahrheit und Fiktion, stellt sie vor allem das Bedürfnis von Frauen auch nach einer eigenen Religionsgeschichte. Wer's glaubt, wird selig? Oder: Wer glaubt, wird selig? In einer sich zunehmend säkularisierenden Welt, einer Welt, in der nur noch die Verfügbarkeit der Waren Mensch, Kapital, Technik, Fortschritt und Effizienz gefragt sind, verändern sich auch die Religionen und ihre AnhängerInnen. Davon erzählen die Geschichten, Reportagen und Interviews der weiblick-AutorInnen.

Vielleicht werden zukünftige Generationen die Legende der katholischen Kirche erzählen, vorerst strickt diese aber selbst eifrig weiter an ihren eigenen Heiligenlegenden – kaum zu glauben, aber wahr. von Petra Welzel

Frage des Glaubens

Die Wege des Herrn sind unergründlich, die der Päpste sind es auch. Daß die Kirche Heiliger und ihrer Legenden bis in unserer Tage bedarf, wo wir doch eigentlich kurz vor Stanley Kubricks *Odyssee im Weltraum* 2001 stehen, ist unbestritten.

Sein 20jähriges Dienstjubiläum feierte unlängst im Oktober der derzeit amtierende Papst Johannes Paul II., nicht ohne wenige Tage zuvor noch eine weitere Frau ins Walfalla der katholischen Heiligen im Vatikan aufzunehmen. Seit dem 11. Oktober 1998 ist Edith Stein, geborene Jüdin, konvertierte Katholikin, einst Philosophin, später Nonne und schließlich 1942 in Auschwitz vergast, eine Heilige. 56 Jahre nach ihrem ebenso sinnlosen Tod wie dem von Millionen anderer Juden, rassistisch und politisch Verfolgter im Nazideutschland kam der ihretwegen anberaumte Kanonisierungsprozeß zu dem Urteil, sie sei im Namen ihres christlichen Glaubens einen Märtyrertod gestorben und deshalb eine Heilige. Die Proteste aus der jüdischen Gemeinde ließen nicht auf sich warten, weil Edith Stein ja eben nicht wegen ihres christlichen Glaubens ermordet worden sei, sondern weil sie Jüdin war. Von der bewußten Christianisierung des Holocaust ist die Rede, und die Heiligsprechung neben dem Aufstellen Hunderter von Kreuzen vor der Gedenkstätte in Auschwitz ein weiterer Tropfen auf den heißen Stein. Nomen est Omen!

Vor dem Hintergrund der Gleichzeitigkeit dieser Ereignisse, ließe sich mit Fug und Recht behaupten, hier wird Kirchenpolitik mit missionarischem Eifer betrieben. Denn Edith Stein ist sicher keinen Märtyrertod gestorben, wie es ein Heiligenleben erfordert. Verzweifelt hatte sie noch kurz vor ihrer Deportation aus dem Kloster im niederländischen Echte Hilfesuche zu ihrer Rettung an den Papst und in die Schweiz geschickt. Und zudem ging der Prozeß ihrer Heiligsprechung verflücht schnell, denn manches Mal dauert ein solcher gar länger als ein halbes Jahrtausend. Von einem derartigen Fall soll hier die Rede sein.

Am 25. Januar 1347 wird in einem Dorf in der Nähe von Danzig Dorothea Swarze als siebentes von neun Kindern geboren und am 6. Februar desselben Jahres in der Pfarrkirche von Montau getauft. Schon sehr früh, mit etwa fünf Jahren, eifert das kleine Mädchen der gläubigen Mutter in den Gebetsübungen nach und betet jeden Tag das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis. Dorothea ist sechs Jahre alt, als sie eine ungeschickte Küchenmagd mit siedendem Wasser übergießt, und sie daraufhin eine Stimme vernimmt, die ihr sagt: »Ich mache einen neuen Menschen aus dir.« Was auch immer wahr daran sein mag, ohne Gott geht sie von diesem Tag an nicht mehr ins Bett. Nach dem Verheilen ihrer Brandwunden geht sie am Aschermittwoch 1353 zum ersten Mal zur Beichte, mit der Folge, von nun an absolut asketisch zu leben. Sie hält Nachtwachen, fastet, meidet Gastmahle, fügt sich selbst Wunden zu und versinkt in tiefen Gebeten an den Festtagen des Herrn und seiner Heiligen.

Mit der Verheiratung ihrer älteren Schwester übergeht 1357 die Schlüsselgewalt über die häusliche Speisekammer an sie. Dorothea nutzt diese Gunst, Almosen an die Armen auf der Straße zu verteilen. Im Winter desselben Jahres nimmt ihre asketische Selbstkasteiung eine extreme Form an: In den folgenden 26 Jahren wird sie jegliche Gefühle durch eiskaltes Wasser abtöten. Historiker meinen, darin ein Indiz für die äußerste Leibfeindlichkeit des Mittelalters zu sehen. Man könnte aber auch behaupten: In Heiligenlegenden wurde ordentlich übertrieben, und Dorothea pflegte sich wohl einfach mit eiskaltem Wasser zu waschen, quasi die Kneippvariante fürs Mittelalter, um die hinterher entstehende wohlige Wärme als Lohn für ihre vermeintliche Bußübung zu erfahren.

Zurück ins Jahr 1357. Dorotheas Leben geht seinen gottesfürchtigen Gang. 1359 stirbt ihr Vater, vier Jahre später verheiratet sie ihr ältester Bruder mit dem Waffenschmied Adalbert aus Danzig. Sie ist 16 Jahre alt, und ihr Mann mehr als zwei Jahrzehnte älter. Innerhalb von 17 Jahren bringt sie neun Kinder zur Welt, von denen nur eine Tochter überlebt. 1380 legen schließlich die Eheleute gemeinsam das Gelöbnis der Enthaltbarkeit ab, und Dorothea kann nun endlich in ihrer 26½-jährigen Ehe die himmlische Ehe mit Gott in Keuschheit leben. Doch ihr weltliches Eheleben ist auch noch dann kein Zuckerschlecken. Anfangs gibt sich Adalbert noch als gottesfürchtiger Mann, unternimmt Pilgerreisen nach Rom und Aachen, um ebenfalls Gottes Gnade zu erwerben. Doch er ist auch jähzornig, in sich gespalten und gichtkrank. Er quält seine Frau auf allerlei Art: Er schlägt sie, fesselt sie und schließt sie über Tage ein, wenn sie seiner Meinung nach nicht ihren häuslichen Pflichten nachkommt. Dorothea erträgt die Marter mit dem geistigen Schild der Geduld.

Die eheherrliche Zuchtgewalt ist nichts neues – ganz im Gegenteil: Im Spätmittelalter tauchen vereinzelt Prediger auf, die fordern, daß die Züchtigung der Ehefrau nicht in der Öffentlichkeit erfolgen soll. Scham macht sich breit, und Dorothea ist also durchaus kein Einzelfall. Ihr Beispiel zeigt, daß die Frauen versuchen, ein Leben nach ihren Vorstellungen zu führen. Dorothea entzieht sich dem Sex mit dem Ehemann und dem Haushalt, um den Anweisungen ihrer geistlichen Väter nachzukommen. Aber sie wird gezüchtigt wegen ihres Eigenwillens. Da sie als Frau nicht das Recht besitzt, ihren Mann anzuklagen oder sich von ihm zu trennen, bleibt ihr nichts anderes übrig, als die Qualen zu ertragen.

In der Erziehung ihrer Kinder verfährt Dorothea so, wie sie es von ihrer Mutter gelernt hat. Sie leitet ihre Kinder zur Gottesfürchtigkeit, Frömmigkeit und allen anderen Tugenden an, indem sie ihnen lebendes Vorbild ist. Vier Kinder verliert Dorothea sehr früh, vier weitere rafft die Pest 1383 hin, und nur Gertrud, die Jüngste, überlebt. Ohne Kinder und großen Haushalt bleibt Dorothea wieder mehr Zeit für ihren Glauben. In den folgenden Jahren bricht sie zu verschiedenen Pilgerfahrten auf, meist mit ihrem Mann, aber auch allein. In Einsiedeln bleiben sie eineinhalb Jahre. Dorothea fühlt sich dort sehr wohl, weil sie Schwestern und Brüder im Geiste trifft. Das erste Mal in ihrem Leben erfährt sie Lob und Anerkennung für ihre Güte und Frömmigkeit. Daß sie in ärmlichen und einfachen Verhältnissen hausen, stört sie nicht – sie praktiziert die Nachfolge Christi in Armut. Nur Adalbert reicht's irgendwann und erzwingt schließlich ihre gemeinsame Rückkehr nach Danzig. 1387 läßt Adalbert dort neben der Katharinenkirche ein Haus bauen, doch der Hausfrieden kommt nicht mehr ins Lot. Dorothea vernachlässigt nun wirklich den Haushalt, steigert sich in ihre mystischen Visionen, die sie bereits seit Jahren hat, und Adalbert schlägt sie deshalb wieder.



Miniatur »Ehevollzug« aus: Ägidius Colonna, »Der Trojanische Krieg« in der Version von Martinus Opifex, 1445/50, Österreichische Nationalbibliothek, Wien

Doch diesmal geht er zu weit. Er verunstaltet seine Frau derart, daß zwei Geistliche, darunter Dorotheas späterer Beichtvater Johannes Marienwerder, der ihre Lebensgeschichte aufschreiben wird, zu ihnen ins Haus kommen, ihn zur Rede stellen und ermahnen. Kurze Zeit geht alles gut. Adalbert erkrankt schwer, Dorothea pflegt ihn aufopferungsvoll wieder gesund. Dann ist er wieder obenauf, nimmt ihr die Schlüssel für die Vorratskammer und macht selbst die Einkäufe, weil ihm seine Frau zu viele Almosen verteilt. Sie stört das gar nicht, kann sie doch so ganz im Dienste Gottes leben. Und so ist sie auch bald schon wieder unterwegs auf Pilgerpfaden. Noch während ihrer Wallfahrt nach Rom 1390 stirbt daheim in Danzig ihr Mann – allein, denn Tochter Gertrud lebt längst in einer Klosterschule.

Nach ihrer Rückkehr nach Danzig lebt Dorothea zunächst als Witwe im Haus neben der Katharinenkirche weiter, doch nimmt ihr religiöses Leben derartig mystische Formen an, daß man sie schon bald der Ketzerei verdächtigt. Für ein Leben mit Gott und seinem Erdensohn sieht sie daher nur noch eine Chance: Sie geht als Rekluse zu ihrem Beichtvater nach Marienwerder, wo sie feierlich am 2. Mai 1393 nach einer einjährigen Prüfung in eine von weltlichen Geldgebern finanzierte Klausur an der Kirche einzieht. 14 Monate wird sie hier noch leben, Johannes Marienwerder ihre Lebensgeschichte erzählen, beten und außerweltliche Erlebnisse haben, zuweilen den Vorübergehenden Rat und Trost spenden. Und sie wird von ihren Spenden zehren. Am 25. Juni 1394 stirbt Dorothea von Montau, geborene Swarze, und noch kein bißchen heilig. Doch die Heiligenlegende ist schon in Arbeit – Johannes Marienwerder schreibt sie, Dorothea wird Kult.



Im Zweikampf siegt offensichtlich die Frau, bewaffnet mit Schwert und Speiß, über den Mann. Miniatur aus der »Spiezer Bilder-Chronik«, 1485, Stadt- und Hochschulbibliothek Bern

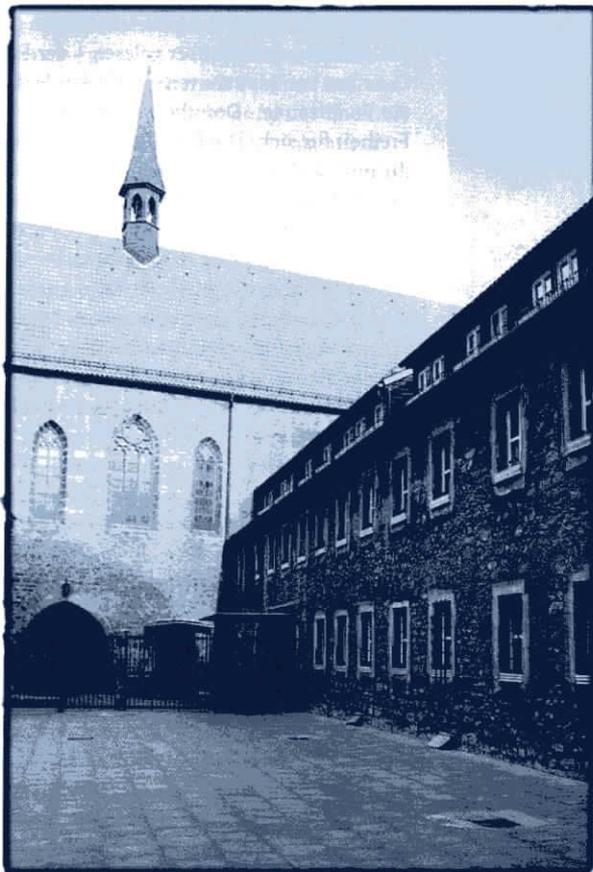
Über 500 Jahre lang versuchten es immer wieder katholische Geistliche oder Anhänger ihrer Kirche, Dorothea von Montau heilig zu sprechen, aus jedem noch so typischen Detail ihres gewöhnlichen Ehelebens, das sich nur wenig von dem ihrer Zeitgenossinnen unterschied, zog man Wunder, Visionen und Wohltaten, die eine Heilige vollbracht haben muß, um auch als solche bezeichnet werden zu können. Genutzt hat das alles nichts. Da mußte erst Günter Grass' Lateinlehrer Richard Stachnik kommen und am 2. Mai 1950 eine Dorotheengesellschaft gründen, um die Lokalheilige Altpreußens und Danzigs heilig sprechen zu lassen. An dessen Form der Religionsgeschichtsklitterung hatte der Schüler Grass erhebliche Bedenken und teilte sie deshalb auch seinem Lehrer im *Butt* mit:

»Und doch erlaube ich mir, der bevorstehenden Heiligsprechung nicht nur ihrer, auch meiner Dorothea einen anderen, mehr irdischen Sinn zu unternähen: Dorothea war (in unser Region) die erste Frau, die gegen den vaterrechtlichen Zwang der mittelalterlichen Ehe revoltiert hat. Bald nach dem Tod ihres Vaters wurde sie durch ihren ältesten Bruder ungefragt (16jährig) einem schon älteren Mann (mir) zur Frau gegeben. Nichts besseres fiel mir ein, als dem zarten Kind einen Balg nach dem anderen zu machen, meine kostspielig aufgeputzte Dorothea auf öde Zunftessen zu schleppen, ihr durch halberzige Beteiligung an einem lächerlichen Handwerkeraufstand meine Feigheit zu beweisen (...) und sie mit harter Schwertfeigerhand zu schlagen oder (...) mit Steinen zu bewerfen, weil ich sie und ihren hexischen Freiheitsbegriff gehaßt habe. Denn nur das wollte sie: frei sein. Frei von der Eheklammer. Frei vom Bettzwang. Frei vom bürgerlichen Kleingeld. Frei wofür? Sie verehrter Herr Stachnik, werden sagen: Frei für Gott! Frei für die Liebe Gottes! Doch als vor dem femi-

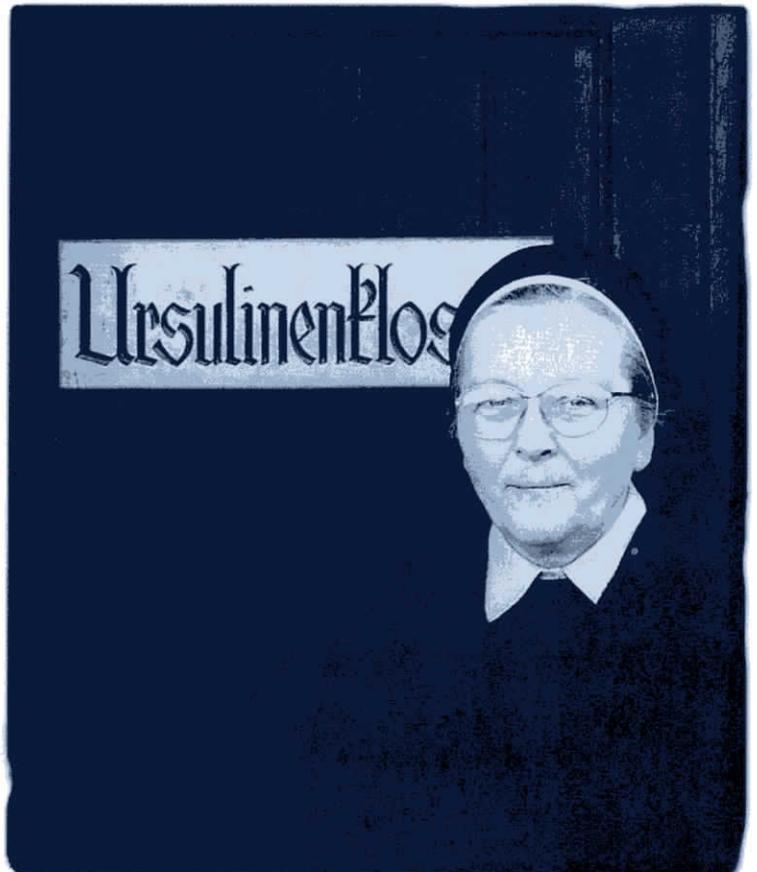
nistischen Tribunal in Berlin – Sie haben gewiß in Zeitungen darüber gelesen – der Fall Dorothea von Montau verhandelt wurde, sagte die Vorsitzende: »Dorothea Swarze wollte Freiheit für sich. Die Religion und Jesus sind ihr nur das Vehikel und die einzig erlaubte Bezugsperson gewesen, ihren Emanzipationsanspruch durchzusetzen und der penetranten Macht der Männer zu entkommen. Da sie nur die Wahl hatte, als Hexe verbrannt oder als Heilige eingemauert zu werden, hat sie sich entschlossen, dem Domdekan zu Marienwerder eine halbwegs glaubwürdige Legende aufzutischen: um ihrer Freiheit willen. Ein für das Mittelalter typischer Fall, nicht ohne Hinweise in die Gegenwart...«

Und die Moral von der Geschichte: Richard Stachnik samt seiner Dorotheengesellschaft ist erfolgreich. Im Jahre 1976 des Herrn wird Dorothea von Montau doch noch heilig gesprochen, das konnte auch Grass nicht mehr verhindern, trotz aller Wortgewalt: »So viel feministischer Überschwang wird Ihnen, verehrter Monsignore Stachnik«, fährt er im *Butt* fort, »allenfalls das stoische Lächeln des Lateinlehrers abnötigen. Und doch bitte ich Sie, meinen ausgleichenden, zwischen der katholischen und der feministischen Position vermittelnden Vorschlag zu prüfen. Ich sage nie wieder – obgleich ich Beweise hätte –, Dorothea ist eine Hexe gewesen; Sie bestehen nicht mehr – obgleich sie das Zeug zur Heiligen hatte – auf der bevorstehenden Kanonisierung. Beide sind wir uns einig, daß Dorothea Swarze eine arme, an den Zwängen ihrer Zeit leidende Frau gewesen ist: eher töricht als klug, von Schlaflosigkeit geplagt und an Migräne leidend, schlampig im Haushalt, doch planerisch begabt, wenn es galt, die Umzüge der Flagellanten zu organisieren, von magerer Schönheit und rücksichtslos starkem Willen, trotz mehrstündiger Schüttelekstasen schwach im Erfinden bildhafter Wunder, ein wenig schreibkundig, weil lyrisch angehaucht, faul im Bett und fleißig einzig beim Geißeln, gut zu Fuß und deshalb gern unterwegs, lustig nur im Umgang mit streunenden Büssern und anderen Ausgeflipten, reich an verstiegenen Wünschen ...«

So hat jede Geschichte ihre eigene Geschichte, jede Legende ihre eigene Legende, und was wahr und was Fiktion im Leben einer Heiligen oder eines Heiligen ist, bleibt wie immer in der Religion eine Frage des Glaubens. Am Ende hat der Papst das letzte Wort. Amen.



Blick in den Innenhof des Klosters



Oberin Schwester Katharina

Leben hinter Klostermauern

Text und Fotos: Annette Maennel

Das Kaufhaus Hertie liegt zentral in der der Erfurter Innenstadt am Anger. Hier kreuzen sich die Straßenbahnlinien, hasten Leute gerade vor der Weihnachtszeit von Geschäft zu Geschäft. Auf überdimensionalen Aufstellern teilt das Kaufhaus seinen Kunden mit, daß es demnächst massiv ausbauen werde, um auch weiterhin der größte Konsumtempel zu bleiben. Überhaupt hat sich Thüringens Hauptstadt mit seinen Türmen und Klöstern seit der Wende mächtig rausgeputzt. Ein Großteil der Bürgerhäuser sind rekonstruiert, der Dom und die Sverikirche beherrschen das Stadtbild. Die kleinen, verwinkelten Gässchen rund um die Krämerbrücke vertragen an sonnigen Tagen den

Vergleich mit italienischen Impressionen. Das repräsentative Augustinerkloster, in dem Luther drei Jahre seiner Lebenszeit verbrachte, hat sich inzwischen zu einem beliebten Tagungsort entwickelt. Auch sonst kann Erfurt auf ein paar historische Ereignisse zurückblicken: 1891 beschlossen hier die Sozis das Erfurter Programm, 1970 schüttelten sich erstmals Bundeskanzler Brandt und Ministerpräsident Willy Stoph die Hände. Schon zu DDR-Zeiten galt Erfurt als ein Ort religiösen Engagements, war hier ein Großteil gläubiger Katholiken zu Hause. Das Ursulinenkloster ist ein lebendiges Zeugnis davon, steht doch der älteste Teil mit der Bruchsteinmauer schon seit 1136

hier. Heute befindet es sich in nachbarschaftlicher Eintracht neben Hertie, die regionale Tageszeitung »Thüringer Allgemeine« residiert in einem Hochhaus genau hinter dem Kloster. Das dunkle Gebäude mit seinem hölzernen Namensschild liegt erst einmal von außen gesehen am Puls der Zeit.

»Das schlimmste war, als ich mit einer Kindergruppe unterwegs war und mir mitten auf dem Marktplatz ein Ei hinterhergeworfen wurde«, erzählt Ulrike, jüngste Schwester der Ordensgemeinschaft. Die 23jährige verbringt jetzt schon das 5. Jahr mit den anderen 19 Schwestern Tag und Nacht – die Altersunterschiede zwischen ihnen sind riesig. Die

zweitjüngste ist 36, die anderen zwischen 55 und 77. Schwester Ulrike trägt den schwarzen Schleier, bis zu den Knöcheln reicht das schwarze Kleid mit exaktem Faltenwurf, an ihren Füßen baumeln unter dicken Wollsocken Biolatschen. Wir sitzen uns in einem kleinen Zimmer gegenüber. Es ist 20 Uhr, für Ulrike bedeutet das nach einem langen Tag, Zeit für sich zu haben. Eine andere Schwester lugt herein und fragt, ob sie die Türen abschließen würde. Ulrike bejaht und sagt im gleichen Atemzug: »Ich habe schon an dem Gang gehört, wer es ist. Ich erkenne inzwischen jede an ihrem Schritt oder an ihrer Art zu atmen«.

Bevor sie sich für ein Leben im Kloster entschied, absolvierte sie eine Ausbildung zur Erzieherin wie viele ihrer älteren Mitschwester auch, in der an das Kloster angeschlossenen »Schule für Erzieherinnen im kirchlichen Dienst«, die seit der Wende als Fachschule für Sozialpädagogik anerkannt ist. Sehr genau kann sie sich noch an ihre ersten Eindrücke erinnern, als es hieß, im Klosterinternat Quartier zu beziehen: »Ich fand es furchtbar, dunkel, unheimlich, still, das riesige Eisentor verschlossen – war eingeschlossen und heulte erst einmal richtig los. Ich hatte mich noch an einer anderen Schule beworben, erhielt aber den Platz in Erfurt und fand es beim zweiten Hinsehen viel freundlicher, nicht zuletzt deshalb, weil die Sonne schien und die Klostertore dann weit offen standen«. Berufung? Ulrike hat eine schnelle Zunge, ihre Augen blitzen schelmisch hinter den Brillengläsern und sie nimmt kein Blatt vor den Mund. »Ich wurde katholisch erzogen, meine Mutter lebte mit meinem Bruder und mir allein. In meiner Zwiesprache mit Gott erschien immer öfter der Gedanke an das Leben in einem Kloster. Dieser Gedanke wurde immer zwingender, bis ich dann sagte: ›O.k., ich denke darüber nach...‹ und später: ›Ja!‹ Damit war die Zeit der inneren Unruhe vorbei.« Für die Mutter war der Entschluß der Tochter nicht leicht zu akzeptieren, schließlich »verlor« sie ihr Kind an eine feste Gemeinschaft. Vom Bruder, der heute in Erfurt Theologie studiert, erfuhr sie ungeteilte Zuneigung. »Wie auch immer du dich entscheiden wirst, ich stehe zu dir.« Der Bruder bedeutet ihr über alle Maßen viel, sie besuchen sich oft gegenseitig. Ulrike ist froh, Stille zu haben, für sie ist es wichtig, gemeinsam mit den anderen Schwestern den Weg des Glaubens zu gehen, im Gebet Kraft zu finden und von der Gemeinschaft getragen zu werden, auch wenn »alle ihre Macken haben und es bei manchen ganz schön zwischert«.

Um in den Orden aufgenommen zu werden, bedarf es der eigenen langen und gründlichen Prüfung – im Interesse der Person und der Gemeinschaft. Schließlich wird hier ein Leben gelebt, daß von drei Säulen eines Gelübdes getragen wird: Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam. Eine schwere Entscheidung, für die man reichliche fünf Jahre Bedenkzeit hat. Das erste halbe Jahr gilt als eine Art Probezeit. In ziviler Kleidung wird an dem Klosteralltag mit seinen Pflichten teilgenommen und ein Art Unterricht erteilt. Danach kann man gehen oder bleiben. Wer bleibt, bekommt das weiße Gewand der Novizin und lebt zwei Jahre in der Gemeinschaft. Wer sich noch immer für ein Bleiben entscheidet, erhält für die nächsten drei Jahre den schwarzen Schleier und kann letztendlich nach mehr als fünf Jahren dem Kloster wieder den Rücken kehren oder aber das Gelübde ablegen. Nach einer feierlichen Zeremonie wird man als gleichberechtigte Schwester in den Konvent aufgenommen. Wert wird darauf gelegt, daß jede Schwester vor dem Beginn ihrer eigenen Überprüfung einen Beruf gelernt hat, damit sie sich jederzeit »draußen« zurechtfinden kann. Nach dem Eintritt in den Konvent erhält die Schwester einen anderen Namen, behält jedoch gleichzeitig ihren weltlichen. Auch werden die Verbindungen zu Familie und Freunden nicht abgeschnitten, sondern können weiter gepflegt werden. Das heißt aber, daß man sich mit seinem Besuch im Besucherzimmer treffen muß, denn das Betreten des Wohnbereiches der Schwestern ist untersagt.

Wie läuft nun der Alltag ab, wie gehen Frauen auf einem so engen Raum über Jahrzehnte miteinander um, welche Zweifel und Fragen beschäftigen sie und sind sie tatsächlich vor all den »weltlichen Dingen« wie Konsum, Kultur, Familie und Sex gefeit? – Ulrike lacht und sagt: »Zuerst bin ich einmal Mensch und dann Ordensfrau«. Sie gehen alle einem ganz normalen Beruf nach, je nach Eignung und Vorliebe. Einige betreuen Kinder im Hort, pflegen Senioren, andere kochen und kümmern sich um die häuslichen Pflichten, wie um das Bügeln der weißen Hauben, oder haben Pfortendienst. Das Kloster muß so wirtschaften, daß es für alle genug zu essen gibt, und daß die notwendigen Reparaturen an dem alten Gemäuer ausgeführt werden können. Dafür werden öffentliche Gelder akquiriert, fließen alle Einkünfte, Renten oder Pachtgebühren in die kollektive Kasse, wird im nächsten Jahr ein Stück Land verkauft und vom Bischof gibt es das Versprechen, im Notfall finanzielle Hilfe zu leisten. Sie selbst verfügen über keinen Groschen.

Das Gelände des Hofes ist groß und verwinkelt und führt in einen wunderschönen Klostergarten. Doch nicht der macht das eigentliche Lebenselixier aus, sondern das fröhliche Lachen zehn vierjähriger Knirpse, die gerade »Bauernhof« spielen. Auf der einen Seite steht ein neuer, wunderschöner Kindergarten, auf der anderen Seite das neugebaute katholische Gymnasium »Edith Stein«. Hier ließen sich die katholische Kirche und der Konvent nicht lumpen. Die Einrichtungen sind großzügig, hell, architektonisch modern gebaut, mit didaktischem Material reich ausgestattet und auf dem neusten Stand der Technik. Computer sind hier zum Beispiel keine Mangelware. Auch daran wird deutlich, daß die Herzen der Schwestern tatsächlich für die Erziehung und Bildung von Kindern schlagen, und daß der Konvent der Ursulinerinnen seinen ursprünglichen »Bildungsauftrag«, nämlich junge Mädchen zu bilden und zu einem christlichen Leben innerhalb ihrer Familie zu führen, seit dem Mittelalter bis heute verfolgt.

Ulrikes Job ist es, im katholischen Gymnasium »Edith Stein« eine Teeküche für Schüler zu betreiben. Hierher kommen die Siebentklässler aufwärts – zuerst etwas zaghaft, dann immer öfter. Ulrike bietet Spiele an, doch dringender wird etwas anderes gewünscht, nämlich Gespräche. Die Kinder wollen reden, reden, reden. Über ihre Klasse, ihre Familie, ihre erste Liebe, ihre Sorgen und Ängste. Ulrikes Botschaft lautet: »Ihr könnt mich fragen, was ihr wollt, ich antworte euch.« Zuerst habe das etwas Befremdendes ausgelöst, denn wie soll man sich mit einer Frau, die keine sexuellen Beziehungen zu einem Mann hat, genau darüber unterhalten? »Ich bin ein Kind dieser Zeit«, antwortet Ulrike und »ich hatte schon Freunde und ich habe Bedürfnisse wie andere auch.« Das verblüffte zuerst, ließ jedoch genau das gespannte Verhältnis zu den Kindern wachsen, das sie inzwischen so nahe gebracht hat. Das ist ein Stück Alltag. Manchmal kommen ihr schon Zweifel, ob sie sich richtig entschieden hat, wenn sie sich vorstellt, selbst eine Familie haben zu können. Aber je länger sie darüber nachdenkt, wächst die Gewißheit, daß der Weg, den sie eingeschlagen hat, der richtige ist. »Ich kann es nicht erklären, woher die Gewißheit kommt – aber sie gibt mir Ruhe und Kraft.« – Einen nicht unwesentlichen Anteil daran dürften die Rituale haben. Am Tag trifft man sich viermal zum Gebet. Jeder Tag beginnt in der kloster eigenen Kirche mit einem Gebet Viertel nach Sieben in der Früh. Auf dem Fenster hinter dem Altar leuchten matt die Figuren herausragender gläubiger

Frauen im Lampenlicht, die ein tschechischer Künstler noch in DDR-Zeiten auf Wunsch der Schwestern kreierte – der Bischof wurde danach davon überzeugt.

Es ist kalt. Eine nach der anderen kommt durch die Tür geschlüpft und nimmt Platz. Jeden Tag werden die Hostie und der Becher von einem Priester gereicht, der aus seinem Türchen tritt, den Ablauf ziemlich eintönig und lieblos zelebriert und danach wieder hinter dem Türchen verschwindet. Als ich mein Befremden darüber äußere, lächelt Schwester Clothilde. Clothilde lebt schon seit über 30 Jahren hier. Sie betreut heute die BesucherInnen und die Bibliothek. Clothilde ist klein, Clothilde ist flink und Clothilde lacht fast immer. »Nun, er ist ein eigenartiger Kauz, wir haben kaum etwas mit ihm zu tun – und wollen es auch nicht«. »Der Papst«, fügt sie hinzu, »ist ja auch noch ein ewig Gestriger«. Für ihre Gesprächsrunden haben sie sich Frauen geladen, den Beichtvater können sie sich selbst wählen. Clothilde blieb nach ihrer Ausbildung an diesem Ort, weil sie in Gemeinschaft mit den anderen Schwestern leben und beten wollte.

Leidenschaftlich liebte sie ihren Beruf als Kindergärtnerin und genoss das quirlige Leben. Als sie im Kindergarten nicht mehr gebraucht wurde, sollte sie sich plötzlich von einem Tag auf den anderen in die Grabesstille der Bibliothek zurückziehen. »Da habe ich mit mir gekämpft, und mir Rat im Gespräch mit einer anderen Schwestern gesucht«. Clothilde war dann aber auch eine der ersten, die auf einem Computer das erste Faltblatt und mit Unterstützung einer Grafikerin das erste Kloster-Geschichtsheftchen herstellte und stolz darauf ist. Das wird Ulrike gefreut haben, denn sie fordert, sich mit der Technik und ihren Vorteilen auseinanderzusetzen. Alles was Clothilde macht, führt sie bedächtig und fürsorglich aus – irgendwie fühlt man sich unter ihren Fittichen wieder als Kind. So dürfte es auch ab und zu Ulrike gehen, denn die beiden haben sich besonders ins Herz geschlossen. Obwohl – auch das weiß jede Schwester – die Freundschaft nicht so eng sein darf, daß sie sich gegenüber den anderen abkapseln, um die Gemeinschaft offen zu halten. Und andersrum muß man wie im »richtigen Leben« auch nicht jede Schwester lieben.

Feste vorzubereiten und Feste zu feiern schweiß die große Familie zusammen, dabei fühlen sie deutlich, daß sie zusammengehören. Aber auch Clothilde bedauert es hin und wieder, keine Kinder zu haben und nie-



manden, an den man sich anlehnen oder mit dem sie Zärtlichkeiten austauschen kann. In solchen Zeiten sucht sie das Gespräch mit älteren Schwestern, die diese Sehnsüchte und Gefühle aus ihrer eigenen Erfahrung heraus betrachten können. Für sie hätte ein sich Umentscheiden immer ein Stück Verrat an ihrer ersten Entscheidung bedeutet. Sie wollte und will weiterhin ihren Weg im Glauben gehen und nicht zuletzt soll er Zeugnis dafür sein, daß Treue und Miteinander möglich sind.

Kommt es zu Konflikten, versucht man diese zuerst miteinander im Gespräch zu lösen – sind diese nicht zu klären, wird die Oberin hinzugerufen. Seit 1982 steht dem Haus die heute 63jährige Schwester Katharina vor. Katharina hat die Ausstrahlung einer Frau, die weiß was sie will und die sehr klug, aufrichtig und wach das Geschick des Hauses zu lenken vermag. Ihre Schwestern schickt sie jedes Jahr für vier Wochen in den Urlaub. Das heißt, sie werden dazu verpflichtet, daß Kloster zu verlassen, um etwas Abstand und andere Eindrücke zu gewinnen. Selbst die Alten müssen los, ob zur Kur oder in das kleine Gartenhäuschen am Rande der Stadt. Ausgestattet mit etwas Taschengeld, vielleicht eingeladen von Freunden und Verwandten, geht's raus aus den Mauern. Oder wenn eine Vertreterin des Konvents eingeladen wird, achtet sie darauf, daß die Reisen gerecht verteilt werden und eben nicht nur eine oder zwei immer wieder fahren dürfen.

So richtigen Neid hat Schwester Katharina noch nicht erlebt, aber revolutionär war es für das Kloster schon, sich von außen eine Supervisorin zu holen. Dagegen haben sich die älteren Schwestern besonders gewehrt. »Die Jüngeren von uns wollen hier auch weiter leben, da müssen wir die alten Zöpfe abschneiden«, verteidigt Katharina ihre Entscheidungen. Natürlich leben hier völlig verschiedene Frauen zusammen, welche, die einfach nur »praktisch« ihren Alltag meistern wollen und andere, die Lust haben, sich geistig zu betätigen. Je nachdem wie rege die Schwestern sind, initiieren sie sich ihre eigenen Gesprächs- und Bibelkreise, beziehungsweise organisiert Katharina Vorträge. Der ausschlaggebende Grund, das sich das aus Ostpreußen vertriebene 14jährige Mädchen

für ein Leben hinter Klostermauern entschied, war die Liebe zu einer Kindergartenschwester, die den Religionsunterricht gab. Sie begann in Greifswald in der Küche zu arbeiten, wechselte danach als Erzieherin in ein Kinderheim in die Nähe von Senftenberg und stellte sich dort als 16jährige den Jungen. Dann hörte sie davon, daß eine Schule in Erfurt eröffnet werden sollte und meldete sich an. Ihr gefiel es, weil es ein Familienkloster war. Wißbegierig holte sie Schulabschlüsse nach, studierte Sozialpädagogik, und schloß diesem ein Sonderstudium des Berliner Ordinariats an, wo DozentInnen aus dem Westen lehrten, und die Absolventinnen nach Studien-schluß fähig sein sollten, katholische Bildungseinrichtungen zu leiten.

Sie weiß um ihre Begabung und stellt diese bewußt in den Dienst Gottes. Auch Schwester Katharina hat sich vor dem Klostereintritt mit den Konsequenzen auseinandergesetzt: »Die Entscheidung dafür bedeutet wirklich nicht nur reine Freude, wenn man das Gelübde bedenkt. Schließlich ist es ein Grundbedürfnis des Menschen, schöne Dinge zu begehren. Zum Beispiel könnte unsere Kleidung aus einem anderen Stoff sein«.

Die starke Frau mit dem offenen Gesicht ist immer genau dort, wo sie gebraucht wird. Sie versteht es, die unterschiedlichen Interessen und Temperamente der Schwestern unter eine Haube zu bringen. Sie weiß, wie sie mit jeder reden muß und hat ein Gespür dafür entwickelt, wenn sich Unzufriedenheit breit macht. Sie ist es auch, die den Orden nach außen vertritt und die sich dafür eingesetzt hat, daß das Gymnasium nach einer Frau benannt wird – nach Edith Stein. Schwester Katharina sieht sich in der Tradition der Gründerin des Ordens, Angela Merici, die den Orden 1535 unter den Schutz der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Ursula stellte. Diese wollte, daß sich Mädchen bilden, sich in einem zivilen Umgang miteinander bewegen und ihren Glauben standhaft vertreten. Das Kloster war nicht zuletzt ein Ort, in dem sich Frauen Wissen aneignen konnten, und eröffnete ihnen eine Möglichkeit, aus ihrer traditionellen Bestimmung zu flüchten. Katharinas Lebensphilosophie lautet: »Ich frage nicht nach dem Warum, sondern ich frage danach, was meine Situation mit mir macht.«

Trotz der vielen Arbeit gehts im Kloster besinnlich zu. Das bekommen besonders Gäste zu spüren, die für ein paar Tage kommen, um auzuspannen, die das Gespräch suchen, sich Zeit für die eigene Besinnung nehmen. Als ich mich im Kloster aufhalte, sind noch zwei andere Frauen da. Eine kommt aus Chemnitz und hatte davor noch nie etwas mit der Kirche zu tun, außer daß sie es sich schon als Kind gewünscht hatte, einmal in einem Kloster zu sein. Sie arbeitet mit Anfang 50 nach einer Umschulung als Pflegerin in einem Rehabilitationszentrum und ist dafür ihrem Schicksal dankbar. Die andere lebt in Burg in Sachsen/Anhalt und verkündet kurz vor ihrer Abreise, daß sie ihren Lieben daheim schon telefonisch angekündigt habe, daß sich ab jetzt etwas Grundlegendes ändern werde. Ihr Ton läßt selbst Clothilde etwas überrascht aufsehen. Aber das sich Zeitnehmen zum Lesen, die Gespräche mit den Schwestern, die immer zuhören können und antworten, dieser gleichmäßige Rhythmus des Tagesablaufes bringen Seiten zum Schwingen, die im Alltag schon lange nicht mehr klingen. Die Gäste kommen und gehen und lassen hier immer etwas von ihrem Leben zurück. Am heutigen Abend erwartet die Chemnitzerin ihren Mann und ihren Sohn, die sie nach fünf Tagen Klosterleben abholen sollen. Aufgeregt, geschminkt und frisch angezogen wartet sie – und läßt bald darauf das Tor zum Kloster hinter sich ins Schloß fallen.

Fotos links:

Mittags kommen die Kinder zur Hortbetreuung (oben)

Schwester Clothilde im Klostersgarten vor dem Gymnasium (unten)

Es fing so an: Du willst ins Kloster?
Keiner wollte das glauben.
Du willst nichts reden?
Was willst dann tun?
Gehen. Schweigen. Üben, still zu sein.
Als ob es die Welt gar nicht gibt.
Als ob es die Stadt gar nicht gibt.
Als ob es mich gar nicht gibt.

Gehen und Schreiben Jenseits von Reden

von Thea Herold, Foto: Annett Ahrends



Das »Haus der Stille« befindet sich auf einem Waldgrundstück im Landkreis Jerichow, 200 Kilometer westlich von Berlin, und gehörte früher dem Orden der Dominikanerinnen. Heute steht es allen offen, die die ökumenischen Regeln des Hauses annehmen können. Seit zwei Jahren leitet es Armin Bernhardt. Er gehörte über 20 Jahre als Mönch zur Bruderschaft von Taizé in Frankreich. Ich hatte mir vorgenommen, für eine verabredete Zeit, meine äußere Stimme schweigen zu lassen. Was geschieht aber, wenn eine Schreiberin einfach die Worte boykottiert? Kann man einfach so loslassen und nichts erwarten und nichts befürchten?

Als ich ankomme, steht das Haus offen und leer. Durch einen kleinen Vorraum geht es in einen dunkel getäfelten Speisesaal, von dem eine Treppe noch oben führt. Dort sind die Zimmer. Unten gibt es den Leseraum. Die Veranda birgt, auf einfachste Weise eingerichtet, eine Hauskapelle. Auf der anderen Seite des Grundstückes liegt das Haus der Familie Bernhardt. Dort gibt es den Gemeindeforum, der sommers zum Garten offensteht. Ich darf mir ein Zimmer aussuchen und nehme das kleinste am Ende vom Flur. Ein Bett, ein winziger Tisch vor dem Fenster, ein Bücherbrett, eine Waschstelle.

Ich lerne Armin Bernhardt kennen. Ein hochgewachsener schlanker Mann mit gütigen Augen. Sein Willkommen nimmt mir einige Bedenken. Er fragt nicht woher, warum, wohin, was oder wieso und ringt mir keine falschen Offenbarungen ab. Er sagt nur: »Ja, die Stille... eine machtvolle Kraft.« Die Abendandacht wird um halb zehn sein. Das Morgengebet um acht. Dazwischen kann ich tun, was mir einfällt.

Die Zeit vergeht hier langsamer. Wieviel Zeit paßt überhaupt in mich hinein. Vor meinem Tisch auf dem Fensterbrett steht die Uhr. Sie zertickt die ganze Kammer. Ich setze mich an den Tisch und sehe durch das Fenster. Dahinten beginnt der Wald.

Jahrelang habe ich Worte in mich hineingegossen, mehr, immer mehr. Und plötzlich diese Ruhe um mich. Ich muß hier nichts erzählen, erklären, beschwören, verteidigen, bewerten. Aber Stille? Ist das Stille? In meinem Kopf schießen die Sätze ins Kraut. Ich sitze in einem Sack voller Reden. Sogar die Sonne scheint mich prüfend zu betasten und mich zu fragen: Was willst du hier? Aber es gilt. Ich rede nicht, keiner spricht mit mir.

Erstes Frühstück im »Schweigen«. Plötzlich steht dieses Schweigen vor mir wie eine bedrückende Autorität. Ich fürchte mich fast vor mir selbst. Wie kann man mit diesem inneren Brausen die Stille erreichen. Diese Art von Stille, die regungslos dasteht, die ein Gefäß ist, so kostbar wie eine chinesische Vase.

Gehen. Ich will durch den Wald gehen. Der weiß, wie man schweigt. Der bewertet nicht meinen unbeholfenen Versuch, von dem ich nicht weiß, wie er enden wird. Der Weg in den Wald führt erst durch einen kleinen Tunnel, der unter den Schienen verläuft. Dann beginnen die Bäume. Etwa drei Kilometer, danach öffnet sich die Landschaft, der Blick kann ungehindert über die Felder. Ein Weg ist zu sehen. Schnurgerade trennt er das Stoppelfeld von einer Wiesenfläche. Er hat roten Grund. Ich weiß nicht warum. Die Erde hier ist sonst eher sandig. Ich nenne ihn im Stillen »Rotes Lot«.

Nachmittags wieder im Haus. Ich denke sehr an Berlin, an die Familie, an meine Arbeit dort, sogar an das Telefon. Und an die Katze.

Während ich auf dem Feld war, hat das Haus neue Gäste bekommen. Eine Gruppe von seriösen Kirchenmännern und -frauen. Aber niemand stellt jemanden vor. Egal, wozu auch. Käte, eine Frau aus Hannover, zieht in das Zimmer gegenüber. Zu Abend wird im Speisesaal gegessen. Es gibt eine lange Tafel und einen kleinen Seitentisch am Fenster daneben. Nicht das! Das nicht! Ich sehe mich wortwörtlich bestraft, so allein und an den Rand gesetzt. Auf meinem Katzentisch sehe ich einen Teller, Brot, Käse, Besteck, alles abgezählt für eine Person. Bernhardt führt mich hin. Ich schweige mit gesenkten Augen. Da ist mein Platz?

Warum das – in Herrgotts Namen! – niemanden kann ich fragen. Nach einer unendlichen Viertelstunde kommt Bernhardt: »Thea, fühlen Sie sich ganz frei. Wenn sie gehen wollen, gehen sie, wenn sie nicht essen wollen, müssen sie nichts essen. Aber es muß sich alles einspielen und langsam beruhigen.« Nein, dann nicht, auch nichts mehr tun, niemanden mehr sehen. Es tut weh. Zur Abendandacht gehe ich nicht. Ich verwühle die Nacht, Alpträume, helllichtige Momente und schlaflose Stunden wechseln sich ab.

Früh stürze ich ans Fenster, wie alle, die auf dem Land großgeworden sind, um nach dem Wetter zu sehen. Es bleibt schön. Wenigstens das. Die Sonne blitzt durch die Birke, die mich an die Birke in der Sandgrube erinnert, in die ich mich als Kind verliebt hatte, und die ich immer noch liebe. Ich hole tief Luft. Neuer Tag, neuer Versuch. Durch die Luft zieht schon der Duft von Kaffee. Egal wo ich sitze, ich werde hinuntergehen zum Essen.

Die Kirchenleute verschwinden in aller Geschlossenheit nach dem Frühstück zu einem Ausflug. Frau Käte schließt sich an. Was hatte ich denn erwartet. Daß sie mir beim »Stillsein« zusieht? Das Haus ist still. Ich nicht. Ich halte nur die Klappe. Versuche eine erste Übung. Sitzen mit verbundenen Augen. Einen Satz hatte ich mir noch als Unterweisung aufgeschrieben: Die Tiefe der Stille hängt vom Hören ab. Ich höre. Ich höre eine Stimme, die nicht spricht, daß man sie hört, die spricht, wie ein herandrängender Bienenschwarm. Aber dahinter, ganz hinter dem Geklapper von tausend Gedanken auf einmal im Kopf, höre ich, wie es abgetrocknete Lindenblüten über die Veranda weht. Ansonsten aber laufen Tun und Denken auseinander wie tausend Schafe ohne Hütehund. >>



Diesen Tag beginne ich anders: Renne an das Blumenbeet neben der Birke, das eine kreisrunde Einfassung hat und recht groß ist. Viel Unkraut, viel Arbeit. Das will ich jetzt tun. Nicht Schreiben. Nicht Sitzen im Zimmer. Ich ziehe das Unkraut aus der Erde und möchte am liebsten in mir selbst weiterjäten, ausmisten, aufräumen. Vielleicht Spinnereien ausrufen. Irgendwelchen Firlanz. Irgendwann kommt Johannes und zeigt mir einen Sack mit Tonmehl. Ich habe keine Erfahrung mit Tonmehl. Ich will gar nicht töpfen. Aber gut, ich pansche. Die Hände wühlen. Soll das ein Hund sein, eine Katze, ein Katzenhund, ein Hundekater? Es sieht aus wie ein Regenwurm mit Schnauze. Mir vergeht die Lust.

Esse zu Mittag. Allein. Die Kirchenwucht ist unterwegs. Auch gut. Es gibt Griesbrei. Es ist besser, daß mich niemand sieht.

Am Roten Lot finde ich einen schönen Stein. Er lacht. Lacht mich an. Ich lache zurück und hebe ihn auf. Ich trage ihn ins Haus, poliert mit dem Schweiß der Hand. Er schweigt auch, wie ich es versuche zu tun.

Abends zur Birke. Ich umarme den Stamm. Lehne mich mit dem Rücken an und überlege, warum mir schon nach so kurzer Zeit das »Anfassen« so fehlt. Das Berührtwerden und Berührenddürfen. Als ich zum Essen komme, bilde ich mir ein, daß der ganze Saal verstummt. Das Geklapper der Bestecke geht mir an die Nerven, ich verschlinge ein halbes Scheibchen Brot und flüchte über die Treppe nach oben. Ich darf. Ich kann. Ich muß nicht. Es ist mir erlaubt, zu gehen, wann ich will, zu kommen, wann ich will. Niemand muß höflich hinhören. Niemand erwartet etwas. Ich bin Luft, eine Niemand-Frau.

In der Hauskapelle lehnt an einem Holzstück das Bild einer koptischen Ikone aus dem 7. Jahrhundert. Sie zeigt Christus und Vater Menas, den Vorsteher eines ägyptischen Klosters. Christus legt Menas den Arm um die Schultern. Zur Nacht, kurz vor dem Schlafengehen, legt Käte ihre Hand auf meine Hand, nur zwei Sekunden und nickt. Kann sie Gedanken lesen? Es tat gut. Es hat so wohlgetan. Im Wald findet sich keine Ruhe, sondern die Raserei selbst. Sie treibt weg vom Weg, hinein in den Wald, und wo er mir tief und verlassen genug scheint, zieh ich mich aus. Ich bade nackt in einer Wanne voll Licht. Es muß seltsam aussehen, wie ein nacktes Weib im Walde steht, und die Sonne anheult.

Ich will das Blumenbeet wässern. Die Ruhe des Gartens umschließt mich und ich fühle mich selbst beruhigt. Hocke mich neben den Schlauch und fülle die Kannen. Bernhard kommt. Endlich. Gleich wird er was sagen. Gut so, oder weiter so, oder irgendwas. Vielleicht könnte er mich ja ein kleines bißchen segnen. Aber dann sagt er nur sehr genau und sehr streng: »Könntest Du bitte auch die hinteren Gurken gießen.«

Mittag: Gott, Herr, ich danke dir, daß ich alleine essen darf. Aber beim nächsten Mal, laß es bitte ein oder zwei Eierkuchen mehr sein. Amen. Durch den Wald zur hohen Heide, zum Roten Lot. Ich gehe aber nicht die große Runde, lege mich stattdessen in eine Kiefer, oben auf den Hochsitz, zusammengerollt wie eine Katze, und lasse mich schaukeln. Heute geht Wind. Die Kiefer ist ein Schiff, das wiegt mich ein: Plötzlich erhascht mein Kopf einen einfachen Gedanken. Hier kann ich liegen, solange ich will. Niemand ruft: Komm herunter: Niemand brüllt: Paß auf dich auf. Es ist mein Liegen. Solange ich möchte. Seltsam. Das ist nichts weiter. Und es hatte mir doch gefehlt. Da waren ein paar Sachen aus der Kindheit übrig, die ich immer machen wollte, SOLANGE ich will. Die Haare wachsen lassen – SOLANGE. Oben in einem Baum schlafen und sich schaukeln lassen – SOLANGE. Im Wald gehen – SOLANGE. Und irgendwann ist es gut. Ist es wirklich gut. Und ich steige hinunter. Auf dem Heimweg kaufe ich für Käte eine rote Blume, eine Gerbera, und stelle sie ihr ins Fenster.

Nach dem Abendbrot: Es treibt mich heute ein drittes mal los, als hätte ich kein Sitzfleisch, nie gehabt, wer hat mir gesagt, daß ich SITZEN kann? Ich tauche unter. In den Tunnel, wo noch das Wasser steht, hinüber zum Wald. Nicht mal weit, nicht weit weg, dann brüllt es aus mir ohne Wort. Es schreit, als will ich mir Nägel brechen. Ein Schrei, wie ich ihn aus mir noch nie herauskommen hörte. Zwei Radfahrer stürzen herzu aus dem Seitenweg, sozusagen von der Wallstreet heraus auf den Broadway, und bremsen abrupt. Sie sehen, nichts ist passiert. Da steht ja nur eine Frau im Wald.

Also nochmal, nochmal ganz langsam: Was machst du hier? Wie kriegst du Stille in das Schweigen? Wonach suchst du eigentlich? Am Ende spielst du nur, eine Stumme, eine schlechte Rolle. Machst Du Dir etwa nur vor, das zu wollen und willst am Ende gar nicht schweigen? Was willst du hier damit beweisen? Wem? – Es ist halb Zehn. Im »Haus der Stille« beginnen sie jetzt mit der Abendandacht. Ich stehe am Roten Lot. Die Sonne macht aus dem Feld eine rote Flur. Er sieht unendlich lang aus. Ich werde das Feld zählen. Genau achthundertfünfundsechzig. Das erstmal, seitdem ich hier bin, konnte ich eines tun, ohne an etwas anderes zu denken.

Es ist seltsam: Ich frage mich, warum ich bislang immer jemand werden wollte, der ich nicht war. Als Mädchen ein Junge. Als Dorfkind ein Stadtmensch. Immer jemand NICHT sein wollen: Keine Landpomeranze, kein halbblindes Menschenkind mit schwerer Brille, großer Nase, schiefen Zähnen, kurzen Haaren. Das ist mal ein absurd klarer Fragesatz: Warum bist nicht DIE die DU BIST? – Verflucht! – Ich stehe mit dem Rücken am Baum und höre die Birke sprechen: Nie wieder wirst Du Dich wieder vor Dir fürchten, wenn Du nur Du bist. SAG einfach JA. Und ich sage stumm. Jaja. Nicht Sprache suchen – sondern der Sprache vertrauen, der eigenen, der wirklich erfahrenen. Nichts einzig im Fremden herumstochern, sondern vor allem mithinein ins Eigene. Schreiben, was ich weiß, ohne fremde Gesichter zu schneiden. Die eigenen Worte nehmen. Hm.

So hat es über Jahre funktioniert und mich zerquält und gejagt und durch die Stunden gehetzt. Warum wußte ich nicht mehr, daß auch »das Andere«; jenseits vom Schreiben, genauso unbedingt mit zum Weg gehört; die gleiche Liebe verdient. Vielleicht oder gerade auch »das Gehen« – alltäglich – bringt es mich hier dem eigentlich Gesuchten näher. Ist es so einfach? Das Gehen in mir aber war zwischendurch ganz verschwunden, das Gehen, das sich immer nur auf die nächsten Schritte konzentriert, das Gehen durch eine Landschaft, die alle Instinkte wachhält. Das eigene Gehen. Wie aber geht man durch die Landschaft der Stadt? Hatte ich versucht, daß sich alles in die irrealen Welt der Worte überträgt? Gehen die Wörter, die Zeilen? Wandern meine Texte?

Mio Deus. Ich sitze in einem leeren Haus und warte. Ich habe das Warten im Bauch. Kein heiliges, kein mystisches, kein trauriges. Das blanke Warten, wie in einer Bushaltestelle auf den Bus, wie im Bahnhof auf einen Zug. Worauf? Das Haus schweigt mit mir. Die Betschwester und Betbrüder kommen erst am späten Abend zurück.

Zum Abendessen gehe ich mit Käte zusammen. Sie legt mir ihren Arm um die Taille und ich lege ihr meinen um die Schulter. Ich gehe zu meinem Platz, den ich nicht mehr als furchtbaren Katzentisch empfinde. Die Kirchenwucht hat mich freundlich in ihrer Mitte aufgenommen. Ich glaube, es gibt etwas zwischen Menschen, daß ohne jedes Wort funktioniert. Ja, daß noch vor dem ersten Wort alles entscheidet. Da können die Menschen danach reden, was sie wollen.

Vielleicht fühlen wir uns in vielen Situationen deshalb so überfordert, unwohl, linkisch und unbehaust; weil wir irgendwas tun »wollen«. Unser Verstand umklammert das Wollen und läßt uns nicht »Tun«, nicht wirklich das Tun entwickeln. So verlieren wir die Achtung für den Augenblick. Wir denken zuviel zurück. Oder nach vorn, statt zu tun, was in genau diesem Moment zu tun ist.

Nachts wache ich auf und sehe über mir einen riesigen grünen Leuchten. Geht es jetzt los? Was ist das für ein Frauenfächer, der meine Bilder der früheren Jahre zeigt, wie Bilder aus dem Fotoalbum. Am Ende klappt der grüne Jadedfächer zu und hat im Innern nur noch eine Frau. Morgens vermute ich, daß es nur die Kontrollampe vom Akku meines Computers war, die von rot (aufladen) auf grün (voll) umgeschaltet hat. Oder ein Traum aus Jade.

Nach dem Frühstück fahren alle vom Hof. Auf dem Weg wollen sie im nahen Dom von Magdeburg zur Zehn-Uhr-Sonntagsmesse halten. Käte fragt mich, ob ich nicht auch mitkommen möchte. Sie hätte mich gern dabei. Es lockt. Ein schöner Gedanke. Ich könnte den Dom sehen zur Andacht; die Orgel hören, noch einmal zusammen mit Käte still sein. Aber es tut auch nicht weh, es sein zu lassen. Der Dom läuft nicht weg, es bleibt auch die Orgel, und Käte. »Ich versteh dich, aber wir sehen uns wieder«. Damit trennen sich unsere Wege.

Jetzt ist das Haus ganz leer. Die Türen zu den Kammern links und rechts von Gang stehen offen. Wind zieht durch den Bogenang und bläst über die abgezogenen Betten. Der Saal unten wirkt wieder größer; oder ich fühle mich kleiner; stehe oben am Geländer und sehe in das Haus. Die Messingzeiger gehen. Die Uhr geht. Der Wind geht. Es geht. Alles geht, auch eine Frau ist zu sehen, sie will zur Birke; sie geht barfuß über das Gras, und das Gras richtet sich auf, sobald sie weitergeht. Die Frau umarmt den Baum so, wie sie den Mann umarmen würde. Sie küßt seine Rinde, wie sie Lippen küssen würde. Niemand sieht, wie das Rot in sie hineinsinkt. Der Birkenstamm breitet seine Arme aus und fängt sie. Er sagt: Du darfst dich versöhnen. Du hast dich schon versöhnt. Geh, lauf einfach zu Dir.

Am Nachmittag zähle ich meine Schritte so, wie meine Großmutter in ihren besten Jahren auf dem Feld die Strohballen zählte. Beim Ankommen sind es genau 846 Schritte gewesen. Das Waschen vor dem Schlafengehen geschieht mit großer Sorgfalt. Vor allem für die Füße, denen ich sehr dankbar bin an diesem Tag. Mir ist eingefallen, daß mich die eigenen Füße schon mein ganzes Leben lang tragen.

Rotes Lot, letzter Tag. 802 Schritte. Es kommt wohl darauf an, wie man geht. Heute ging ich, wie mit Sprungfedern an den Sohlen.

Zu Hause werde ich weiterschreiben, weitergehen, noch einmal alles von vorn, ebenso und doch ganz anders. Zur letzten gemeinsamen Andacht hier: Ubi caritas et amor – Ubi caritas Deus ibi est. Mehr muß ich nicht mitnehmen.

Ort der Stille:

Das »Haus der Stille« mußte mittlerweile umziehen. Es befindet sich nicht mehr bei Jerichow, sondern in 98871 Drübeck im Harzvorland, Klostergarten 6, und öffnet dort ab Januar 1999 seine Pforte.

Telefonische Informationen sind jedoch jetzt schon zu erfragen bei Armin Bernhardt, Tel. 03 94 52 / 943 26

Weitere Orte der Stille:

Kloster St. Marienthal
St. Marienthal 10
02899 Ostritz
Telefon: 03 58 23/ 800

Uruslinienkloster
Anger 10
99084 Erfurt
Telefon: 03 61 / 642 27 24

Ungefähr 100 weitere Adressen finden Sie in der Broschüre »Atem holen«, die unter folgender Adresse für 3,- DM Porto angefordert werden kann:

Vereinigung der Ordens-
oberinnen Deutschlands
Pf. 13 18
56503 Neuwied



Kirche wo ich

Eigene Kinder- oder Jugendgottesdienste gab es damals nicht, die Messe wurde noch in Latein gehalten: »Mitgekriegt hast du davon gar nichts; die Antworten haben wir zwar nachgeplappert, weil es eben dazugehörte, aber verstanden haben wir sie nicht.« Lange Jahre ist sie dann nur noch zu Ostern und Weihnachten in die Kirche gegangen. Erst durch ihre eigenen Kinder ist sie wieder dazugekommen, und hat erfreut festgestellt, daß sich doch einiges verändert hatte.

Das mit der Beichte, zum Beispiel. Ge-graust hat sie sich früher vor dem dunklen Kasten, in dem der Priester die zehn Gebote nacheinander herunterrasselte, um abzufragen, wogegen sich seine Schäfchen versündigt hatten. Was hatte sie da als Kind schon groß zu beichten? Also hat sie »irgendwelche Märchen« erzählt und hatte hinterher ein schlechteres Gewissen als vorher.

Ihren Erstkommunionkindern bleiben solche Erfahrungen erspart. Zwar müssen auch sie im Februar zur ersten Beichte, doch sie haben die Wahl: Wer nicht in den Beichtstuhl will, kann sich auch persönlich mit dem Pfarrer unterhalten. Außerdem dürfen sie Zettel mitnehmen, auf denen sie sich vorher in Ruhe aufgeschrieben haben, was sie beichten möchten. »Ein bißchen Kribbeln im Bauch gehört schon dazu, aber wenn sie hinterher 'rauskommen, sind die Kinder völlig locker,« freut sich Ute Werner über ihre Schützlinge.

Locker geht es auch bei der allwöchentlichen Gruppenstunde zu. Im Kreis sitzend hören die Kinder aufmerksam zu, wie Ute Werner die Geschichte vom Propheten Elias vorliest, dem sich Gott weder im Sturm, noch im Erdbeben, sondern in einem leisen Säuseln offenbart. »Und deshalb brauchen wir die Stille, wenn wir mit Gott sprechen wollen« schließt sie. Als die Kinder anschließend aufschreiben dürfen, worum sie Gott bitten möchten, geht es um höchst irdische Dinge, vor allem um gute Noten. Ute Werner hat damit kein Problem: »Schließlich ist das für die Kinder wichtig« sie sollen ja ihren eigenen Weg zu Gott finden, und darin unterstützen wir sie.«

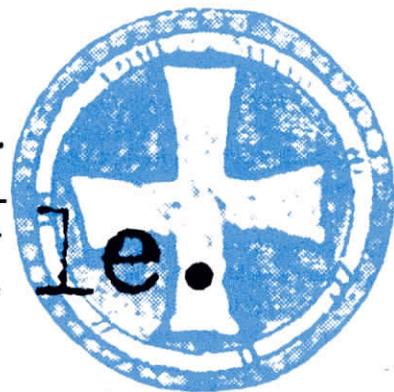
Katholische Frauen haben es nicht leicht mit ihrer Kirche: Wie in kaum einer anderen Institution außer dem Militär sind sie hier von wichtigen Positionen ausgeschlossen. Trotzdem – oder gerade deshalb? – engagieren sich auf Gemeindeebene sehr viel mehr Frauen als Männer: In sozial-caritativen Diensten, in der Kinder- und Jugendarbeit, bei der Vorbereitung von Gemeindefesten und Gottesdiensten. Karin Nungeßer traf eine von ihnen.

Jeden Sonntag geht Ute Werner zur Kirche. Nicht, weil es sich so gehört für eine gute Katholikin, sondern weil sie es »ihren Kiddies« einfach schuldig ist: »Ich kann denen doch nicht montags in der Gruppenstunde erzählen, wie wichtig der Gottesdienst ist, und dann selbst zu Hause bleiben, wenn die sich aus den Betten quälen«, erklärt sie lachend.

Seit mehr als zehn Jahren bereitet die Mutter von drei erwachsenen Söhnen alljährlich Kinder auf die Erstkommunion in ihrer Gemeinde vor. Ehrenamtlich kommt sie einmal die Woche in den hellen Gemeindefestsaal hinter der Backsteinkirche, um mit den Drittklässlern über Gott und Jesus zu reden, zu basteln, zu spielen und zu beten. »Aus einem praktizierenden Elternhaus kommen die wenigsten,« weiß Ute Werner, »in den meisten Familien wird überhaupt nicht über Religion geredet, auch nicht gebetet.«

Das war bei ihr zu Hause anders: »Katholisch hoch drei« seien ihre Eltern gewesen und hätten sie noch als Jugendliche jeden Sonntag mit den beiden älteren Brüdern zur Messe geschickt, »obwohl in dem Alter alles andere natürlich viel spannender war.«

ist dort, mich wohlfühle.



Daß soviel Offenheit und Toleranz im Umgang miteinander in der Katholischen Kirche nicht selbstverständlich ist, weiß sie aus eigener Erfahrung. Aber Kirche ist für Ute Werner eben keine abstrakte Gemeinschaft – und schon gar nicht die Amtskirche – sondern ihre Gemeinde, in der sie sich wohlfühlt, und wo vieles freier gehandhabt wird als es das Kirchenrecht vorsieht. Regelmäßig kommen zum Beispiel geistig und körperlich behinderte Kinder aus anderen Gemeinden hierher, denen von ihren Pfarrern die Teilnahme an der Erstkommunion verweigert wird. Hier nehmen sie ganz normal am Unterricht und den Wochenendfreizeiten der Gruppe teil. »Wenn du dann siehst, wie selbstverständlich die Kinder damit umgehen – da könnte sich mancher alte Pfarrer dran abgucken, was Menschenliebe ist,« findet Ute Werner und ist froh, daß ihr Pfarrer da anders ist.

Nicht zuletzt, was die Mädchen betrifft: Obwohl Rom bis heute keine Ministrantinnen anerkennt, wirbt ihr Pfarrer seit Jahren gezielt Mädchen für den Dienst am Altar. Dieses Amt, das von außen gesehen wenig bedeutsam erscheinen mag, hat für viele Frauen in der katholischen Kirche große Symbolkraft, schließlich bedeutet es eine aktive Teilnahme an der Liturgie. Ute Werner ist jedenfalls zuversichtlich, daß »irgendwann, in zehn oder zwanzig Jahren« auch Frauen zu Priesterinnen geweiht werden. Bis dahin sind es vor allem Frauen wie sie, die der Kirche ein weibliches Gesicht geben.

Lieber Gott ich bete dich
das ich und die ganze Familie
immer gesund bleiben.

Lieber Gott ich bete dich
das ich mal zu Meinen Vatter
ziehen kann.

Aron, 9 Jahre

Herr, bitte mach das der Krieg in vielen
Ländern zuendegeht. Schenke den
Menschen Arbeit und gib ihnen
Häuser damit sie darin wohnen
können. Gib den Menschen die keine
Freude am Leben mehr haben die Freude
zum Leben wieder. Das bitte ich dich
Lieber, Gott.

Amen

Magdalena, 8 Jahre

Lieber Gott,
bitte mache das ich in meinem
aufsatz eine ~~ein~~ habe. Amen

Katharina, 9 Jahre

Das Christentum

Das ist zunächst der Name für eine der größten Religionstraditionen der Welt, die auf eine fast 2000jährige Geschichte zurückblicken kann und zu der sich heute über eine Milliarde Menschen bekennen. Sie gehören verschiedenen Konfessionen, Kirchen, Denominationen an, die jeweils ihr spezifisches Milieu besitzen. Trotz unübersehbarer Vielfalt in Lehre und Leben besteht eine Einheit: Alle berufen sich auf Jesus Christus und die Bibel, sie reden von den drei göttlichen Personen, die ein Gott sind: Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Die Rede von der Sünde nimmt eine herausragende Bedeutung in der Bibel ein. Sünde steht für eine allgemeine menschliche Schuldhaftigkeit. Durch das Einhalten der zehn Gebote soll der Mensch ein gottgefälliges Leben führen und nur Jesus hat die Vollmacht, Sünden zu vergeben. Christliche Grundauffassung ist: Weil Gott den Menschen zuerst geliebt hat, ist auch dieser in der Lage, Gott und seinen »Nächsten« zu lieben. Darüber hinaus ist Christentum ein wesentlicher Bestandteil der westlichen Kultur- und Geistesgeschichte. An der Schwelle zum dritten Jahrtausend wird deutlich, das wohl mehr als zwei Drittel aller Katholiken in der Dritten Welt leben, so daß die katholische Kirche des 3. Jahrtausends eine Dritte-Welt-Kirche sein wird.

Ein immer noch tiefer Riß geht durch die Kirchen in der Frage der Rolle der Frau in der Kirche. Während in der römisch-katholischen Kirche Priesterinnen derzeit noch undenkbar sind, gibt es sie in der anglikanischen Kirche Australiens mittlerweile. Im deutschen Protestantismus hat die Wahl der ersten Bischöfin die Spaltung zwischen dem evangelikalen Lager, das diesen Vorgang für »unbiblisch« hält, und der Volkskirche erheblich vertieft. Die feministische Theologie setzt sich seit zwei Jahrzehnten mit der traditionellen männlichen Christologie auseinander. Von christlichen Frauen wird Jesus Christus oft nur noch als »ethischer Jesus« und Begründer der kirchlichen Gemeinschaft wahrgenommen. Zu groß sind inzwischen die Differenzen zwischen Lehre und Erfahrung, zwischen Tradition und Moderne.

Kein Bekenntnis, eine Standortbestimmung

Heidrun Elliger ist 60 Jahre alt, von 1962 bis 1968 studierte sie Theologie am ehemaligen Sprachenkonvikt in Ostberlin und arbeitete danach über zwanzig Jahre als Redaktionsleiterin im Bereich kirchliche Publizistik. Nach der Wende teilte sie sich die Stelle als Frauenbeauftragte der Evangelischen Kirche Berlin mit einer Westkollegin und ist heute u.a. Mitglied der ökumenischen Projektgruppe zur Dekade »Solidarität der Kirche mit den Frauen«. Mit ihr sprach Karin Nungeßer:

Als ich Sie beim Vorgespräch auf das Thema »Frauen und Religion« ansprach, haben Sie spontan Ihre Mutter erwähnt. War sie diejenige, die Sie in Ihrem christlichen Glauben geprägt hat?

Ja, auf jeden Fall. Die nach dem Krieg offenbar gewordene Schuldhaftigkeit Deutschlands war für meine Mutter der Grund, ihren bisherigen Beruf aufzugeben und Katechetin zu werden. Mein Vater war nach Kriegsende abgeholt und – wie wir später erfahren haben – in das noch bestehende Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht worden. Im Herbst 1945 hat meine Mutter dann aus dem Stand heraus angefangen, an der Schule Religionsunterricht zu erteilen und hat parallel dazu ihre Ausbildung als Katechetin gemacht. Mein Bruder und ich haben oft mit ihr gelernt: Katechismus und Glaubensbekenntnis, die Erklärungen zu den Hauptstücken – oft bei Kerzenschein, wegen der vielen Stromsperrungen – das hat mich ganz sicher tief geprägt.

Im Gegensatz zu Ihrem Bruder haben Sie nach dem Abitur aber zunächst nicht Theologie, sondern Sprachen und Philosophie an der Freien Universität in Westberlin studiert. War das eine Folge der zunehmenden staatlichen Diskriminierungen von Christen in der DDR?

Die gab es ja schon früher, 1953 ging es los mit den Attacken auf die Junge Gemeinde. Als mein Bruder ein Jahr später Abitur machte, sagte der Stadtschulrat laut »Jetzt kommt



Staatsfeind Nummer 1.«, und als ich Mitte der Fünfziger Medizin studieren wollte, wurde mir wörtlich gesagt, ich sei ja wohl die erste, die anschließend in den Westen ginge. Ich bin geblieben, habe zwar in Dahlem studiert, wohnte aber weiterhin in Niederschönhausen und habe mich dort in der Gemeinde engagiert.

War das für Sie in erster Linie ein religiöses oder auch ein politisch motiviertes Engagement?

Das läßt sich nicht trennen: In den Gesprächsgruppen ging es immer wieder um Fragen christlicher Ethik, vor allem um das Verhalten von Christen dem Staat gegenüber. »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes isti ñ was bedeutet das für Christen einem ausgesprochen atheistischen Staat gegenüber? Darüber gab es innerhalb der Gemeinde spannende und lebhaft Diskussionen, aber noch keinen Dialog zwischen Kirche und Staat. Der setzte erst mit der Gründung des Bunds Evangelischer Kirchen in der DDR 1969 ein.

»Kirche im Sozialismus« lautete die Formel, mit der nach der Eisenacher Synode von 1971 das Verhältnis von Staat und Kirche umschrieben wurde.

Das war eine Standortbestimmung, kein Bekenntnis. Als Christen und Christinnen, die nach dem Mauerbau in der DDR lebten, mußten wir uns sehr ernsthaft mit dieser Frage befassen und eben nicht nur abwehrend-apologetisch, sondern im Dialog. Natürlich hatten die anderen die Macht, aber – obwohl wir uns immer so ohnmächtig gefühlt haben – muß ich im Nachhinein

sagen: Auch die Kirche hatte Macht. Wenn die Kirche sich weitgehend verweigert hätte, dann hätte das Kreise gezogen. Und auf diese Konfrontation wollte es der Staat nicht ankommen lassen.

Die Kirche aber auch nicht. Würden Sie ihr das heute vorwerfen?

Nein, ich denke, wir mußten und wollten hier leben, und deshalb war der Dialog notwendig. Dieses Staat-Kirche-Gespräch mit Honnecker und Bischof Albrecht Schönherr und anderen am berühmten 6. März 1978 war da ein wichtiger Schritt, weil wir uns darauf berufen konnten, wenn zum Beispiel Kinder, die zur Christenlehre gingen, immer noch in der Schule diskriminiert wurden.

Im gleichen Jahr wurde allerdings das Fach »Sozialistische Wehrerziehung« an den Schulen eingeführt.

Ja, das stimmt. Und dem konnte sich keiner entziehen. Aber es wurde immer wieder gesagt: »Jeder, der sich zu seinem Glauben bekennt und es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren kann, bei den paramilitärischen Lagern mitzumachen, kann sich darauf berufen.« Und dazu haben wir die Eltern auch ermutigt, das auch öffentlich zu sagen. Was mich daran vor allem bekümmert: Diejenigen, die damals nicht studieren durften, die sitzen auch heute nicht in den Leitungsfunktionen.

Sie selbst haben seit Ende der Sechziger Jahre eigene Erfahrungen mit staatlichen Eingriffen gemacht: Als Redaktionsleiterin im Burckhardtthaus, waren Sie verantwortlich für die Herausgabe von Bibelhilfen, Andachtsbüchern, Gemeindeschriften und Zeitschriften für kirchliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und mußten sich mit Zensur auseinandersetzen. Was wurde da von staatlicher Seite beanstandet?

Im Gegensatz zu anderen sozialistischen Staaten gab es bei uns ja schon kurz nach dem Krieg Drucklizenzen für kirchliche Publikationen von der Sowjetischen Militäradministration; später war dann das Ministerium für Kultur für die Vergabe der Druckgenehmigungen zuständig, wobei Bücher der Vorzensur, Zeitschriften der Nachzensur unterlagen. Die hatten von daher etwas größere Spielräume, gleichzeitig bestand aber immer die Gefahr, daß gleich eine ganze Ausgabe verboten wurde. Generell gab es von Seiten des Staates die Tendenz, uns auf eine sehr enge kultische Definition

zu beschränken: Der Einspruch lautete immer, daß wir uns weder mit Literaturunterricht, noch mit Musikkunde zu befassen hätten – selbst Kochrezepte für Bibelrüstzeiten wurden da übel angemerkt. Wir sollten uns also völlig auf den Kult beschränken; gleichzeitig wurde alles beanstandet, was die christliche Botschaft in die gesellschaftspolitische Wirklichkeit übersetzte. Ein Meditationsheft mit kurzen Bibeltexten, literarischen Texten, Fotos und Fragen an Jugendliche zum Thema »Wir sind so verschieden« wurde mir zum Beispiel komplett verboten – obwohl nichts staatsfeindliches drin war. Das galt als »bürgerliche Pluralität« und das genügte.

Gerade der Protestantismus hat ja den Anspruch, mit dem christlichen Glauben in die Gesellschaft hineinzuwirken ...

... und damit Gesellschaft zu verändern.

Welche Rolle spielten in diesem Zusammenhang die oppositionellen Gruppen, die sich in den sechziger und siebziger Jahren verstärkt »unter dem Dach der Kirche« sammelten?

Zum einen haben sie die Kirche mit dem ganzen Spektrum nicht-konform denkender Menschen konfrontiert und viele Themen auf die Tagesordnung gesetzt, die sonst nicht berücksichtigt worden wären. Die Gemeinden haben sie nicht verändert, weil sie sich dort nicht wirklich integriert haben. Sie haben den Schutzraum Kirche gesucht und – in den meisten Fällen ñ auch bekommen, obwohl klar war, daß mit diesen Gruppen auch die Staatssicherheit ins Haus kommt. Ich denke aber, daß die Kirche auch darüber hinaus einen großen Anteil an der geistigen Vorbereitung der Wende hatte. Es waren zum Beispiel Kirchenleute, die den Leuten immer wieder gesagt haben: Geht in die Wahllokale und bleibt bis zur Auszählung und vergleicht das Ergebnis mit dem, was hinterher in den Zeitungen steht. Die evangelische Kirche war da in vielen Bereichen ein Katalysator und auch ein Initiator für viele Leute, die eigentlich ängstlich waren und die dann Mut hatten, Stellung zu beziehen.

Wie werten Sie die Wiedervereinigung der beiden Evangelischen Kirchen, die im Juni 1991 – also erst ein knappes Jahr nach der staatlichen – vollzogen wurde?

So sehr wir uns über die Wiedervereinigung gefreut haben, für fast alle Arbeitszweige der ostdeutschen Kirchen bedeutete

sie das Aus: Jungmännerwerk, Burckhardtthaus, Ausbildungsstätten wie Malche – rund einhundert Arbeitszweige, die nach der Teilung im Osten einen Arbeitsschwerpunkt hatten, der verändert auf die ostdeutsche Situation ausgerichtet war, wurden wenig später aufgelöst. Von daher unterschied sich die Wiedervereinigung der evangelischen Kirchen nicht von der der beiden deutschen Staaten: Leider.

Sie selbst haben sich nach der Wende als Frauenbeauftragte der Evangelischen Kirche in Berlin Brandenburg beworben und sich diese Stelle von 1992 bis 1997 mit Isolde Böhm geteilt. Was hat Sie an dieser Aufgabe gereizt?

Das war sozusagen mein Lebensthema schon von Jugend an. Später habe ich dieses Thema im Burckhardtthaus verfolgt und mit anderen zwei europäische Frauenkonferenzen vorbereitet. Es lag also für mich nahe, mich auf diese Weise in der Kirche für Frauen zu engagieren und etwas für die Gleichstellung der Frauen zu tun. Denn erst wenn Frauen und Männer gleichermaßen vertreten sind, ist es möglich, die Lebenswirklichkeit von Frauen, ihre Erfahrungen und Interessen innerhalb der Kirche, in Theologie und Spiritualität wirklich wahr-zunehmen.

Was hat aus Ihrer Sicht die Dekade »Solidarität der Kirche mit den Frauen« gebracht, die in diesem Jahr zu Ende geht?

Vor zehn Jahren begann die vom Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) ausgerichtete Dekade weltweit mit großer Verve. Leider wurde sie als bloße »Frauendekade« mißverstanden, anstatt von den Kirchenleitungen als Anlaß für Strukturreformen begriffen zu werden, um eine gerechte Gemeinschaft von Frauen und Männern herbeizuführen. Heute herrscht bei vielen Frauen große Resignation, auch wegen des hohen Konkurrenzdrucks und der Stellenstreichungen.

Auch die Dekadethemen wurden oftmals als Sonderthemen mißverstanden, obwohl sie schon seit Gründung der ÖRK ständig auf der Tagesordnung standen. Eines der Hauptthemen »Frauen und Gewalt« wird von Frauen weiter wachgehalten, ebenso wie Überlegungen zu einem »Christinnenrat«. Auch nach Abschluß der Dekade werden wir also auf jeden Fall weitermachen. Gebracht hat uns die Dekade die ständig enger werdende Verbindung mit katholischen Frauen. Und das ist doch schon viel.

Heilige Geistin

Interview mit Heidemarie Wüst



Heidemarie Wüst, 47 Jahre, Ingenieurin für Baustoffverfahrenstechnik und studierte Sozialpädagogin, arbeitet seit 1988 als Studienleiterin in der Evangelischen Akademie Magdeburg. Sie engagierte sich in Kirchenkreisen, in Lebensberatungskreisen, bei den »Frauen für den Frieden« – für die Stasi war sie ein Sicherheitsrisiko der DDR. Als Direktorin der Akademie wurde sie im Sommer auf Grund von Differenzen mit Friedrich Schorlemmer, Gesellschaftskritiker, Medienstar und bis zu ihrer beider Absetzung ihr Stellvertreter, von ihren Leitungsaufgaben entbunden.

Welche Stellung hat für Sie das Christentum in der heutigen ostdeutschen Gesellschaft?

Heute wird nicht nur nach der Tradition und nach der Kultur gefragt, sondern auch nach der Schuld des Christentums: während der Nazizeit, zur Zeit der Hexenverbrennung oder der Inquisition.

Interessant finde ich, daß die Institution Kirche als ein neues Zugehörigkeits-Muß erfahren wird. Wenn ich heute etwas werden will, muß ich drin sein, so wie früher in der SED. Nach der Wende wollten viele Mitglied der Kirche werden, ohne zu wissen was es heißt, Christ zu sein. Dann haben sie gemerkt, daß es Geld kostet, und sind wieder ausgetreten. Jetzt wird eine Kosten-Nutzen-Rechnung aufgemacht und gefragt, was bedeutet Christentum für mich. Heftig wird darüber diskutiert, ob die Kirche missionieren darf: Was heißt es für das politische Gemeinschaftswesen, wenn von christlichen Werten gesprochen wird? Hat das Christentum wirklich die Authentizität, um als Vorbild für ein verantwortliches Leben zu wirken? Viele Erwachsene, die die Demokratie als ein wichtiges, errungenes Gut akzeptieren, stehen der Amtskirche mit ihren traditionellen Hierarchien skeptisch gegenüber. Sie merken, daß Kirche und Christentum nicht unbedingt identisch sind. Ich kann mir vorstellen, daß das die Kirche stärker verändern wird, als es ihr nach 2000 Jahren lieb ist. Ich beobachte zur Zeit einen Rückzug der Kirchen aus gesellschaftspolitischen Bereichen, wie aus der AusländerInnenarbeit, der Friedensarbeit, der Arbeit der Evangelischen Erwachsenenbildung oder der Akademie. Das sind Zeichen eines Einzuges in klerikalere, engere gemeindebezogene Felder. Das nehme ich als einen großen Verlust wahr.

Wo finden sich in der christlichen Religion die Frauen? Zum Beispiel wenn es heißt: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes...«.

Vater, Sohn und Heiliger Geist heißt ja eigentlich: Heilige Geistin. Sie hat in der Trinität (der Dreieinigkeit) das Mutteramt inne – der Atem, der das Leben spendet. Das ist eine Dimension, die ein Bild für das Ganzsein der Menschlichkeit als weiblich und männlich eröffnet. Diese Auseinandersetzung wird seit Jahren in der Feministischen und auch in der Lehrtheologie geführt, aber sie wird nicht veröffentlicht. Es soll den »normalen« Gemeindemitgliedern nicht zugemutet werden. Aber Frauen, die z.B. Akademietagungen zum Thema »Frauen und Kirche« besuchen, setzen sich heftig mit diesem personalen Bild eines Gottes auseinander. In der Bibel steht: Du sollst dir kein Bild machen. Aber es ist gemacht worden: das eines Vaters, eines weisen alten Mannes. Das ist falsch. Wir müssen als Christen die Anstrengung auf uns nehmen, ihn nicht personal zu denken.

Kirche und Frauen ist ein wirklich sehr schwieriges Thema. Ich habe den Eindruck, daß sehr viel auf die Geduld der Frauen gesetzt wird. Es gab Bemühungen, das Mißverhältnis in der Kirche – im Dienst der Gemeinde stehen vorwiegend Frauen, die Führung übernehmen Männer – aufzubrechen. Eine ökumenische Dekade der »Kirche für die Solidarität mit Frauen« wollte die Gleichstellung für Frauen in der Kirche durchsetzen. Es gab viele ermutigende Aktionen, richtig schöne Aufbrüche. Heute sieht die Realität wie ein Rückzug aus diesem Aufbruch aus. Frauen ziehen sich aus der Kirche zurück, nicht freiwillig, es ist eher wie ein Herausdrängen. Ich erinnere mich noch gut daran, als nach der Wende in unserer Kirchenprovinz Sachsen, nach harten Kämpfen die erste Frauenbeauftragte in ihr Amt eingesetzt wurde – der Konsistorialpräsident bekam seine Beglückwünschung nur mit der geballten Faust im Rücken hin und dem öffentlichen Kommentar: »Ich hatte ja gehofft, daß wir diesen Unsinn der westdeutschen Kirchen hier nicht mitmachen müssen«. Die Frau hat ihren Job noch bis zum Jahr 2000, danach wird ihr Amt wieder abgeschafft, das ist schon beschlossen.



Welche Bedeutung hat die feministische Theologie für die Kirche und für Sie persönlich?

Die feministische Theologie hat an neuen Denk- und Wahrnehmungsanstößen eine ganze Menge beigetragen. Diese Neuansätze, Kirchentexte aus Frauensicht wahrzunehmen, hat uns schon zu DDR-Zeiten beschäftigt. 1989/90 habe ich gemerkt, daß die Theorieansätze von der pragmatischen Alltagsarbeit, der Stellensicherung und dem Aufbau neuer Strukturen so überwuchert wurden, daß die Auseinandersetzung mit Theorie nur wenigen zugänglich ist.

Bildet das Thema Frauen einen Schwerpunkt im Akademie-Programm? Wenn ja, mit welchen Themen?

Frauenthemen bietet die Akademie an seitdem ich dabei bin. Meine Lieblingsthemen sind Frauen, Soziales und Wirtschaft. Die Rolle der Frau in der Familie, dieses merkwürdige Lebensbild von entweder Mutterfrau oder Geliebte ist ein Thema, dem ich mir immer wieder widme. Das hat mir schon viel Ärger eingebracht. Vor allem weil ich die Eva-Geschichte als Emanzipationsgeschichte übersetze. Gott traut uns zu, daß wir die Erde mitverwalten, mitverantworten. So verstanden ist es keine Geschichte des Sündenfalls und der Demütigung der Frau.

Sie sind seit 10 Jahren an der Evangelischen Akademie. Gibt es Unterschiede zwischen der DDR-Zeit und der jetzigen gesamtdeutschen Realität?

Die Evangelische Akademie in Magdeburg hat damals Gruppen in der evangelischen Kirche, die etwas verändern wollten, zusammengebracht. Die Akademie war damals ein halböffentlicher Ort zum Ausprobieren, zum Diskutieren über Tabuthemen. Ich habe hier meine Ohnmachterfahrungen verarbeiten können und meine Würde wiedergefunden. Wir haben politische Schulungen mit Handlungsbewußtsein angeboten. Damals hat sich Kirche durch die vielen Aussteigerinnen und Aussteiger bereichert gefühlt.

Als ich '88 anfang, waren Jochen Tschiche und ich die Studienleiter, und wir hatten gemeinsam eine Sekretärin. Heute sind wir vom Arbeitsumfang, Personal und Ausstrahlung viel größer und werden dadurch von der Kirche als Bedrohung angesehen. Sie akzeptiert nicht, daß die Akademie eine Tür ist, durch die sich ganz neue Leute der Kirche nähern können.

Was sind die Hintergründe Ihrer Differenzen mit der Akademie?

Friedrich Schorlemmer und ich sind ja von unseren Leitungsaufgaben entbunden worden. Ich bin also Direktorin ohne Leitungsaufgaben. Ich bin völlig fassungslos über diesen Entschluß. Ich habe mich seit sechs Jahren bemüht, mit Schorlemmer trotz großer Unterschiede zusammenzuarbeiten. Es gibt aber verwaltungstechnische Mindeststandards, die eingehalten werden müssen. Das heißt beispielsweise, daß jede Studienleitung mit der gewählten Direktorin ihre Außendarstellung abstimmen muß. Das hat Friedrich Schorlemmer immer wieder durchbrochen. Daraufhin gab es natürlich Ärger, und ich habe ihm die Stirn geboten.

Akademiearbeit lebt davon, daß wir Themen anbieten und einem Publikum Raum und Zeit zur Verfügung stellen. Man hat mir auch vorgeworfen, daß ich zu gesellschaftspolitisch gearbeitet habe. Aber ich stehe zu diesem Anspruch, daß eine Akademie so zu arbeiten hat.

Daß ich auf einem silbernen Tablett serviert wurde, als Herr Schorlemmer vom Vorstand der Akademie forderte: »Wenn Frau Wüst mir weiterhin was zu sagen hat, dann geh' ich und zwar mit Presserummel«, empfinde ich als demütigend und für eine Akademie, die vorgibt, mit einer Streitkultur zu arbeiten, empfinde ich es als Katastrophe. Vielleicht ist es ein Konglomerat aus dem Kampf zwischen Theologen und Laien, von Mann gegen Frau. Vielleicht benutzt die Kirche den Konflikt auch dafür, daß die Akademie nicht noch größer und interessanter, sondern kleiner gestaltet wird – und man wieder im kleinen, feinen Laden basteln kann.

Marinka Körzendörfer, Annette Maennel

lo jung, erst einundachtzig

Bé Ruys, Pastorin der niederländisch-ökumenischen Gemeinde in Berlin, streitet mit unverbeserlichem Optimismus für die Bewohnbarkeit dieser Welt.

Ein Porträt von Ute Scheub

Dieses quirlige Mädchen soll im Ruhestand sein? »Pastorin i. R.«, so lautet Bé Ruys offizieller Titel. »Pastorin in Reichweite«, wie irgendeiner ihrer unzähligen Fans die Abkürzung übersetzt, ist allemal treffender. Daß sie im Oktober einundachtzig Jahre alt wurde, kann man kaum glauben. »Was für ein Unsinn!«, kommentierte einer ihrer Wegbegleiter, Gert van Maanen, als im letzten Jahr ihr 80. Geburtstag mit einem kleinen Festakt begangen wurde. »Achtzigjährige Menschen sind anders. Sie sind meistens alt und gebrechlich, leben in den Tag hinein, denken an vergangene Zeiten und schauen aus dem Fenster. Du, achtzig?«

Sie lacht, sie freut sich über jeden, der ins Haus kommt. Das Hendrik-Kraemer-Haus, Sitz der niederländischen Gemeinde zu Berlin, ist bedingungslos offen; Bé Ruys, seit fast 50 Jahren Mittelpunkt der kleinen Villa im bürgerlichen Berlin-Dahlem, wollte es nie anders haben. Selbst der Briefträger legt hier täglich eine Mittagspause ein und löffelt ein einfaches Mahl, mittenmang zwischen Flüchtlingen aus aller Welt, niederländischen Zivildienstleistenden, linkskatholischen Basisarbeitern und altgedienten Vertretern des »christlich-marxistischen Dialogs«. Und natürlich Bé.

Kein Wunder, daß sich so jemand von den Turbulenzen der Menschheitsgeschichte ans Licht der Welt locken ließ. Amalie Elisabeth Ruys, genannt Bé, wurde ausgerechnet am Tag der russischen Revolution geboren, in einem Pfarrhaus in dem kleinen holländischen Dorf Hoenderloo. »Meine Eltern leb-



Foto: Nelly Rau-Häring

ten sehr harmonisch miteinander«, schreibt sie in einem autobiografischen Rückblick*. »Zu den wenigen Erinnerungen, die ich an diese Zeit habe, gehört, daß bei uns zu Hause sehr viel gelacht wurde.«

Ihr Vater, ebenfalls Pfarrer, sammelte Geld und gründete eine Wohnungsbaugesellschaft für die Armen. Christentum, das war für Bé immer ein Synonym für soziales Engagement. Die Pastorin Ruys habe »eine ganz eigene Art zu theologisieren entwickelt«, befindet ihr Freund Jan Willem Menkveld. Eine Theologie, die sich weniger in Texten niederschlägt als im Dialog als Lebensform, in der Aufmerksamkeit für Fremde und Marginalisierte und »für Ideen, die von anderen schon aufgegeben worden sind.« In der »ökumenischen Herberge« des Hendrik-Kraemer-Hauses werde »dieser rote Faden weitergesponnen, damit sie sich allmählich als ein Ort entpuppt, in welchem Obdach für Menschen und Ideen geboren wird. So wird Ökumene konkret: das Bewohnbarmachen der Erde.«

Den Dialog pflegt Bé gerne auf dem Wohnzimmersofa. Sie hat auch eine ganz eigene Art zu denken entwickelt, immer wieder unterstrichen durch heftiges Locken-

schütteln oder lebhafte Gesten. Eine Theoretikerin ist sie gewiß nicht. Abstrakte Fragen, etwa danach, wie ein human gestalteter Sozialismus aussehen könnte, beantwortet sie mit langen biografischen Ausführungen über Personen, die dazu Kluges zu sagen hätten. Ihr Denken kreist nicht um Systeme, sondern ausschließlich um Menschen. Und sie kann dabei »von einem Gedanken zum nächsten springen wie ein Vogel von Zweig zu Zweig«, befand schon ihr erster Mitarbeiter im Hendrik-Kraemer-Haus, Pieter Riemens. Manchmal scheint es gar, als wolle der Vogel entwischen.

Und wer war der Namenspatron des Hauses, Hendrik Kraemer? »Ein unwahrscheinlich trockener, nüchterner, fast hölzern wirkender Typ«, beschreibt ihn Bé Ruys. Als sie 1937 in Utrecht Theologie zu studieren begann, lernte sie über ihr Engagement beim Christlichen Studentenweltbund den Theologieprofessor kennen. Er hatte während seiner zwölfjährigen Missionstätigkeit in Indonesien die Bibel in die dortige Sprache übersetzt und später arabisch gelernt, um den Islam verstehen zu lernen. Kraemer gab den Anstoß zu jenem Dialog zwischen Menschen unterschiedlicher Nation, Rasse, Religion und Weltanschauung, der Bé Ruys ihr ganzes

Leben lang begleiten sollte. Das Hendrik-Kraemer-Haus wurde zum Zentrum dieses interkulturellen Dialogs, in ihm kreuzen sich die Himmelsrichtungen: Ost und West, Nord und Süd.

Das Sofa, auf dem Bé sitzt, hat auch schon mal bessere Zeiten gesehen, aber Äußerlichkeiten sind nicht wichtig im Hendrik-Kraemer-Haus. Es herrscht dezenter Wohngemeinschafts-Charme der 70er Jahre: Bilder von »Rudi«, »Fidel« und »Nelson« im Flur, im Wohnzimmer Jesus und Ghandi, ein jüdischer Chanukka-Leuchter, Parolen und Spitzendeckchen. Immer stehen gefüllte Tee- und Kaffeekannen bereit, für BewohnerInnen wie BesucherInnen. Hier trafen und treffen sich zum Teetrinken Flüchtlinge aus der ganzen Welt: Früher mehr aus Chile und Südafrika, heute eher aus Kurdistan, Indonesien und Rußland. Zählen kann niemand mehr, wieviele es waren, seit die Pastorin in den 50er Jahren die ersten in ihrem Gemeindehaus aufgenommen hat.

Einige Jahre zuvor, unter Hitler, war das Hendrik-Kraemer-Haus ein Ort des Widerstands gewesen: Der »Kreisauer Kreis«, der das Attentat auf Hitler plante, traf sich dort verschiedene Male. Auch die Studentin Bé ging in den Widerstand, als die Nationalsozialisten, die Holland im Mai 1940 besetzten, von den niederländischen Studenten Angaben über ihre jüdischen oder arischen Vorfahren verlangten. Sie und ihre Kommilitonen von der Niederländischen Christlichen Studentenvereinigung entschlossen sich, »die Juden unter uns nicht zu melden.« Bé und ihre Mutter besorgten Verstecke für zwei untergetauchte Juden. Als die Nazis die Stadt Arnhem im September 1944 angesichts der vorrückten Alliierten evakuierten, überlegte die Mutter, was sie mit diesen beiden verräterisch blassen Kellergeschöpfen inmitten der sommergebräunten Leute tun sollte. »Sie schmierte sie einfach mit Sonnenbräune ein«, lacht Bé und schüttelt ihre Locken. Für solche Anekdoten hat sie ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Sie sei »immer fröhlich, ausgeglichen, so vital«, befinden ihre Freunde geradezu neidvoll. Sie »wäre imstande, sogar den Teufel zur Heiterkeit zu bewegen«, ergänzt Theologiedozent Dick Boer. Sie glaube an die Macht »eines humanistisch verstandenen christlichen Glaubens oder auch eines humanistischen Sozialismus«, antwortet sie selbst. Ihre wichtigsten Zeugen: »Jesus, Mirjam-Maria, Spartacus, Thomas Müntzer, Karl Marx und Hendrik Kraemer.«

1949 wurde sie als begeisterte Vertreterin der neuen ökumenischen Weltbewegung dazu erkoren, die niederländische Gemeinde in Berlin aufzubauen und sich um die ehemaligen Zwangsarbeiter zu kümmern, die die Nazis aus Holland nach Berlin verschleppt hatten. Nicht wenige von ihnen hatten in West- oder Ostberlin eine deutsche Frau geheiratet und wurden in ihrer Heimat als »Kollaborateure« angesehen. Für Bé ein Anlaß, nicht nur liebevoll von den Niederlanden zu sprechen: Der »allgemeine holländische Widerstand« gegen die Nazis sei »ein Mythos«, und die Entnazifizierung sei »sehr streng und elitär vollzogen« worden.

Trotz ihrer freundlichen Art hat die Pastorin im Zweifelsfall keine Probleme, Klartext zu reden. Auch gegenüber ihren Flüchtlingen. Einem Rumänen, der nur wegen eines Familienstreits über die Oder geschwommen war und hier politisches Asyl beantragt hatte, beschied sie unmißverständlich: »Geh wieder nach Hause!« Bezeichnend auch eine Szene, die ihr früherer Mitarbeiter Jan Willem Menkveld im Jubiläumsband ausführt: Einer der Flüchtlinge habe sie eines Nachts geweckt, weil sich die anderen gerade »niederstechen« würden. »Zwei Männer, ein Türke und ein Russe, stehen sich aggressiv gegenüber. Sie geht resolut auf sie zu, nimmt sie am Arm und zwingt sie, nebeneinander auf der Couch zu sitzen. Die anderen Bewohner bleiben unruhig wartend im Flur. Nach einer Viertelstunde geht die Tür wieder auf. Bé kommt zuerst raus und sagt zu den anderen: »Der Konflikt ist gelöst, ich geh also wieder ins Bett, denn es ist schon spät, und in meinem Alter braucht man genügend Schlaf«, meint sie zufrieden. Ahmed entschuldigt sich dafür, daß er sie geweckt hat. Lachend schaut sie ihn an und sagt, daß ohne Spannungen das Leben doch langweilig ist.«

Langweilig war ihr nie. Als sie 1954 zur Vikarin der Gemeinde berufen wurde, war sie die erste Frau der niederländischen »Hervormde Kerk« in einem solchen Amt. Ungewöhnlich war auch ihre Arbeitsauffassung: »Daß wir beten sollen, steht in der Bibel. Was wir beten sollen, steht in der Zeitung.« Politik und Spiritualität, das war für sie untrennbar. Sie nahm an der Trauerfeier teil, die ihr Freund Helmut Gollwitzer nach dem 2. Juni 1967 für den erschossenen Benno Ohnesorg abhielt. Sie kümmerte sich um RAF-Gefangene und tut das bis heute. Sie reiste nach Osteuropa, um Kontakte mit den Menschen des Prager Frühlings zu knüpfen und »Stimmen aus der Kirche der CSSR«

zu sammeln – so der Titel ihres 1968 erschienenen Buches über den christlich-marxistischen Dialog.

Der Dialog zwischen Christen und Marxisten, der ihr so am Herzen lag, war im doppelten Wortsinn ihre Schwäche. Durchaus umstritten war ihr Engagement in der 1961 in Prag gegründeten »Christlichen Friedenskonferenz«, die als kommunistisch unterwandert galt. Und freimütig bekennt sie, bei der Stasi unter dem Namen »Tulpe« als Inoffizieller Mitarbeiter geführt worden zu sein. All die Jahre war sie immer wieder in die DDR eingereist, vor allem, um »ihre« holländischen Zwangsarbeiter zu besuchen. »Die Taschen voller Bücher, die in der DDR nicht erlaubt waren, und manchmal auch mit einer Menge gültiger oder ungültiger Pässe von DDR-Niederländern« – das fiel den Grenzern irgendwann auf. 1972 wurde sie zu einem ersten »Gespräch« aufgefordert. »Ich habe nur Dinge berichtet, die ohnehin bekannt waren«, sagt sie. Über einzelne Menschen habe sie grundsätzlich nichts berichtet, nur über allgemeine Entwicklungen in der ökumenischen Bewegung. Die evangelische Kirche in der DDR habe immer versucht, »mit dem Staat zu sprechen, und das gehört auch zu meinem Sein in der DDR.« Mit Menschen wie Heinrich Fink, dem wegen IM-Tätigkeit geschafften früheren Rektor der Berliner Humboldt-Universität, fühlt sie sich immer noch auf einer Wellenlänge. Andererseits hat sie mit dem Rechtsanwalt Vogel zusammengearbeitet, um einzelne Menschen aus der DDR herauszuholen: »Wenn sie es nicht mehr aushielten oder wenn sie eine Liebe im Westen hatten, warum sollten sie sich weiter quälen?« Politisch festzulegen war sie noch nie.

Das hindert sie nicht, weiterhin daran zu glauben, daß es auf der Erde dereinst »vielleicht ein bißchen sozialistischer, ein bißchen gerechter« zugehe. »Es gibt so viele wunderbare Basisprojekte. Überall ist mehr Basiskraft, als man denkt, wenn man nur die schrecklichen Nachrichten in den Zeitung liest.« Und wieder lacht sie dieses jungmädchenhafte Lachen.

*) »Der Geschichte ins Gesicht sehen«
Zum 80. Geburtstag von Bé Ruys. Autobiographische Skizzen, Erinnerungen und Betrachtungen, Außer der Reihe, Band 7, Ernst-Lange-Institut für ökumenische Studien, Rothenburg o. d. T., 39.90 DM



Ausflug nach Theresienstadt An einem Tag durch das Leben der Jüdin Anni Wolff

Text: Ulrike Helwerth Fotos: Annett Ahrends

Es ist kühl. Windböen jagen über das Gelände. Unsere Gruppe rückt näher um den Reiseführer zusammen. »Hier«, sagt Felix Kolmer und weist auf ein großes unregelmäßig mit Steinen besetztes Feld, »sehen Sie den jüdischen Teil des Friedhofs. Jeder Stein steht für ein Massengrab, in einem dieser Gräber ist auch meine Mutter begraben.« Seine Stimme ist routiniert, beinahe kühl, sein Deutsch fast akzentfrei. Seit einigen Jahren führt der Pensionär BesucherInnen durch die Festungsanlage von Terezin, besser bekannt unter ihrem deutschen Namen: Theresienstadt. 1941 kam der damals 19jährige gebürtige Prager mit einem der ersten Transporte ins das Ghetto. Vier Jahre Überleben unter der SS haben ihn nicht nur deren Sprache gelehrt. Noch jahrzehntelang nach seiner Befreiung träumte er jede Nacht von den Schrecken des Lagers. Bis er mit diesen Führungen begann: Einmal, zweimal und mehr in der Woche führt er heute Gruppen durch das ehemalige Ghetto. Immer wieder schildert er dabei die gleichen grauenhaften Szenen, nennt die gleichen schrecklichen Zahlen. Die Alpträume, sagt er, hätten seitdem aufgehört.

Heute hat sich seiner Tour eine alte Dame aus Israel angeschlossen. Obwohl Dame nicht das richtige Wort ist für die kleine, lebhaft und äußerst rüstige 85jährige. Sie hat die lange Reise nach Theresienstadt angetreten, um eine alte Schuld abzutragen. Ihre Eltern sind hier umgekommen

Eigentlich stammt Anni Wolff aus Berlin. Geboren und aufgewachsen ist sie im Wedding. Dort, in der Prinzenallee 58 hatte ihr Großvater 1891 ein stattliches Bürgerhaus und ein Fabrikationsgebäude für Herrenhüte bauen lassen. Das Geschäft ging später an Annis Vater, Richard und sein Bruder Max über. Die Familie Gattel war eine alteingesessene Berliner Familie, aufgeklärt, weltlich orientiert und in der deutschen Kultur fest verwurzelt. Ihr Vater sei »waschechter Berliner« gewesen, ein »Volksjude«, sagt Anni Wolff, der mit Religion wenig im Sinn gehabt habe. Anni Wolff erinnert sich gern an eine behütete, sorgenfreie Kindheit, an intakte Familienverhältnisse, an eine unbeschwerte Schulzeit im Mädchenlyzeum in der Pankstraße, wo sie und ihre vier Jahre ältere Schwester zu den wenigen jüdischen Schülerinnen gehörten. Von Antisemitismus sei damals noch nichts zu spüren gewesen.

In der ersten Klasse besuchte sie den protestantischen Religionsunterricht. Ihre Klassenlehrerin schlug ihr gar vor, die Weihnachtsgeschichte in der Aula vorzutragen. Das schien aber selbst den liberalen Eltern Gattel als unpassend.

Verfolgung und Ausgrenzung begannen in Anni Wolffs Erinnerung schlagartig nach dem 30. Januar 1933, dem Machtantritt Adolf Hitlers und seiner NSDAP. Ins Gedächtnis eingebrannt hat sich ihr der 1. April 1933, der »Bojkotttag« gegen jüdische Betriebe und Betriebsangehörige. Auf den Straßen seien Lastwagen vorgefahren, Männer in Uniformen hätten gebrüllt »Juden rauskommen« und viele, die der Aufforderung nachgekommen seien, gleich mitgenommen. Anni Wolff war damals Redaktionsekretärin bei der Deutschen Buchgemeinschaft in der Alten Jakob-Straße. Von einem Tag auf den anderen seien die jüdischen Betriebsangehörigen von ihren »christlichen« KollegInnen geschnitten und aus der Gemeinschaft ausgestoßen worden, erinnert sie sich. Keiner habe mehr mit ihnen geredet, sie hätten keine Arbeit mehr bekommen. Niemand hätte ihnen gegenüber auch nur heimlich Mitgefühl oder Beschämung gezeigt. »Sie

hatten alle nur Angst.« Ein paar Wochen hielten Anni Wolff und ihre LeidensgefährtenInnen noch Stand. Dann baten sie um ihre Entlassung. In den Papieren stand: wegen Gleichschaltung des Betriebes. So konnte Anni Wolff später von Israel aus zumindest Rentenansprüche gegenüber der Bundesrepublik Deutschland geltend machen.

Übrigens habe ihr Vater auch nach dem Boykotttag eisern darauf bestanden, daß sie jeden Tag pünktlich im Verlag erschien und ihre Arbeit anbot, erzählt sie. Er, der sich noch mit 47 Jahren als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg gemeldet habe, sei überhaupt ein durch und durch treuer Anhänger von Recht und Ordnung gewesen. »Er konnte einfach nicht begreifen, daß es mit dem Rechtsstaat vorbei war und hat lange geglaubt, daß die Deutschen sich erheben und Hitler verschwinden werde.«

Eine Hoffnung, die nicht nur Richard Gattel und seine Frau Ella mit dem Leben bezahlten. Anni Wolff besitzt Unterlagen, aus denen hervorgeht, daß ihre Eltern im September 1942 mit einem sogenannten Alterstransport von Berlin aus nach Theresienstadt deportiert worden sind. Damals lebten sie längst zusammengepfercht in einer sogenannten Judenwohnung in der Regensburger Straße 13 in einem Durchgangszimmer mit Notküche. Vor der Deportation mußten sie akribisch ihre letzten Besitztümer inventarisieren. Die »Vermögenserkklärungen« von Richard »Israel« Gattel und seiner Frau Ella »Sara« Gattel, datiert vom 8. September 1942, liegen der Tochter vor. Darin sind die letzten Besitztümer der Eltern aufgelistet: 2 Standbetten mit Zubehör, 1 großer weißer Wäscheschrank, 1 kleiner Eiskasten, 1 Stehlampe, 1 kleines Wäschespindchen. Das blieb zurück, wurde dem »arischen Volksvermögen« einverleibt, als sie sich kurze Zeit später mit einem kleinen Koffer ihre letzte Reise antreten mußten.

Sie führte in eine kleine Garnisonsstadt 60 Kilometer nördlich von Prag. Dort hatte Kaiser Josef der II. bereits im 18. Jahrhundert eine solide Festungsanlage bauen und nach seiner Mutter Maria Theresia benennen lassen. Fast 150 Jahre später, als die Nationalsozialisten Böhmen und Mähren besetzten, fanden sie dort eine Anlage vor, die als Konzentrationslager perfekter nicht hätte gebaut werden können. Bereits 1940 wurde in der kleinen Festung von der Gestapo ein Gefängnis für politische Häftlinge eingerichtet, 1941

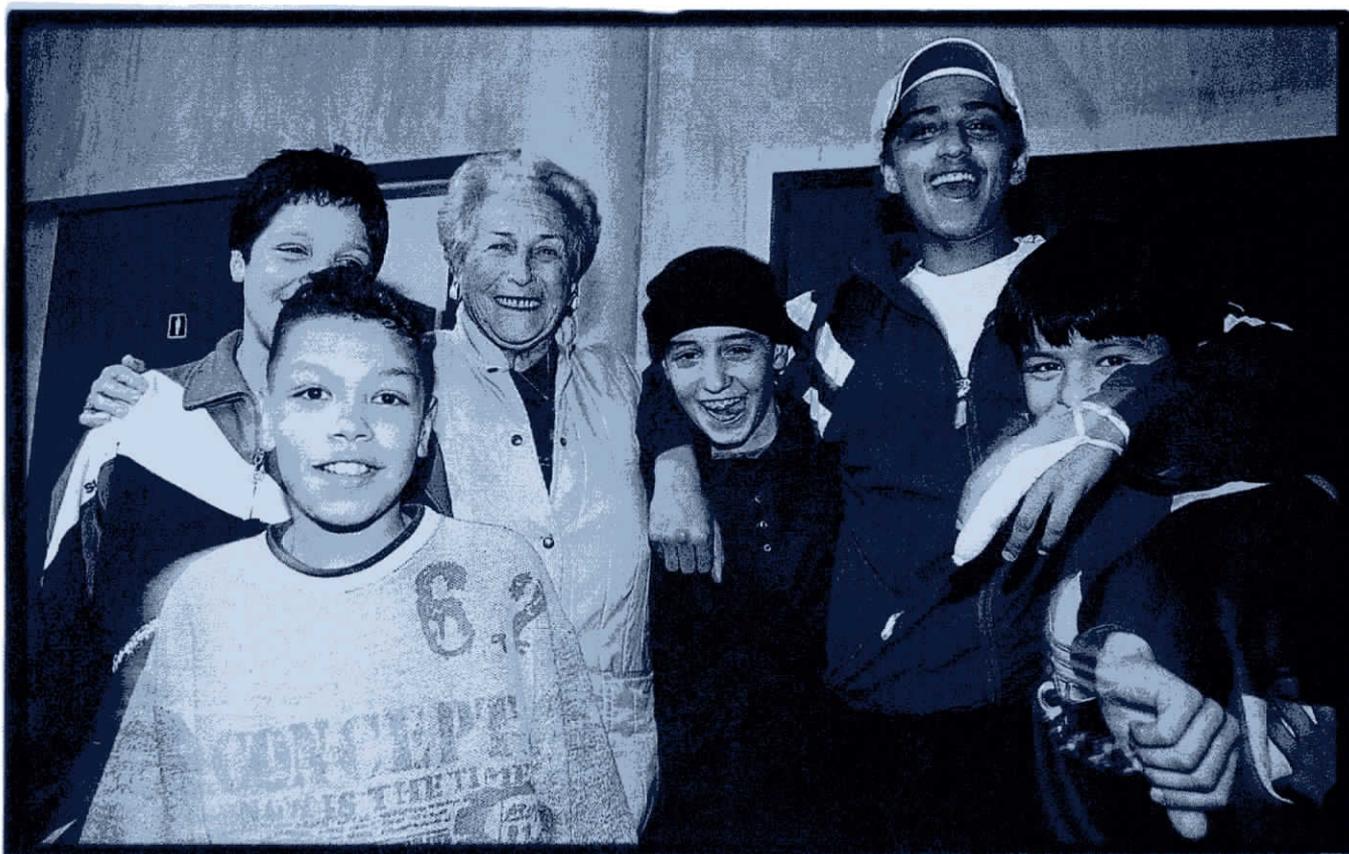
mußten die tschechischen BewohnerInnen der großen Festung die Stadt räumen. Es wurde ein jüdisches Ghetto daraus. »Der Führer schenkt den Juden eine Stadt«, hieß es in den Propagandafilmen der Nationalsozialisten, die eine kleinstädtische Idylle in »Bad Theresienstadt« vorgaukelten. In Wirklichkeit war Theresienstadt der Vorhof zur Hölle. 50.000 und mehr Gefangene pferchte man in den kleinen Häusern und Kasernen zusammen. Eine dieser Massenunterkünfte läßt sich – realitätsgetreu nachgebildet – im heutigen Ghettomuseum besichtigen. Dreistöckige enge Bunkerbetten, auf denen die letzten Habseligkeiten der Bewohner aufbewahrt wurden, ein roh gezimmerter Tisch, Bänke, schmale Wandregale, Platz für einen Blechnapf und einen Blechlöffel. Für viele der einzige Besitz, wie Felix Kolmer, der Reiseleiter, hinzufügt.

Anni Wolff wandert – sehr still geworden – durch die Räume. Wie sich vorstellen, daß hier und unter diesen Bedingungen das Leben der Eltern endete? Zusammengewürfelt mit Tausenden, nicht nur aller Habe sondern auch der Gewisheiten beraubt. Jeden Tag erniedrigt, hungrig, krank? Von den 140.000 Deportierten, die durch dieses Ghetto geschleust wurden, starben 34.000 an Ort und Stelle. Dabei war Theresienstadt kein Vernichtungslager. Die Menschen starben an Auszehrung und Seuchen, vielleicht an Verzweiflung. Die Toten wurden verbrannt, ihre Asche in Pappkartons geschaufelt, in Massengräber oder in den nahen Fluß gekippt. Anni Wolff wird hier kein Grab mit dem Namen ihrer Eltern finden. Aus Unterlagen, die sie in Israel entdeckt hat, weiß sie aber, daß ihr Vater im Januar 1943 in Theresienstadt gestorben ist.

Dürre Daten, mühsam rekonstruiert. Zum letzten Mal gesehen hat Anni Wolff ihre Eltern im Frühjahr 1936 – auf dem Weg nach Palästina. Sie hatte ein »Mädchenzertifikat« in der Tasche, das ihr die »Alijah«, die Auswanderung in das gelobte Land gestattete. Zusammen mit anderen jungen Leuten, darunter auch ihr späterer Ehemann, Günther Wolff, hatte Anni eineinhalb Jahre das »Werkdorp Nieuwesluis« in der Nähe von Amsterdam absolviert. Dort wurden sie von holländischen christlichen Fachkräften auf hartes landwirtschaftliches Arbeiten und von zionistischen Emissären auf ein entbehrungsreiches Leben in Palästina vorbereitet. Anni Wolff war fest entschlossen, ihr Glück zu versuchen. Zum Jahresanfang 1936 fuhr sie zurück nach Berlin, um von ihren Eltern Abschied zu nehmen.

Daß es ein entgeltlicher sein würde, konnte sie damals nicht ahnen. Die Atmosphäre zuhause war bedrückend, selbst in den eigenen vier Wänden hatten sich die Eltern angewöhnt, nur noch im Flüsterton miteinander zu reden. Anfang März konnte Anni Wolff halsüberkopf Deutschland endlich verlassen. Mit dem Zug nach Triest, von dort mit der »Galilea« auf dem Seeweg nach Palästina. Zwei Jahre später folgte Lotti, ihre ältere Schwester zusammen mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter. Die Eltern sollten so bald wie möglich nachkommen. Aber wie andere Länder auch sperrte sich die britische Mandatsregierung in Palästina gegen die Flüchtlinge aus Deutschland und setzte die Hürden für Einwanderer immer höher. Wer keine 1.000 englische Pfund, ein »Kapitalistenzertifikat« vorlegen konnte, mußte anderweitig nachweisen, daß er sich im Lande selbständig ernähren konnte. Für die beiden jungen, mittellosen Frauen war es unmöglich, den Unterhalt für die alten Eltern alleine aufzukommen. Nur der Kibbuz, in dem Anni Wolff damals lebte und arbeitete, konnte eine solche Bestätigung vorlegen. Aber, erklärt Anni Wolff, »das ging natürlich streng nach der Reihe. Wer zuerst gekommen war, hatte zuerst das Recht, die Eltern anzufordern, und bis ich an der Reihe war, war es schon zu spät.« Schuldgefühle wird sie bis heute nicht los. Das Gefühl, wider jede Vernunft, doch nicht alles für die Rettung der Eltern getan zu haben.

Von deren Deportation und Tod erfuhr sie erst viel später. Mit Kriegsbeginn 1939 war der Kontakt zu ihnen fast abgerissen. Nur die eine oder andere Rot-Kreuz-Karte mit den üblichen dürren Zeilen erreichte Palästina auf Umwegen. »Das ganze Ausmaß der Verfolgung und Vernichtung haben wir erst Jahre später langsam mitbekommen«, sagt Anni Wolff. So lebte sie noch bis vor kurzem mit der Angst, die Mutter sei womöglich weiter nach Osten in ein Vernichtungslager geschickt worden. Denn Theresienstadt war ein großer Umschlagplatz. Die Gleise führten mitten durch die Stadt und sind heute noch zu besichtigen. Felix Kolmer, unser Reiseleiter erinnert sich, wie hier die Gefangenen verladen wurden: manchmal in Personenwagen, manchmal in Viehwaggons, manchmal in offene Güterwagen in denen die Hälfte der Menschen im Winter starb, bevor sie noch in Auschwitz oder Treblinka ankamen – erfroren. Ein Schicksal, das Ella Gattel wenigstens erspart geblieben scheint. Anni Wolff hat nämlich inzwischen erfahren, daß ihre Mutter Mitte März 1944 in Theresienstadt gestorben und verbrannt worden



Anni Wolf mit Kindern des Wohnprojektes in ihrem ehemaligen Elternhaus

ist. Es existiert eine Postkarte, die allerdings vom Juni 1944 datiert, in der Ella Gattel an eine Freundin der ältesten Tochter in Berlin mitteilt: »Die Großmutter muß ins Krankenhaus.« Anni Wolff hat sich eine Interpretation zurechtgelegt: womöglich habe die Mutter erfahren, daß sie weiter deportiert werden solle und habe mit dem Leben Schluß gemacht. Die Karte hätte aber erst viel später aus dem Lager geschickt werden können. Ein wenig Trost, wo es eigentlich keinen Trost geben kann.

Halt findet Anni Wolff auch in den vielen Dokumenten im Ghetto-Museum, die belegen, daß Theresienstadt nicht nur die Hölle war. An den Zeugnissen eines regen religiösen und kulturellen Lebens, von Bildung, Menschenwürde – auch Lebensfreude. »Viele sind überhaupt erst stolz geworden auf ihr Judentum, nachdem sie von außen darauf gestoßen worden sind«, sagt sie, und: »wir haben immer gesagt: wenn wir schon untergehen müssen, dann wollen wir eben stolz untergehen.«

Anni Wolff ist nicht untergegangen. Bewahrt hat sie ihren Stolz Jüdin zu sein und Israelin. Wo immer ihr während ihres Aufenthaltes in Theresienstadt, Prag und Berlin Menschen begegnen, die hebräisch reden, mischt sie sich ein, fragt nach woher und wohin. Heute beherrscht sie die Sprache fließend, wenn auch mit deutschem Akzent. Ein mühsamer Lernprozeß, wie sie gesteht. Sie erinnert sich an die ersten Monate und Jahre in der neuen Heimat, an die Schwierigkeiten, der hebräischen Sprache kaum mächtig, sich verständlich zu machen und verstanden zu werden. Denn Juden aus Deutschland waren in Palästina nicht gerade willkommen, damals nicht und später auch nicht. Man zweifelte ihr zionistisches Engagement an. »Kommst du aus Deutschland oder aus Überzeugung« wurde eine stehende Redewendung. Und Deutsch, die Sprache des größten Feindes, war verpönt. In manchen Kibbuzim stand es zunächst unter Strafe. Und wo es nicht bestraft wurde, wurde es zumindest abgelehnt.

Allen Widrigkeiten zum Trotz spricht Anni heute immer noch ein perfektes, perlendes Deutsch mit dem Unterton der Berlinerinnen aus gutem Hause, angereichert mit einigen englischen Redewendungen. Mit ihrem Sohn und der Schwiegertochter spricht sie hebräisch, mit ihrer Schwester und der Mutter ihrer Schwiegertochter, einer gebürtigen Königsbergerin, deutsch. Auch mit ihrem Mann, der 1981 gestorben ist, hat sie immer Deutsch gesprochen. Der sei in seinem Herzen sowieso immer Berliner geblieben. Er war es auch, der sie Anfang der 60er Jahre zu einer Stippvisite in Berlin überredete. Eigentlich gegen ihren Willen, sie wollte nicht an die verlorenen Orte ihrer Kindheit und Jugend zurück. Seitdem aber ist sie immer wieder gekommen. Der berühmte Koffer in Berlin. Ganz neue Beziehungen zu Stadt und Leuten hat sie Mitte der 80er Jahre geknüpft, als sie eher durch Zufall in Kontakt zu damaligen BewohnerInnen ihres ehemaligen Elternhauses kam. Das alte Fabrikgebäude in der Prinzenallee 58 war inzwischen von jungen HausbesetzerInnen vor

dem Abriß gerettet und in ein großes Wohnprojekt umgewandelt worden. Aus diesem Umfeld heraus hat sich Anni Wolff inzwischen einen großen Freundes- und Bekanntenkreis aufgebaut. Mit der Nachkriegsgeneration kann sie ohne Scheu und Berührungängste umgehen, und sie genießt die Begegnungen, die sie jung bleiben lassen. An diese Zielgruppe mag sie gedacht haben, als sie 1993 in dem kleinen Weddingerverlag Mackensen ein schmales Büchlein veröffentlichte, in dem sie episodentypisch aus ihrem reichlich bewegten Leben erzählt. »Schließlich waren wir alle jung und lebenslustig« heißt der Titel, und das nimmt man der munteren alten Frau ohne weiteres ab. Gerade hat sie sich in vier bewegten Wochen wieder ein Stück der Stadt zurückerobert. Zufrieden in dem Gefühl, daß Berlin eben Berlin ist – immer ein bißchen anders als Deutschland. Wir haben ihr nicht erzählt, daß in diesen Wochen ein orthodoxer Rabbi auf Besuch aus Israel auf den Straßen dieser Stadt tätlich angegriffen und mit antisemitischen Sprüchen traktiert worden ist. So kann sie auch dieses Mal wieder veröhnt auf Wiedersehen sagen.

Auch Felix Kolmer, unser Reiseleiter in Theresienstadt scheint es ein Anliegen, die Führung mit versöhnlichen Worten zu beenden. Nachdem er sieben Stunden lang von den Untaten und Greuel »der Deutschen« gesprochen hat, appelliert er nun besonders an die deutsche Nachkriegsgenerationen, die Schuld zwar kollektiv politisch anzunehmen aber nicht persönlich. Anni Wolff nickt zustimmend und schaut mich freundlich an. Erschöpft und schweigsam hat sie kurz vorher ins Gästebuch des Ghetto-Museums auf hebräisch geschrieben: »Ich habe das Gefühl, daß ich hier meinen Eltern noch einmal begegnet bin. Der Kreis schließt sich.«



Wackere Frauen?

von Martina Kretschmann

Jüdische Einwanderinnen aus den GUS-Staaten in Berlin zwischen religiösen Speiseregeln, Schwäche und sexueller Disziplin

Das »Ken HaMisrach« heißt nicht nur »Zentrum des Ostens«, es befindet sich auch dort, nämlich in der Oranienburger Straße. Hinter einer von vielen gesichtslosen Türen in einem langen, nur spärlich beleuchteten Gang liegt das kleine Reich von Izabella Bairamova. Mitten im Scheunenviertel, das in den 20er Jahren Tausender jüdischer Einwanderer aus Osteuropa bevölkerten, gibt es heute wieder einen Treffpunkt für Juden aus dem »Osten«, d.h. vor allem aus der ehemaligen Sowjetunion.

Das kleine Büro und die wohnzimmerähnliche Sitzecke sind durch eine Glaswand getrennt. Auf einem Stuhl stapeln sich bunte Girlanden, die noch vor kurzem eine »Sukka« schmückten. »Das ist eine Hütte, wie sie traditionell zum Laubhüttenfest, auf Hebräisch »Sukkot«, gebaut wird. Damit erinnern wir uns an die Knechtschaft in Ägypten«, erklärt die kleine quirlige Frau.

Izabella Bairamova gibt Kurse für Neuwanderer aus den GUS-Staaten: »Meine kleine Thora« für Kinder und die »Grundlagen der jüdischen Religion« für Männer und Frauen auf Russisch – in getrennten Kursen. Einmal pro Woche treffen sich die Frauen von »Eshet Chail« – das heißt »wackere Frau« –, um zu erfahren, was es heißt, »eine gute jüdische Frau« zu sein.

Izabella Bairamova kam selbst erst vor zwei Jahren aus Aserbaidschan nach Berlin. In Baku hatte die Musiklehrerin und Konzertmeisterin Ende der 80er Jahre die jüdische Gemeinde mitaufgebaut und die erste jüdische Frauenorganisation des Landes gegründet. Sie organisierte eine Suppenküche und eine Essensversorgung für alte, behinderte und kranke Menschen. Eine

juristische Beratung half Auswanderinnen bei den Vorbereitungen für die Emigration. Im Mittelpunkt stand jedoch die Wiederbelebung und Vermittlung der jüdischen Religion.

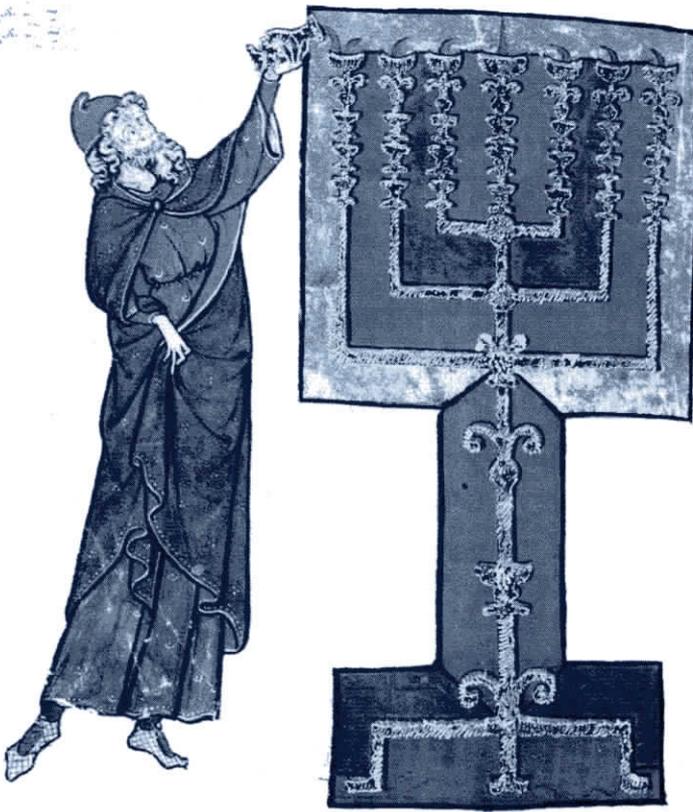
Dieses Ziel verfolgt die 49jährige Mutter von zwei Töchtern auch in Berlin: »Viele jüdische Frauen aus der ehemaligen Sowjetunion sitzen zu Hause, haben keine Arbeit, können die Sprache nicht gut und fühlen sich nicht sehr wohl in Deutschland. Ich will sie in die Gemeinde holen, sie wieder aktivieren!« Und zwar mit Hilfe der Religion. In der Vitrine steht ein Kiddusch-Becher für den Segensspruch am Schabbat, daneben liegen ein Gebetsschal und die Gebetsriemen, unerlässlich bei jeder religiösen Handlung orthodoxer Männer.

Daß Frauen diese Insignien des Glaubens nicht anlegen dürfen, in orthodoxen Synagogen nicht am Gottesdienst teilnehmen und nur in einem abgetrennten Raum sitzen dürfen, ist für Izabella Bairamova keine Diskriminierung, sondern eine Frage der Rollenverteilung: »Frauen haben nicht so viel Zeit fürs Beten, sie müssen sich um das Haus und die Familie kümmern, Feste vorbereiten und jeden Freitag den Schabbat. Das ist viel Arbeit.«

Wie sie das am besten organisieren, worauf sie achten müssen, das will Izabella Bairamova den Frauen nahebringen. Von den religiösen Speiseregeln, der »Kashrut«, über die »sexuelle Disziplin« während und nach der Menstruation bis zum »Shalom Bayit«, das heißt der guten Stimmung im Haus, reicht die Palette von Aufgaben und Pflichten.

Für die Einwanderinnen aus Rußland, der Ukraine oder aus Aserbaidschan sind das alles Fremdworte – und das nicht nur weil sie hebräisch sind. Im sozialistischen Sowjetreich war Judesein vor allem eine Nationalität, die im Paß eingetragen war. Religion, das »Opium des Volkes«, war verpönt und fand höchstens im Privaten statt.

Nach einer Untersuchung von 1996 haben nur 4,1 % der EinwanderInnen in ihrer alten Heimat regelmäßig eine Synagoge besucht. Lediglich 8,5 % bezeichneten



„זו המטרה והאחדון הנותן שמון כנירות“

Bewahrung im Diesseits – das Judentum

Judentum ist eine Bezeichnung für die Religion des »Volkes Israel« und für die Gesamtheit derer, die ihr als ethnische und religiöse Gemeinschaft angehören. Nach rabbinischer Tradition ist Jude, wer von einer jüdischen Mutter abstammt oder nach orthodoxen Riten zur jüdischen Religion übergetreten ist. Seit der Aufklärung ist die Verbindung von Nationalität und Religion umstritten. Spätestens seit der Judenvernichtung im Dritten Reich wird dieser Zusammenhang auch in Deutschland hinterfragt. Auch innerhalb des Judentums gibt es zu dieser Frage unterschiedliche Ansätze: Während sich liberale Richtungen als Religionsgemeinschaft definieren, tritt in zionistisch-orthodoxen Kreisen der nationale Aspekt in den Vordergrund. Von den heute etwa 15 Mio. Juden und Jüdinnen leben rund 5,7 Mio. in den USA, etwa 3,5 Mio. in Israel und circa 1,7 Mio. auf dem Gebiet der ehemaligen UdSSR. Der jüdische Glaube ist die älteste monotheistische Religion und zugleich »Mutterreligion« von Christentum und Islam. Grundlage des Glaubens ist die Einzigkeit Gottes. Die Welt ist die Schöpfung Gottes, ihr Sinn liegt in der Verwirklichung des Guten. Die Juden glauben an eine Auferstehung der Toten und an eine jenseitige Vergeltung ihrer Taten. Wichtig ist die Bewahrung im Diesseits. In der Thora sind die Gebote enthalten, die das religiöse Leben bestimmen. Im Mittelpunkt stehen die Heiligung des Sabbats, die Reinheitsvorschriften, Speisegebote sowie die Beschneidung der Jungen. Ort des religiösen Handelns ist die Synagoge und der häusliche Kreis. Damit ein Gottesdienst »zählt«, müssen zehn volljährige Männer aus der Gemeinde anwesend sein, Frauen haben keine öffentliche Rolle im Gottesdienst. Langsam ist auch jüdisch-feministische Kritik zu vernehmen, die je nach Traditionslinie die Praxis der Geschlechtertrennung in den Synagogen in Frage stellen, die auf die Familie festgelegte Rolle der Frau oder die Schriftauslegung, Talmud und Midrasch. Seit dem Aufbrechen des Prinzips der Einheitsgemeinden in Deutschland wird auch hier mit patriarchalen Traditionen gebrochen. So ist seit 1995 Bea Wyler, nach Regina Jonas, die 1935 in Berlin ordinert und später im KZ ermordet wurde, die zweite Rabbinerin in Deutschland.

ihr Familienleben als religiös. Für die Jüdischen Gemeinden bedeutet die Zuwanderungswelle eine große Herausforderung. Allein in Berlin wuchs die Jüdische Gemeinde seit 1991 um 5.000 Mitglieder. Zusammen mit den bereits in den 70er Jahren eingereisten ZuwanderInnen aus der Sowjetunion stellen sie mittlerweile die Mehrheit der 10.700 Köpfe zählenden Gemeinde.

Für die »Neuen« aus Rußland, der Ukraine und den anderen GUS-Staaten bietet die Jüdische Gemeinde verschiedene Kurse an, um sich mit dem jüdischen Glauben vertraut zu machen. »Eshet Chail« ist einer davon und Izabella Bairamova gibt sich keinen Illusionen hin: »Ich erwarte nicht, daß alle Frauen diese Regeln einhalten – aber kennen sollten sie sie.«

Die meisten Zuwanderinnen suchen in der Jüdischen Gemeinde vor allem soziale Kontakte, so wie Bella Jasevich. Mehrmals in der Woche kommt sie in den SeniorInnen-Treffpunkt der Gemeinde zum Kaffeetrinken, Quatschen – und zum Singen. Mit ihrem Gesangstrio »Mamelouschen« (jiddisch: Muttersprache) tritt sie regelmäßig auf, nicht nur in Berlin.

Hier lebt die ehemalige Mathematiklehrerin seit 1990. Sie kümmert sich um andere ältere EinwanderInnen, begleitet sie zu Behörden und Ärzten, dolmetscht in Russisch, Ukrainisch, Jiddisch und Englisch – ehrenamtlich versteht sich. Das macht für sie das Judentum aus: Anderen, die es nötig haben, etwas Gutes zu tun. So hat sie es von ihrem Vater gelernt.

Zu Hause war Religion immer Privatsache: Wenn im ukrainischen Tschernowitz die Schabbat-Kerzen angezündet wurden, schloß man auch die Fensterläden, sicherheitshalber. In die Synagoge traute sie sich nicht: Als Lehrerin einer staatlichen Schule befürchtete sie Ärger.

In Berlin braucht sie ihren Glauben nicht mehr zu verstecken und besucht nun regelmäßig freitags den orthodoxen Gottesdienst in der Joachimsthaler Straße, »weil es am nächsten« ist, wie die 63jährige betont. Sie findet es normal, daß Frauen dort getrennt sitzen. Frauen in der Oranienburger Straße setzten nach langen Auseinandersetzungen den gleichberechtigten Gottesdienst durch, sie lesen seit ungefähr einem Jahr selbst aus der Thora.

Allah, wo soll das alles hinführen?

Sezen ist Türkin, Muslima, lebt in Deutschland und...

Sezen ist anders. Anders als ihre Freundinnen, die entweder noch bei ihrer Familie leben, oder verheiratet sind. Sezen hat ihre eigene Wohnung, schon seit Jahren und deswegen ist sie bei den anderen ein kleiner Star. Sie, die sich gegen den Widerstand ihrer strenggläubigen, konservativer Eltern durchgesetzt hat und mit einer deutschen Freundin zusammengezogen ist. Daß die deutsche Freundin nicht eine Freundin ist, auch nicht ihre beste, sondern ihre Liebe, das hat Sezen ihren anderen Freundinnen nicht gesagt. Denn die »würden mir entweder nicht glauben, oder sich von mir abwenden.«

Türkin zu sein und eine Frau zu lieben, mit ihr zu schlafen, das ist etwas, das nicht ist, weil es nicht sein darf. Sezen's Eltern stammen aus einer Kleinstadt in Anatolien. Der Vater kommt 1976 nach Deutschland, als »Gastarbeiter«, wie so viele vor und nach ihm. Er findet Arbeit, eine Wohnung und holt die Familie nach. Sezen ist vier, zwei Jahre später wird sie in einer Kölner Grundschule eingeschult. »Schon damals wollte ich, wohl eher unbewußt, keine im Klischee typisch türkische Frau werden. Vom Türkischunterricht habe ich mich abmelden lassen, denn selbst achjährige Mehmeds und Mustafas sind schon totale Paschas. Mich hat das abgeschreckt. Für meine Eltern war das normal.«

Als Jugendliche sucht sie den Kontakt draußen, außerhalb der engen Familienwelt. Und findet, nach einer kleinen, harmlosen Geschichte mit einem türkischen Jungen Stefanie. Eine Freundin zunächst, wenn auch von Beginn an, eine besondere: »Stefanie als Deutsche, das war schon etwas anderes. Wie ein Buch, in dem ich das andere Leben lesen konnte. Das Nicht-Türkische. Ich wollte nicht so leben, wie meine Mutter. Sondern wie Stefanie.«

Sezen und Stefanie verlieben sich ineinander. Das Berühren eines weiblichen Körpers, der in der Familie verteufelte Sex vor der Ehe (mit wem auch immer), es bereitet Sezen durchaus Kopfzerbrechen. »Ich war keine strenggläubige Muslima, ich sah keine Sünde in meiner Liebe. Mir wurde stattdessen klar, daß nicht alle, aber viele Türken den Islam zwar gar nicht kennen, aber aus ihm Gesetze ableiten, mit dem sie ihre traditionelle Lebensweise trotz des Lebens in Deutschland begründen und erhalten konnten. Nur: Ich hatte keinen mit dem ich reden konnte. Nicht mit meinen Geschwistern, nicht mit meinen Freundinnen. Mein Problem war kein religiöses, sondern ein individuelles, ein menschliches.«

Klarheit verschafft ihr, ungewollt, eine Reise mit den Eltern in die Türkei. Sezen wird von Verwandten einem jungen Mann vorgestellt. Sie soll sich ruhig mal mit ihm unterhalten, man werde sich jetzt zurückziehen. »Oh, dachte ich, alles klar. Du sollst verheiratet werden. Ich bin ja sonst nicht so, aber die Situation war so absurd, da ritt mich irgendwie der Teufel. Ich sagte zu dem, übrigens ganz netten, Mann: »He, da steht ein Bett und wir haben ein paar Stunden Zeit für uns ganz allein... ihm fiel die Kinnlade runter und das Thema war nach ein paar Briefen zwischen Deutschland und der Türkei gegessen.«

Die deutsche Freundin war ein gern gesehener Gast, durfte bei Sezen im Zimmer übernachten, mit ihr ausgehen. Als Stefanie und Sezen fast ihre gesamte Zeit miteinander verbringen, werden die Eltern stutzig. Die Ahnung der Eltern wird Gewißheit, ihre Mutter überrascht die beiden eines Abends im Bett. Die deutsche Freundin, die jetzt eine Geliebte ist, bekommt Hausverbot. Über diese Nacht wird die elterliche Wohnung für Sezen zum Gefängnis. Sie soll sich wieder traditionell kleiden, nicht allein das Haus verlassen und sich vor allen nicht mehr mit Stefanie

treffen. Doch Sezen will den Kontakt zu Stefanie halten. Die beiden sehen sich heimlich. Sezen erfindet sich Freiräume, sagt, sie müsse länger arbeiten, zu Seminaren, zu Treffen mit Arbeitskolleginnen. Eines Tages hat sie die Nase voll, will sie nicht mehr lügen, keine Heimlichkeiten mehr. Sezen: »Ich legte einen Zettel auf den Küchentisch, daß ich nicht mehr nach Hause käme. Bei der Arbeit meldete ich mich krank. Und zog zu Stefanie.«

Der Bruch ist da. Auch wenn der innere Kampf weitergeht, Sezen sich hin und hergerissen fühlt zwischen der Bindung zur Familie und der Liebe zu Stefanie. Die Religion konnte ihr keine Antworten geben. »Was sollte ich mit einer Religion, die mich nicht die lieben läßt, die ich will? Es ging nicht, einfach zu sagen: Der Koran will das nicht, also mach ich das auch nicht.« Der Kampf blieb innen drin, auch weil Sezen mit niemanden außerhalb ihrer Beziehung über Probleme reden konnte. Die türkischen Freundinnen durften nichts wissen, die deutschen Bekannten waren Freunde von Stefanie.

Ihr Vater gibt nicht auf, versucht, sie an der Arbeitsstelle abzufangen. Sezen läßt sich von Stefanie zur Arbeit bringen oder treibt selber ein Auto auf, in dem sie sicher ist vor seinen Attacken. Eines Abends ist er schneller. Zwingt sie, ihm ihre Wohnung zu zeigen, die Adresse aufzuschreiben. Als er wieder vor der Haustür steht, glaubt Sezen, mit ihm reden zu können, läßt ihn hinein. Stefanie ist da, das ist ihr Glück. Der Vater sagt nur: Pack Deine Sachen, komm jetzt mit nach Haus. Er will sie mit Gewalt zurückholen. Stefanie hat eine Gaspistole, wirft ihn raus. Die beiden ziehen um, Sezens Familie kennt die neue Adresse nicht. Es dauert Jahre, bis wieder erste, zerbrechliche Verbindungen geknüpft werden. Sezen besucht ihre Mutter, »die nach meinem Auszug offener geworden ist. Ich versuche ihr klarzumachen, daß sie

Lesen und Schreiben lernen muß. Sie kann kein Deutsch, sie ist dem Willen meines Vaters völlig ausgeliefert. Aber ich kann sie nicht ändern.« Auch ihr Vater hat sich geändert. Er hat sich noch weiter zurückgezogen, schottet sich auch vom Rest der Familie ab, hält wieder die Fastenregeln des Ramadan ein. »Mein Vater saß und sitzt allein im Wohnzimmer. Er versteht nicht im mindesten, was passiert ist.«

Sezen hat Jahre gebraucht, um sich aus der einen Identität, der behüteten, fremdbestimmten Tochter ihrer traditionellen türkischen Familie, zu lösen. Und sich auf der anderen Seite eine eigene, die einer selbstbestimmten Türkin in einem deutschen Umfeld, aufzubauen. Stefanie war für sie nicht nur, aber auch, ein Sprungbrett. Ihre Beziehung ist nach zehn Jahren zerbrochen. Für Sezen stellen sich wieder viele neue Fragen. Die Unterlagen, um einen deutschen Paß zu beantragen, hat sie sich besorgt. Die Gewißheit, wirklich Deutsche zu werden, ist noch nicht endgültig gereift. »Ich bin schließlich Türkin, auch wenn ich wie eine Deutsche lebe. Und ich bin auch Muslima. Ich bete nicht fünfmal am Tag, klar, aber wenn ich nachts im Bett liege und über mein Leben nachdenke, wenn ich dann anfangen zu beten, dann sage ich nicht: Oh Gott, hilf! Dann sage ich Allah, wo soll das alles hinführen?«



Foto: Nelly Rau-Häring *

Hingabe an Gott – der Islam

Das arabische Wort »Islām« bedeutet so viel wie Hingabe, oder auch die unbedingte Ergebung in den Willen des einen Gottes Allah. Eine Religionsangehörige des Islam ist eine Muslimin oder Muslima, also eine Gott Ergebene. Weltweit zählen sich rund 1,03 Mrd. Menschen zum Islam, das sind rund 18% der Weltbevölkerung, die Hälfte davon Frauen. Judentum und Christentum sind nach islamischer Auffassung durch echte Offenbarungsschriften begründet worden, nach koranischer Darstellung wurde jedoch der Inhalt der Schriften nachträglich verfälscht, so sei Abraham bereits Muslim gewesen. Somit hat Mohammed sich nicht als Verkünder einer neuen Religion, sondern als Wiederhersteller einer bereits bestehenden betrachtet, als er zw. 622 und 632 v. Chr. den Islām gestiftet hat. Im Streit um seine Nachfolge hat sich der Islām in eine sunnitische und schiitische Tradition gespalten. Die streng monotheistische Religion kennt weder sakramentale Heilsmittlung noch einen besonderen Priesterstand, stattdessen wird die unbedingte sittliche Verantwortlichkeit des Individuums betont. Gott ist der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, allmächtig, allwissend und barmherzig.

Wesentlich für das religiöse Leben sind die sogenannten fünf Pfeiler des Islām: das Aussprechen des Glaubensbekenntnisses (Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes), das fünfmal täglich zu verrichtende Ritualgebet (Salat), Pflichtalmsen (Zakat), Fasten im Monat Ramadan und Wallfahrt nach Mekka (Hadjdj).

Wesentliche Schriften sind der Koran, der Hadith, in dem die Prophetentradition festgehalten ist, und die Scharia, in der das religiöse Recht fixiert ist. Da das erste islamische Gemeinwesen in Medina unter Mohammed Glaubensgemeinschaft und Staat zugleich war, enthält der Koran auch politische Weisungen und juristische Regelungen. Im Familienrechtteil der Scharia sind sowohl Patriarchat als auch Unterlegenheit der Frau festgeschrieben: Die Ausgrenzung von Frauen aus dem öffentlichen Leben durch strikte Geschlechtertrennung, Unterlegenheit in Ehe und Familie, dem Mann ist z. B. Polygamie erlaubt, er kann sich jederzeit ohne Formalitäten trennen, während die Frau zum Gehorsam verpflichtet ist.

Trotz enger Verbindung von Religion und Staat waren diese Bereiche aber niemals völlig deckungsgleich. Während Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß westlicher Kolonialherrschaft ein Prozeß der Verwestlichung von politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen in Gang kam, ist seit den 60er Jahren ein gegenläufiger Prozeß der Reislamisierung zu verzeichnen. Fundamentalistische Gruppen streben die Einheit von Staat und Religion an, mit dem Koran als Verfassung, obwohl er keine Verfassungsnorm im modernen Sinn enthält.



*) die abgebildeten Personen sind nicht mit den im Text beschriebenen identisch.

Scherzbeziehungen

Ehe, Scheidung und Witwenstand:

»Unberührbare« Frauen im westlichen Indien

von Shalini Randeria

Für den Lebensverlauf einer Frau im ländlichen Gujarat sind Familienstand und Mutterschaft bedeutsamer als ihr tatsächliches Alter. In einer Gesellschaft, in der fast jede(r) heiratet, viele sogar mehrmals, spielt die Heirat im Leben einer Frau eine zentrale Rolle. Der Übergang von einem sozialen Status zum anderen ist vor allem eine Frage des Familienstandes. Eine Frau erfährt als Ehefrau und Mutter bzw. Schwiegermutter Ansehen und Autorität. Scheidung oder Verwitwung unterbrechen diesen Prozeß, eine Wiederverheiratung setzt einen neuen Zyklus in Gang.

Während meines Aufenthalts im nördlichen Gujarat wurde die Hochzeitsfeier einer Familie, die zur Kaste der Gerber gehörte, jäh durch das Eintreffen der Polizei unterbrochen: Man verlangte die Geburtsurkunde der Braut zu sehen. Eine rivalisierende Gruppe derselben Verwandtschaftslinie hatte die Polizei unter der Hand auf die Minderjährigkeit der Braut hingewiesen, um eine alte Rechnung mit dieser Familie zu begleichen. Mir wurde die Unterhaltung mit der Polizei übertragen, während einige Männer schnell zum gewählten Dorfvorsten rannten, um das verlangte Dokument zu beschaffen. In aller Eile wurde eine Bescheinigung ausgestellt, daß die Braut am 30. 2. 1963 geboren war. Nachdem sich die Polizisten vom heiratsfähigen Alter der Braut überzeugt hatten und für ihre Mühen angemessen »entschädigt« worden waren, zogen sie von dannen.

Niemanden außer mir schien es zu stören, daß die Frau am 30. Februar geboren sein sollte. Das genaue Alter hat nur für die amtliche Bürokratie Bedeutung. Aber selbst dort ist das Vorhandensein eines Papiers oft wichtiger als die Korrektheit seines Inhalts. In Gujarat zählt das tatsächliche Alter kaum: Von Bedeutung ist das Alter entsprechend der Geburtenfolge. Ursache dafür sind zwei

verschiedene Arten der Zeitrechnung, die dafür eine Rolle spielen: Die eine gründet sich auf die Kalender- und Uhrzeit, während die andere den Verlauf der Zeit als Bewegung eines Menschen durch eine Vielzahl sozialer Positionen auffaßt.

Welch unterschiedliche Bedeutung Alter und Familienstand in Deutschland und Indien haben, wurde mir klar, als man mich zu Beginn meines Aufenthaltes in Deutschland fragte: Woher ich käme, wann ich wieder zurückkehren wollte, warum Inder ihre Kühe nicht äßen und wie alt ich sei. In Gujarat fragte jeder Dorfbewohner, dem ich zum ersten Mal begegnete, woher ich käme, zu welcher Kaste ich gehörte und ob ich verheiratet sei und Kinder hätte. Die Gleichgültigkeit gegenüber meines Alters erstaunt nicht. In der eigenen Generation ist die Geburtenfolge entscheidend, d. h. ob jemand älter oder jünger ist als man selbst. Eine Person der Elterngeneration wird danach eingeordnet, ob sie älter oder jünger ist als Vater oder Mutter, je nachdem, über wen der Bezug hergestellt wird. In diesem Sinne bestimmt das relative Alter die Verwandtschaftsbezeichnungen, die Form der Anrede und auch die Art der verwandtschaftlichen Beziehung. So ordnet ein Mann beispielsweise die ältere Schwester seiner Frau in dieselbe Kategorie wie seine Schwiegermutter ein. Er respektiert und meidet sie, wohingegen er zur jüngeren Schwester seiner Frau eine offene und herzliche Beziehung (»Scherzbeziehung«) pflegt. Die Frau unterhält wiederum eine »Scherzbeziehung« zum jüngeren Bruder ihres Mannes, verschleiert hingegen ihr Gesicht vor dem älteren Bruder und meidet das Gespräch mit ihm. Die Scherzbeziehungen lassen sich nicht dadurch erklären, daß es sich jeweils um mögliche Ehegatten beim eventuellen Tod des Ehepartners handelt, da solche Verbindungen zumindest in den Unberührbaren-Kasten unüblich sind.

In Gujarat gehören offiziell 7,15 % der Bevölkerung zu den Unberührbaren. Im nationalen Durchschnitt sind es 15,75 %. Die Bezeichnungen für diese Kasten, ihre Anzahl und die von ihnen ausgeübten Berufe sind regional verschieden, aber überall gelten diese Menschen als rituell unrein und werden sozial diskriminiert. So wird ihnen etwa der Zugang zu Brunnen, Tempeln, Verbrennungsplätzen und zu den Dienstleistungen einiger anderer Kasten verwehrt. Nur eine Minderheit der Unberührbaren kann sich noch durch traditionelle Berufe ernähren. Die meisten sind heute landlose Tagelöhner. Durch die Aufgaben in der Landwirtschaft und im rituellen Bereich an ihr Dorf gebunden, leben sie in einer Siedlung am Dorfrand und bilden so eine eigene Gemeinschaft.

Lebensläufe von Frauen

Der Lebenslauf einer Frau aus der Kaste der Unberührbaren hat sehr viel mit denen der meisten Frauen aus unteren und mittleren Kasten gemein, soweit dort Scheidungen und Wiederheirat erlaubt sind. Die allgemeine Vorstellung von einer Hinduehe, nämlich deren Unauflösbarkeit, das Verbot der Wiederverheiratung für Witwen usw., entspricht in Gujarat nur den Idealen und der Praxis einer kleinen Minderheit der höheren Kasten. Erst im Verlauf des letzten Jahrhunderts haben viele mittlere und niedere Kasten diese Werte und Verhaltensweisen übernommen, in dem Bemühen, einen höheren Status in der Kastenhierarchie zu erreichen.

Auffällig auch, daß die Frauen explizit dazu aufgefordert werden müssen, über ihren Alltag zu erzählen. Sie beschreiben die alltägliche Plackerei: das Kochen, Saubermachen, Wasserholen vom Brunnen, Feuerholzsammeln, die Kindererziehung, die harte Arbeit auf den Feldern und das Viehhüten. Verschwiegen wird die eigene Scheidung und Wiederverheiratung. Die Unberührbaren legen Wert darauf, daß ihre Äußerungen den

Die sieben Kasten der Unberührbaren in absteigender Reihenfolge:

Priester der Unberührbaren
Weber
Gerber
Pfeil- und Bogenhersteller
Genealogen, Musiker und Schauspieler
Korbflechter
Abdecker und Verbrennungsplatzwächter

kollektiven Idealen entsprechen – erwähnt wird höchstens die Scheidung und Wiederverheiratung einer anderen Frau. Als bedeutende Lebensereignisse werden von ihnen genannt Zeremonien wie Hochzeit, Wohnortwechsel zu den Schwiegereltern, die Zeremonie anlässlich des siebten Schwangerschaftsmonats, sowie die Totengedenkfeier für Eltern und Schwiegereltern.

Heirat und Wohnortwechsel

Traditionsgemäß werden Verlobungen bei den Unberührbaren in der Kindheit geschlossen, und auch heutzutage sind die meisten Mädchen bereits lange versprochen, bevor die Menstruation einsetzt. Mit zunehmendem Bildungsgrad wachsen die Vorbehalte gegenüber der Verlobung im Kindesalter. Jedoch gestaltet es sich immer noch als schwierig, wenn eine Familie die Verlobung lösen möchte. Das Gebot der Kastendogamie wird ebenso strikt eingehalten wie das der Vorschrift, daß nur nach außerhalb geheiratet werden darf. Die meisten Ehen werden innerhalb eines Kasten-Gebietes, zu dem zwischen 15 bis 50 benachbarte Dörfer gehören, geschlossen. Verlangt wird, daß ein unverheiratetes Mädchen Jungfrau ist. Frauen gestehen voreheliche Sexualität ebensowenig ein wie außereheliche Beziehungen. Der Dorfklatsch tabuisiert voreheliche Sexualität, hingegen bilden außereheliche Affären ein Lieblingsthema.

Mädchen werden zwischen 14 und 18 Jahren verheiratet, die Ehemänner sind ein paar Jahre älter, abhängig von der körperlichen Entwicklung der Braut, der Finanzlage der Familien (die Familie des Bräutigams muß einen Brautpreis zahlen, die Familie der Braut die Hochzeit ausrichten), von der Höhe der Berufsqualifikation (das Heiratsalter steigt mit höherer Bildung) und von der Anzahl der Geschwister. Geschwister heiraten entsprechend der Reihenfolge ihrer Geburt.

Unmittelbar nach der Hochzeit besucht die Braut in Begleitung einer älteren Verwandten für drei bis vier Tage das Haus ihres Ehemanns. Danach kehrt sie zu ihrer Familie zurück. Erst die Anun-Zeremonie besiegelt die Ehe tatsächlich. Danach beginnt eine Phase des ständigen Wechsels zwischen dem Wohnort ihrer Familie und der Schwiegerfamilie. Jedoch die meiste Zeit verbringt die Braut in ihrem Geburtsdorf. Nach der Geburt des ersten Kindes endet diese Zeit mit der Übersiedlung in die Familie des Mannes.

Die Geburt von Kindern, die meist in kurzen Abständen aufeinander folgen, besonders von Söhnen, festigt den Status einer Frau in der Familie des Ehemanns. Die Frau besucht ihre Familie nicht mehr so häufig.

Die Beziehung der Frauen zueinander wird durch ihre Verwandtschaftsbindungen geregelt, die entweder auf einer distanzierten Meidungsbeziehung oder auf einer vertrauten Scherzbeziehung aufbauen. Diese Beziehungen regeln auch den Gabentausch. Die Ehefrau sieht in ihrer Schwiegermutter eine Rivalin um die Gunst ihres Mannes; eine Rivalin, die zu ihren Lebzeiten zusätzlich das Vermögen der Familie verbraucht. Die Schwester ihres Ehemannes, sowohl die jüngere als auch die ältere, sind Empfängerinnen von Geschenken und eine dauernde Belastung für den Wohlstand der Familie, da man keine Gaben von ihnen zurückerhalten darf. Nur mit den Frauen der Brüder des Ehemannes findet ein strenger Tausch von Gaben statt. Innerhalb der eigenen Kasten sind sie die einzigen Frauen, mit denen eine Frau freundschaftliche Beziehungen in ihrem Dorf entwickelt.

Wenigstens über zwei Generationen fließt ein anhaltender Strom von Geschenken von den »Frauen-Gebemern« zu den »Frauen-Nehmern«. Frauen haben in der Geburtsfamilie kein Erbrecht, und ihren Anteil am Familienbesitz erhalten sie in Form von lebenslangen Geschenken. Trotz der scheinbaren rigiden Normen und Verpflichtungen bleibt viel Spielraum, individuelle Sympathie und Antipathie auszudrücken oder diese Regeln strategisch für eigene Pläne zu benutzen. Die genaue Höhe eines Geldgeschenktes, die Qualität eines Saris, der Wert eines Schmuckstückes, der Zeitpunkt der Geschenkübergabe, oder ob man nur seine Pflicht erfüllt oder Großzügigkeit zeigen möchte – alle diese Faktoren sind der eigenen Entscheidung überlassen. Der Empfänger interpretiert dies, sei es nun Unvermögen oder Absicht, in jedem Fall als Kränkung. Aus derartigen Kränkungen und schlechter Behandlung der jungen Ehefrau ergeben sich die häufigsten Gründe für eheliche Zerwürfnisse.

Mehrfachehe

Bei Fehlen eines männlichen Nachkommens ist es möglich, einen Schwiegersohn dazu zu bewegen, seinen Wohnsitz bei der Familie der Frau zu nehmen. Ein solcher Schwiegersohn, der im Dorf seiner Frau lebt, befindet sich in einer wenig beneidenswerten Lage. Daher wird nur derjenige sich zu diesem Schritt entschließen, der einen reichen Schwiegervater hat. Natürlich ist es möglich, daß ein Mann, der keine Söhne hat, sein Heil in der Mehrfachehe sucht. Dies verstößt zwar inzwischen gegen das Gesetz, aber innerhalb der Kasten der Unberührbaren kommt es vor, daß ein Mann zum zweiten Mal – mit Einwilligung der ersten Frau und ihrer Familie – heiratet. Trotz dieser Zustimmung ist die Beziehung der beiden Ehefrauen zueinander gespannt, und gewöhnlich gründet die erste Ehefrau ihren eigenen Haushalt. Eine Frau, die sich in solch einer Situation befand, erzählte mit offensichtlichem Vergnügen, daß die andere Frau auch nur Töchter geboren hätte.

Scheidung, Witwenstand und Wiederheirat

Bei einer schweren Ehekrise kehrt die Frau zu ihrer Familie zurück. Möglicherweise weigert sich dann ihre Familie, sie zu der Schwiegerfamilie zurückgehen zu lassen, oder diese unterläßt es, sie zurückzuholen. An den Verhandlungen können eine Vielzahl von Verwandten auf beiden Seiten, andere Mitglieder der Kaste, die im selben Dorf wohnen, und auch Führer im Kasten-Rat beteiligt sein. In einem langanhaltenden Streitfall nehmen Schärfe und Verbitterung so zu, daß die Beziehungen zwischen den Familien sich dermaßen verschlechtern können, daß eine Scheidung unvermeidlich wird. Für die Scheidung ist der Kasten-Rat zuständig. Es gibt zwar außerdem die gesetzliche Möglichkeit einer Scheidung, aber fast alle Scheidungen von Unberührbaren werden vom Kasten-Rat ausgesprochen. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Kasten-Räte die Autorität der Zivilgerichte nicht anerkennen. Im Gegensatz dazu erkennen staatliche Gerichte die Entscheidungen der Kasten-Räte an. Eine Wiederverheiratung innerhalb der Kaste ist erst möglich, nachdem der Kasten-Rat die Auflösung der früheren Ehe beschlossen hat. >>



Kastenlose Inder als Slumbewohner in Bombay

Fotos: Nelly Rau-Häring



Die Scheidung ist ebenso sehr eine Familienangelegenheit wie die Eheschließung, und mir wurde von Ehen berichtet, die sogar gegen den Willen der Eheleute aufgelöst wurden. Obwohl das Paar nicht zerstritten war, hatten in diesen Fällen die Familien kein Interesse mehr an einem Fortbestand der Verbindung. Bei einer Scheidung klagt jede Partei die andere an, die Krise verschärft zu haben, denn die Schuldzuweisung bedeutet auch materielle Verluste. Wenn die Familie des Mannes erklärt, die Frau nicht länger behalten zu wollen, verliert sie den Brautpreis, den sie bei der Hochzeit entrichtet hat und muß alle Gegenstände zurückgeben, die die Braut mitgebracht hat. Wenn aber die Braut auf der Auflösung der Ehe besteht, muß sie den Brautpreis zurückzahlen und auf den Anspruch auf Rückgabe der Geschenke verzichten. Die Seite, die für schuldig erklärt wird, muß auch Bußgeld an den Kasten-Rat zahlen.

Die Familie der Frau möchte normalerweise eine Scheidung vermeiden, denn unabhängig von den Ursachen der Ehekrise bleibt an der Frau immer ein Makel haften. Scheidungen finden meist bereits in den ersten Ehejahren, noch vor der Geburt von Kindern, statt. Frauen müssen nach einer Scheidung in ihre eigene Familie zurückkehren, von dort aus heiraten sie wieder. Kinder aus einer geschiedenen Ehe bleiben in der Familie ihres Vaters; Säuglinge werden bis zum Abstillen bei der Mutter gelassen. Mit Zustimmung der Schwiegerfamilie können Kinder in der Obhut einer geschiedenen Frau bleiben, wobei es jedoch unwahrscheinlich ist, daß ein Ehemann bereit wäre, auf seine Söhne zu verzichten.

Eine Frau kann nur einmal in ihrem Leben mit dem vollen Zeremoniell heiraten, ein Mann dagegen immer, wenn nur die jeweilige Braut noch nicht verheiratet war. Daß ein geschiedener oder verwitweter Mann zumindest vorübergehend unverheiratet ist, bleibt ohne soziale Bedeutung. Der Status einer Frau als Geschiedene oder Witwe ist hingegen viel geringer als der einer Verheirateten. Eine Frau kann sich zwar gegen eine erneute Heirat entscheiden, wird sich jedoch nur mit einem außergewöhnlich starken Willen dem Druck ihrer Familie zur Wiederheirat widersetzen können, da die Familie ungern bereit ist, die Verantwortung für sie zu übernehmen. Eine Witwe darf unter keinen Umständen einen Blutsverwandten ihres verstorbenen Mannes heiraten, sie darf nicht einmal ein Mitglied aus dem Dorf des Ver-

storbenen heiraten. Hat eine Frau sich entschlossen, erneut zu heiraten, sind damit alle Bande zwischen ihr und der ersten Familie gelöst. Sie wird dem Dorf ihres ersten Mannes für immer den Rücken kehren und darf nicht einmal ihre Kinder dort besuchen. Der Tod einer verheirateten Frau bedeutet dagegen nicht das Ende der Beziehung zwischen den beiden Familien. Es werden weiterhin Geschenke ausgetauscht, selbst wenn der Witwer eine neue Ehe eingeht.



Der Stand der Dinge

Wenn man ein Dorf in Gujarat betritt, fällt auf den ersten Blick eher der Familienstand der Frauen als ihr Alter auf. Unverheiratete Mädchen bewegen sich frei und ohne Kopfbedeckung, verheiratete Frauen auf Heimatbesuch bedecken ihren Kopf einfach mit dem Rand ihres Saris, während sie im Dorf des Ehemannes den Sari ganz über das Gesicht ziehen. Mit zunehmenden Alter nimmt der Grad der Verschleierung ab. Alte Frauen können ihr Gesicht unbedeckt lassen und sich ohne Einschränkung im Dorf des Ehemannes bewegen. Witwen tragen dunkelrote oder dunkelblaue Batik-Saris und keinen Schmuck außer silberne Fußketten. Damit unterscheiden sie sich von gleichaltrigen verheirateten Frauen, die diese Farben vermeiden und rote oder grüne gläserne Armreifen und einen silbernen oder goldenen Nasenring tragen. So kennzeichnet und unterscheidet die Frauen nicht das Alter, sondern ihr Familienstand, der ihr Leben lang sichtbar ist.

Seelenwanderung – der Hinduismus

Hinduismus ist eine primär soziologische Bezeichnung für ein Leben innerhalb des Kastensystems. Entscheidend für die Zugehörigkeit zum Hinduismus ist das Leben in einer Kaste und die Anerkennung des Veda, der heiligen Offenbarung.

Das Kastenwesen kann mit einer Stufenleiter verglichen werden, es handelt es sich um eine streng hierarchisch strukturierte Gesellschaftsform, zu deren Fuße die Pflanzen knien und an deren Spitze die Götter thronen. Die Menschen befinden irgendwo dazwischen, wiederum streng hierarchisch voneinander abgetrennt. Hoch aufgestiegen sind die Anhänger des Hinduismus und ganz besonders die Brahmanen, Priester und Hüter des Veda. In eine Kaste wird mensch aufgrund des Karma seines vorherigen Lebens hineingeboren: Es werden gute und schlechte Taten gegeneinander aufgerechnet, die Summe bildet die Ausgangsposition für ein neues Leben.

Die Hindus glauben an eine Seelenwanderung, Samsara, die keinen Anfang hatte und bei glücklichem Ausgang mit einer Auflösung im Nirvana endet. In Bezug auf Götterwelt und Kultus zeichnet sich der Hinduismus durch eine große Bandbreite aus, ein Hindu kann Poly-, Mono-, Pan- oder auch Atheist sein, desweiteren können sowohl Götter, als auch Tiere und Naturelemente verehrt werden. Prozessionen und Wallfahrten bilden einen wesentlichen Teil des religiösen Lebens, bekannt ist besonders das von Sünde reinigende Bad im als heilig verehrten Ganges. Für orthodoxe Hindus sind außerdem bestimmte Bräuche charakteristisch, so das Verbot der Wiederverheiratung von Witwen und der Tötung von Kühen. Die »Heimat« des Hinduismus ist die Indische Union, etwa 90% der Hindus leben hier, weitere sind in Nepal, Pakistan, Sri Lanka, Birma, Malaysia, Süd- und Ostafrika, auf den Fidschiinseln und auf Trinidad zu Hause.



Halte den Kanal offen

»Komm, sieh selbst«
lautet die Einladung am Tor
zum Buddhistischen Haus
in Berlin. Den Weg bescri-
ten hat Petra Welzel.

»... Stell dir mal vor, du wärst Mönch!« –
»Laß mal, das ist cool, ich bin doch auf einer
katholischen Schule.« – »Da mußt du aber
die ganze Zeit Weißbrot fressen.« Gesprächs-
fetzen aus der S-Bahn. Zwei etwa 15jährige
Jungs mit Skinheadtönur öffnen ihre Bier-
dosen; auf dem Weg zu einer Party speku-
lieren sie über Gott, die Welt und Mönche.
Endstation Frohnau. Nur etwa 10 Minuten
Fußweg entfernt von hier steht am Ende
des Edelhoftdamm auf einem Hügel das
Buddhistische Haus, außerhalb des Hori-
zonts der bierzischenden Kids.

»Man soll sich nicht berauschen, nicht
mit Drogen, nicht mit Alkohol«, hatte Lama
Gottmann der Reporterin noch mit auf den
Weg gegeben. Bestraft würde man zwar
nicht, aber jede und jeder sei immer selbst
für sein moralisches Verhalten verantwort-
lich. Dr. K. H. Gottmann ist eigentlich Med-
iziner, seit 1985 aber auch ein Lama, ein
buddhistischer Laienprediger oder, wie er es
formuliert, »einer, der einen religiösen Weg
geht und lehrt«. »Doch ich habe getrunken«,
antwortete er und zeigte mit dem Mittelfin-
ger und Daumen etwa 2 cl an auf die Frage,
ob er denn seit den 30ern, seit er praktizie-
render Buddhist sei, nicht einmal ein Glas
Wein getrunken hätte. Und seine Frau,
Politologin und Hinduistin, fügt hinzu:
»Aber er hat sich nie berauscht.«

Auf der langen und herbstbelaubten Allee
zum Buddhistischen Haus kreisen die Ge-
danken der Reporterin um Sinnesräusche,
Wege zur Erkenntnis, Vergänglichkeit,
wahrheitsgemäßes Sehen, Theravada- und
Mahayana-Buddhismus und die Wachheit
des Bewußtseins. Stichworte, die ihr der
79jährige Lama Gottmann mit seinen
Geheimratsecken im schlohweißen Haar,
dem großen Mandala an einer langen Kette
auf dem weißen Jackett und sehr munteren
Augen mitgab, als sie ihn anlässlich der Er-
öffnung einer Ausstellung über Lama Go-
vinda, dessen Nachfolger er als Leiter des
indischen Ordens Arya Maitreya Mandala
ist, im Dahlemer Museum für Völkerkunde
getroffen hatte. »Ich werde nichts tun, was
einen anderen verletzt, auch nicht in der
Sexualität«, war einer seiner Sätze, der
hängengeblieben war. Wenn der Buddhis-
mus so einfach und sinnvoll ist, warum
sind dann nicht längst schon alle Menschen
Buddhisten? >>

Fotos: Petra Welzel



»Buddha hat gesagt, der Buddhismus wird 5000 Jahre dauern. Wir haben jetzt 2500 Jahre hinter uns, 2500 bleiben uns noch. Danach kommt eine Zeit ohne Religion«, ist die Antwort L. Tirasinghes und Dr. G. M. Heennillames, Vorsitzende der German Dharmaduta Society aus Colombo/Sri Lanka, die 1957 das Buddhistische Haus in Berlin erwarb und sich seither um seinen Erhalt kümmert. Und um die Verbreitung des Buddhismus. »In einer hochentwickelten Zeit würde Buddha nicht akzeptiert werden, das passiert nur, wenn es den Menschen richtig schlecht geht«, behaupten die beiden, die auf einer Stippvisite in Berlin sind, und sagen: »Momentan ist der Hunger nach dem Buddhismus groß, wir helfen ihn zu stillen.«



Keine Frage. Gerade in den westlichen Zivilgesellschaften, in denen die Abwendung vom christlichen Glauben seit Jahrhunderten fortschreitet, ist andererseits die Akzeptanz und Hinwendung zum Buddhismus kaum zu übersehen. Seit Jahren füllen Dokumentarfilme aus Tibet, über Reinkarnationen irgendwelcher Rinpoches sowie Spielfilme wie »Little Buddha«, oder unlängst »Sieben Jahre in Tibet« und »Kundun«, die sich um das Leben des derzeit amtierenden Dalai Lama, dem Oberhaupt des tibetischen Buddhismus, drehen, über Wochen die Kinosäle. Und immer mehr Prominente bekennen sich in der Folge des Schauspielers Richard Gere zur Lehre Buddhas, unter ihnen hierzu-lande etwa auch Marie-Luise Marjan, Mutter Beimer aus der Lindenstraße, die auf dem Fernsehschirm ein Sinnbild weiblicher Völlerei und Geschwätzigkeit bietet, diejenige ist, die weder Maß noch ihre Zunge im Zaum halten kann. Knapp drei Millionen Menschen außerhalb Asiens bekennen sich mittlerweile zum Buddhismus, eine halbe Million davon in Deutschland. Allein in Berlin gibt es 35 buddhistische Einrichtungen, die schon lange nicht mehr nur Zufluchtsort für die in der Stadt lebenden Buddhisten aus Asien sind.

Es ist das Undogmatische, das Lebensnahe und -praktische, was dem Buddhismus im Unterschied zu den Gesetzen der katholischen Kirche oder des Islams heute seine Anhänger in Scharen zutreibt. »Akzeptiert nicht, was ich sage, sondern findet heraus, was für euch selbst richtig ist«, lehrte Buddha seinen Jüngern über Leben, Leid und Wiedergeburt, 500 Lebenszyklen hat er der Legende nach selbst gebraucht, um ins Nirvana einzugehen, dem vollendeten Zustand der Ruhe und des Glücks im Leersein. »Man muß nicht glauben. Daß du nicht töten sollst, niemanden wehtun, sondern statt dessen andere Menschen glücklich machen, das sind doch einfache Grundsätze des menschlichen Zusammenlebens«, erklärt Tirasinghe. Welche andere Weltreligion schreibt sich das schon auf ihre Fahnen und macht dabei zudem keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern? Unter den Katholiken und Moslems sind vor Gott und Mohammed die Männer jedenfalls immer noch gleicher. Die Frau sei dem Manne Untertan hier wie dort, bis heute.

Bei den Buddhisten treiben Fahnen im Wind, Gebetsfahnen, auf denen nichts zu lesen ist, die mal uni, mal geometrisch gemustert sind. Der Buddhist oder die Buddhistin braucht nicht viele Worte, sucht im Prinzip nur den richtigen Weg. Im besten Fall führt sie dieser an den drei Grundübeln des Lebens vorbei, der Gewalt, die Menschen anderen Menschen und Lebewesen immer wieder physisch und psychisch zufügen, dem Ewigkeitsglauben, dem Glauben an die unsterbliche Seele einerseits und egoistischen Individualismus andererseits, sowie vorbei an dem Glauben, daß der Tod fester Bestandteil der menschlichen Natur sei. »Buddhismus bedeutet, das Leben in seiner Wirklichkeit gemäß zu sehen, sich nichts vorzumachen«, hatte Lama Gottmann der Reporterin zu erläutern versucht. »Die Wirklichkeit ist Krankheit, Alter und Tod, Vergänglichkeit, aber weil wir das nicht wahrhaben wollen, leiden wir.« Dieses Leid zu überwinden, darin helfe einem der Buddhismus, es gehe letztendlich um »das große Loslassen«, hatte er noch gesagt.

»Die Fluchtendenzen in meinem Leben haben abgenommen«, sagt Annabelle Zinsner. »Erkenne das Unheilsame und laß es los und entwickle das Heilsame«, das ist die wichtigste Übung ihres »Trainings der Achtsamkeit«. Seit 16 Jahren unterrichtet die inzwischen 50jährige Yoga, seit etwa 10 Jahren ist die schlanke Frau, mit den grauen Strähnen im zusammengesteckten blonden Haar und dem sechs Monate alten Dackel Maxi im Schoß auch praktizierende Buddhistin. Gerade ist sie aus der Lüneburger Heide zurückgekehrt, wo der Dalai Lama 10.000 seiner Anhänger, davon drei Viertel Frauen, in einer Woche den Stufenweg zur Befreiung lehrte. »Eigentlich mußte man immer Anstehen. Anstehen an der Toilette, anstehen beim Essen, anstehen beim Durchsuchen, beim Postkartenkauf. Aber da kam immer mehr Gelassenheit rein, und das war seine Energie. Es macht einfach Spaß mit so einem authentischen Menschen zusammenzusein«, erinnert sich Annabelle. »Wie weit muß man in der Entwicklung des Dharma sein, um Zuflucht zu dieser Lehre nehmen zu können?«, hatte sie den Dalai Lama gefragt, und er hatte ihr geantwortet, es gäbe unterschiedliche Ebenen der Zufluchtnahmen in die Lehren Buddhas. Das heißt, jede und jeder kann jederzeit jegliches Leid überwinden.



Bei Annabelle nahm jene Entwicklung ihren Ausgangspunkt nach einem Studium zur Gymnasiallehrerin für Geschichte und Politologie. Sie reiht sich ein in die Lehrerschwemme ohne Job, schult um zur Masseurin, um schließlich Yogalehrerin zu werden. 1987 reist sie zum ersten Mal für ein paar Monate nach Indien, um sich fortzubilden. Die Reise endet für sie mit einem zehntägigen Meditationsseminar und der Erkenntnis, sich auf dem »Weg der Befreiung« zu befinden. »Damals wußte ich noch nicht genau, wo er hinführt, aber ich wußte, da geht es weiter.« Geführt hat sie der Weg 1988 zu ihrer Dharmalehrerin Ruth Denison. Die damals 65jährige betreibt noch heute in der südkalifornischen Mojavewüste ein Lehrzentrum mit dem Namen Dhamma Dena, benannt nach einer erleuchteten Frau zu Zeiten Buddhas. Sieben Wochen bleibt sie dort und begreift: »Alles, was sie mir erzählte, war schon latent als Einsichten in mir vorhanden, sie hat sie wachgerufen.«

Für Annabelle hat sich seither viel geändert. Maxi liegt schlummernd im Schoß ihrer schwarzen Hose, und in ihrem feinen Gesicht über dem rosa farbigen Rolli und den schmalen Lippen kraust sich die Nase, wenn sie lächelt und für einen Moment in sich versinkt. »Keep the channel open«, hatte ihr Ruth mit auf den Weg gegeben,

halte den Kanal offen. Darum ist Annabelle bemüht. Sie hat gelernt zuzuhören, Güte zu entwickeln, offen auch für schwierige Situationen zu sein, den Mund zu halten, bevor sie was falsches sagt: »Ich versuche, nicht mehr zu verletzen, mit dem, was ich sage. Man kann sich entschuldigen, aber Worte können sehr verletzend sein, und etwas bleibt immer hängen.« Vor allem hat sie gelernt mit Trauer und Schmerz mehr Frieden zu schließen. Ihre Beziehungen haben sich verbessert, das übliche Drama in Konfliktsituationen verkürzte sich. »Buddhismus ist eine Lebensübung für mich, die grundlegenden Lebensgesetze zu verstehen.« Sie versucht den Buddhismus im Alltag zu leben, zweimal am Tag meditiert sie: »Morgens und abends, daß ist wie beim Zähneputzen bei mir.« Und immer wieder geht sie auch ins Buddhistische Haus.

Dorthin hat es die Reporterin mittlerweile zum dritten Mal verschlagen. Zum Kathinafest, mit dem die Buddhisten das Ende der Regenzeit feiern, und die Mönche ihre dreimonatige Fastenzeit beenden, begleitet sie ihre thailändische Freundin. Heute schmücken die schmutzig gelbe Fassade der alten Vorstadtvilla nicht nur die mit dem Blatt des Bodhi- oder auch Wunschbaums verzierten Fenstergitter. Überall hängen an Laternenpeilern und Ästen bunte Tücher, im Vorraum zur Bibliothek füllen sich die Tische mit einem duftenden und farbigen Buffet, vor dem Altar im Bibliothekszimmer türmen sich Gaben für die Mönche: Ratsherrentöpfe, Aldi Kaffeefilter, Pallor Vollwaschmittel, Kekse, Toilettenpapier, Jodsatz, Pflanzenöl, Wasser, Säfte, sackweise Reis, kiloweise Kartoffeln, Maggi, Kerzen, Honig, Marmelade, was man eben so braucht, wenn man monatelang gefastet hat. >>



»Ich finde das unmöglich, daß die Leute dort auf Stühlen sitzen«, sagt leise die Freundin, als die Mönche auf den für sie vorgesehenen Matten Platz genommen haben. Die Zeremonie hat noch nicht begonnen. Etwa 60 Menschen knien auf dem Teppich, überwiegend Thailänderinnen, vielleicht drei Hände voll Deutsche mischen sich unter sie, überwiegend auf den Stühlen. Hatte die Freundin nicht gesagt: »Weißt du, warum ich den Buddhismus schon immer so gut fand? Du mußt nicht gehorchen. Ich habe nie einen Gott gehabt, Buddha ist mein Lehrer. Den Rest bestimme ich.« Und dennoch: Es gibt Dinge, die sollte man wissen, wenn man sich mit dem Buddhismus beschäftigt, und dazu gehört, daß man in Gegenwart eines Mönchs niemals höher sitzt als dieser. Schließlich beten die jeden Tag für das Glück aller Menschen. »Demut, das muß man haben«, fügt die Freundin hinzu. Dann wird gebetet. Für das Anzünden der Kerzen und das Vorsprechen der Gebete sind zwei Frauen verantwortlich, später bringen Männer den Mönchen ihre Gabenschalen, andere servieren bergvolle Teller mit den Speisen vom Buffet. Kleine Unterschiede gibt es eben doch: Frauen dürfen Mönche nicht berühren, weil sie einem strikten Zölibat unterliegen und nicht in Versuchung geführt werden sollen.

Einer der sieben Mönche hält sich immer wieder die Hand vor die Augen oder den Mund. Er muß über irgendetwas lachen und versucht sich zu sammeln. Zwei Gebete sind gesprochen, eins zur Reinigung, das andere mit fünf Geboten. Dann wird gegessen, zuerst essen die Mönche, dann die übrigen. »Alle Mönche wünschen Ihnen alles Gute und ein glückliches Leben«, sagt noch schnell einer von ihnen, bis sich alle nur noch ums Essen kümmern. Dann wird doch noch einmal gebetet, man bittet die Mönche, die Gaben und 3.500 Mark Spenden anzunehmen und dafür Wohl zurückzugeben. Die Älteste unter den Thailänderinnen hat derweil das Mikrofon ergriffen, um die Auszahlung des Geldes zu moderieren und um eine Sammelaktion für die Rückfahrkarte nach Bonn für einen der Gastmönche zu starten. Eine der Deutschen gibt ihr 100 DM, die Alte sagt: »Schreibt ihre Adresse auf, die bekommt nächstes Mal eine persönliche Einladung.« Die Stimmung steigt, es wird viel gelacht, das Fest geht zuende, und draußen regnet es ohne Unterlaß.

Die Reporterin ist beschwingt. Noch immer kreisen ihre Gedanken um dieselben Stichworte, doch langsam sieht sie klarer: Buddhismus, das ist eine Art Lebensphilosophie, in der jeder Mensch nach seiner Façon glücklich werden kann. Zuhause wartet ein Buch auf sie, der Roman über die Lebens- und Liebesgeschichte einer nepalesischen Nonne, die auch erst Schritt für Schritt über viele Stolpersteine ihren Pfad der Befreiung findet. Als kleines Mädchen verliert sie zunächst ihre Eltern durch ein Verbrechen und später auch ihren kleinen Bruder. Hilfe und Trost sucht sie bei einem Mönch, will wissen, was mit den bösen Menschen passiert, wenn sie wiedergeboren werden. »Wenn sie dann in die Welt zurückwollen, kann es geschehen, daß sie als Tiere oder Geister geboren werden«, antwortet ihr der Mönch, aber sie hat noch mehr Fragen. »Und wenn ich ein guter Mensch war?« »Dann wirst du als Mensch wiedergeboren.« »Und wie mache ich das?« Der Mönch lächelte. »Maili, ich habe noch nie ein Mädchen erlebt, das so viel auf einmal wissen wollte. Du gibst dich wohl mit keiner Antwort zufrieden. Also gut, ich sage dir, wie es weitergeht: Du schaust dich um, und wenn du ein Paar beim Lieben siehst, gehst du hin. Wenn dir die Frau gefällt, wirst du ein Junge. Wenn dir der Mann gefällt, wirst du ein Mädchen.« »Aha«, sagte Maili ... Endstation Frohnow?

Literatur:

Edward Conze:

»Eine kurze Geschichte des Buddhismus«
Suhkamp, 1986

John Powers: »Religion und Kultur Tibets«
O.W. Barth Verlag, 1998

Ama Adhe: »Doch mein Herz lebt in Tibet.
Die bewegende Geschichte einer tapferen Frau«
Herder/Spektrum, 1998

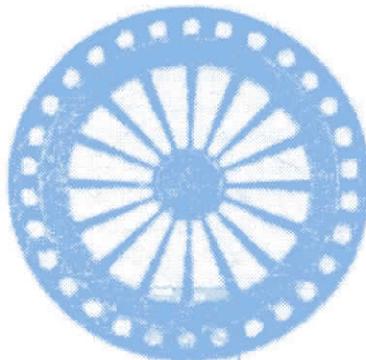
Ulli Olvedi: »Wie in einem Traum«
Roman, O.W. Barth Verlag, 1998

Grenzen einreißen – der Buddhismus

»Ein Bekenntnis mit dem man nichts falsch machen kann: Zweieinhalbtausend Jahre Friedfertigkeit statt Inquisition, stets heiter wirkende Mönche statt präpotenter Kirchenfürsten, Nirvana-Hoffnung statt Dschihad-Drohung – der Buddhismus tut keinem weh und ist trendy ...« war im Spiegel 16/98 zu lesen. Und es läßt sich hinzufügen: Er eint die Geschlechter. Von feministischen Bestrebungen ist nichts zu hören, aber immer mehr Nonnen ärgert, daß sie Mönche ehren und ihnen gehorchen müssen, umgekehrt dies aber nicht der Fall ist. Weltweit soll es 120 bis 500 Millionen Buddhisten geben, genau läßt sich das nicht sagen, weil die Zugehörigkeit zum Buddhismus diejenige zu einer anderen Religion nicht ausschließt.

Der Buddhismus verstand sich im 6. oder 5. Jahrhundert vor Christi als eine Reformbewegung des Brahmanismus und somit des Hinduismus. Buddha, ein Prinz, der sich zum Asketentum bekannte, meditierte und schließlich unter einem Feigenbaum (bodhi) die Erleuchtung fand, lehnte dessen Kastensystem ab. Vom nördlichen Vorderindien breitete sich der Buddhismus in den anderen Ländern Asiens aus. Praktiziert wird der Buddhismus heute in drei Formen, dem Hinayana oder Theravada in Sri Lanka, Birma, Thailand, Laos und Kambodscha, dem Mahayana in Nepal, Vietnam, China, Korea und Japan sowie dem Lamaismus in Tibet, Sikkim, Bhutan und in der Mongolei.

Während der Theravada-Buddhismus keinen Gott kennt, leben im Mahayana und Lamaismus Buddha als Gott und andere Götter aus hinduistischem Glauben fort. Der Glaube an einen Schöpfergott existiert im Buddhismus allerdings nicht. Abgesehen von der Philosophie der Lehre gilt es religiös betrachtet, die Grenzen um sich selbst einzureißen, das Erleben transzendental zu erweitern. Alles ist vergänglich, auch die Götter gehen und vergehen. Fünf Gesetze kennt der Buddhismus: Man soll nicht töten, nicht stehlen, nicht lügen, nicht die Ehe brechen und keine berauschende Getränke und Drogen genießen. Der Weg zur Befreiung und Erlösung führt dabei über drei Stufen: die Sittlichkeit (tugendhaftes Verhalten in Gedanken, Worten und Taten), die Versenkung und erlösende Erkenntnis. Am Ende wartet das absolute Leersein, die Befreiung von jeglichem Leid, das Nirvana.



**100 Fotos für die Pressefreiheit 1998 „Meine Bilder sind Notizen“
von Marc Riboud**

Der Verkaufserlös kommt der gemeinnützigen Menschenrechtsorganisation „Reporter ohne Grenzen“ zu. Einfach Scheck über DM 23,- schicken an: Reporter ohne Grenzen, Oranienstr. 24, 10999 Berlin, Tel. 030/615 85 85, Fax 030/614 34 63, am Kiosk oder im Buchhandel, ISBN-Nr.: 3-9803729-3-6. Über Spenden freuen wir uns auch. (Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00, Konto-Nr. 26008883)

Reporter ohne Grenzen

**MEINE BILDER
SIND NOTIZEN**



100 FOTOS FÜR DIE PRESSEFREIHEIT 1998
von Marc Riboud

**KEINE
FREIHEIT
OHNE
PRESSEFREIHEIT**



Wir wollen
einen neuen
Aufbruch in
der Frauen-
politik!

Nehmen Sie
uns ruhig
beim Wort!

ASF-Frauen
in der SPD,
Ollenhauerstraße 1,
53113 Bonn

Telefon:
(02 28) 53 22 06

E-mail: asf@spd.de

Internet: <http://www.spd.de/asf/index.htm>

**Ohne Wenn und Aber
für eine konsequente Frauenpolitik und mehr Empowerment für Frauen**

BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

Bundesfrauenreferat

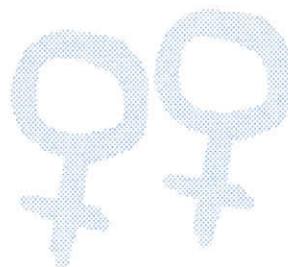
Baunscheidtstr. 1a

53113 Bonn

FON: 0228/9166-152

FAX: 0228/9166-233

E-MAIL: frauen@gruene.de





Annett Gröschner

bambina

oder: Gibt es eine
ostdeutsche Kultur?



Es muß im Frühjahr dieses Jahres gewesen sein, als meine Schwester mich aus Magdeburg anrief: »Weißt du, was es neu-lich wieder gab? BAMBINA-Schokolade. Ich habe gleich drei Tafeln gekauft. Eine für mich, eine für Grit und eine für Lori. An der nächsten Straßenecke hatte ich schon eine aufgegessen. Einen Kilometer weiter habe ich dann überlegt, ob ich Grit davon überhaupt erzählen sollte. Ich entschied, daß sie es noch früh genug erfahren würde, und aß die nächste Tafel. Zu Hause legte ich die letzte auf den Küchentisch. Und weil Lori nicht rechtzeitig kam, habe ich die auch noch aufgegessen. Mir ist übrigens nicht schlecht geworden. Am nächsten Tag bin ich etwas schuldbewußt in den Laden zurück, um noch einmal drei Tafeln zu kaufen. Aber die Verkäuferin sagte mir, daß alle ausverkauft sein. Der Betrieb würde mit der Produktion gar nicht hinterherkommen, weil es so viele Bestellungen gäbe. An dieser Stelle werden Westleserinnen wahrscheinlich nicht wissen, was gemeint ist. Zum Verständnis: BAMBINA ist eine DDR-Endzeitschokolade gewesen, was sag ich, von wegen Schokolade. Etwas undefinierbar Süßes mit nußartigen Splintern war von einer hauchzarten Schicht Vollmilchschokolade überzogen. Bei dem Undefinierbaren nahmen wir an, daß es sich um die zusammengekehrten Reste der Weihnachtsproduktion handelte, wahrscheinlich mit einem Glückshormon angereichert, weil es uns trotzdem schmeckte. Während der Erzählung meiner Schwester hatte ich sofort wieder diesen Geschmack auf der Zunge. Berlin brauchte dann etwas länger. Bei der erstbesten Gelegenheit kaufte ich eine Tafel. Nachdem eine Hälfte weg war, kam ich zu dem Schluß, daß sie früher besser geschmeckt habe. Den Rest ließ ich auf dem Küchentisch

liegen. Als ich wiederkam, war sie verschwunden. Ich verdächtigte meinen Sohn, aber der sagte nur: Schmeckt blöd. Es stellte sich dann heraus, daß mein im Osten sozialisierter Mitbewohner den Rest gegessen hatte.

Irgendwie haben wir Ostler manchmal kollektive Anwandlungen, die man böse mit Nostalgie umschreiben könnte und die eine kurzzeitige »Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaft« herstellen, wie Kulturwissenschaftler so etwas zu nennen pflegen. Jedenfalls fiel dieser Begriff am 24. Oktober öfter, als mich »weiblick« zum 3. Ostdeutschen KulturTag in das Kulturhaus »Peter Edel« schickte. Thema waren diesmal »Die Ostdeutschen in der kulturellen Öffentlichkeit der Bundesrepublik.« Ich muß zugeben, freiwillig wäre ich dort nicht hingegangen. Ostdeutscher Kulturtag impliziert bei mir sofort so etwas wie Vertriebenentreffen der sudetendeutschen Landsmannschaft. Ich stellte mir vor, daß es bestimmt Soljanka gäbe und haufenweise CDs mit Pionierliedern auf dem Büchertisch herumlägen. Einen Monat vorher war ich schließlich schon von der PDS-Siegesfeier geflohen, als der ewig FDJ-bewegte Pressesprecher Harnisch im Glückstaumel den Titel »Jugendliebe« von Ute Freudenberg auflegte und die Leute zum Tanzen aufforderte. Auf dem Ostdeutschen Kulturtag ging es dann doch etwas ernster zu, auch wenn das Ambiente von kackbraunen Wandpaneelen, Palast-der-Republik-Lampen und spritzenden Toilettenspülnern alle Klischees bediente. Eine Parallele zu den Sudetendeutschen-Treffen war auch, daß das Publikum sich jenseits der 40 bewegte. Zwanzigjährige gab es gar nicht, nur ein paar Exemplare der letzten DDR-Generation, der

heute Neunjährigen, die von den Müttern nicht untergebracht werden konnten und sich gräßlich langweilten. Und eine These der Tagung war dann auch, daß sich das Problem mit der ostdeutschen Identität spätestens mit dem Aussterben des letzten gräßlicherweise Ossi genannten Exemplars erledigt haben würde. Eine andere These, die ich übrigens sehr reizvoll finde, ist die, daß die Ostdeutschen mittlerweile eine eigene Ethnie bilden. Dies wurde aber leider nicht weiter vertieft.

Die mit vielen Beispielen untermauerte Quintessenz der Veranstaltung war, daß es mit den Ostdeutschen so ähnlich wie mit den Frauen ist. Ostdeutsche sind in den Medien zu wenig vertreten, sowohl als Beschriebene als auch als Beschreibende. Wenn Ostdeutschland dann doch mal in den überregionalen Zeitungen thematisiert ist, dann eher dumpf-deutsch und negativ. Lösungen für das Problem konnte der Ostdeutsche Kulturtag so lange ich dort weilte, nicht anbieten, aber vielleicht war das auch gar nicht das Ziel.

Die BAMBINA übrigens ist mir irgendwann im Hals steckengeblieben, als ich erfuhr, wieviel die Arbeiterinnen der Süßwarenindustrie im Osten verdienen. Über ihren Streik hat kaum jemand berichtet. Wir könnten aus Nostalgie noch soviel Tafeln verspeisen, sie würden keinen Pfennig mehr kriegen. Diese Verhältnisse zu kritisieren, hieße sich mit der gegenwärtigen Gesellschaft auseinanderzusetzen. Ohne die Vergangenheit zu vergessen. Denn wir haben schließlich Erfahrung mit zusammenbrechenden Staatswesen.



Annette Maennel sprach mit Christina Schenk, der familienpolitischen Sprecherin der PDS im Bundestag

Parteilos auf der

Bei der Bundestagswahl hat es für Rot-Grün gereicht und die PDS hat die 5%-Hürde übersprungen. War dies Ihr Wunschergebnis?

Schenk: Ja, absolut! Die PDS hat sich damit wahrscheinlich endgültig als dauerhafte Erscheinung in der politischen Landschaft etabliert. Das entspricht im übrigen der europäischen Normalität – überall gibt es linke Parteien und kein Mensch findet etwas dabei. Nur in Deutschland war das bisher anders. Außerdem ist es gut, daß die PDS jetzt als Fraktion im Bundestag ist und damit die gleichen Rechte hat wie die anderen Parteien – das eröffnet neue Möglichkeiten. Mich hat auch gefreut, daß die Wählerinnen und Wähler sich von der Erststimmekampagne von SPD und GRÜNEN nicht haben irritieren lassen. Problematisch ist aus meiner Sicht allerdings, daß sich das

Wahlergebnis für die PDS im Westen kaum verbessert hat. Mit Sicherheit gibt es dort mehr als 1–2% Linke und die PDS muß sich fragen, warum sie die bisher nicht erreicht hat. Ich denke, sie muß ihr systemkritisches und emanzipatorisches Profil stärker ausprägen, als sie es bisher getan hat. Dafür sollte dann auch in Kauf genommen werden, daß der eine oder die andere in Ostdeutschland nicht mehr PDS wählt.

In Mecklenburg-Vorpommern ist die PDS jetzt Regierungspartei. Ist die PDS damit eine ganz normale Partei?

Die Normalität einer Partei entscheidet sich nicht an der Frage der Regierungsbeteiligung. Leider wird in Deutschland die Bedeutung und die Verantwortung, die eine Partei in der parlamentarischen Opposition hat,

verkannt und unterschätzt. Unter diesen Umständen ist die Regierungsbeteiligung der PDS ein deutliches Signal dafür, daß sie zum demokratischen Parteienspektrum gehört. Andererseits habe ich den Eindruck, daß einige Genossen und Genossinnen jetzt denken, »Wir sind wieder wer«. Besonders gilt das für Kader, die schon in der DDR Karriere gemacht haben und denen die Wende dazwischenkam. Die setzen ihren Weg einfach fort – vollkommen systemkompatibel. Jedenfalls beunruhigt es mich, wenn ich sehe, daß gerade solche Leute die Posten in der Regierungskoalition in Mecklenburg-Vorpommern besetzen und nicht Leute, die in der Opposition waren oder parteilose ExpertInnen. Davon abgesehen stellt die Regierungsbeteiligung die PDS – wie ich meine – vor eine schwierige Aufgabe. Sie muß trotz der Einbindung in einer Koalition mit der SPD der Öffentlichkeit deutlich machen, wo sich die Ziele und Vorstellungen der PDS vom Regierungshandeln unterscheiden, dem ja stets ein Kompromiß zwischen PDS und SPD zugrundeliegt.

Ein Problem sehe ich auch darin, daß die PDS in dem Moment, wo sie mit staats-tragenden Parteien eine Koalition bildet, ihren Charakter als Adresse für Protestwähler und -wählerinnen verlieren könnte. Die Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt

haben das m.E. schon deutlich signalisiert. Viele haben aus Frust mit ihrer Zweitstimme DVU gewählt und – da DVU-KandidatInnen nicht zur Wahl standen – mit der Erststimme PDS. Das alles sind für die PDS neue Herausforderungen. Viel wird davon abhängen, wie es gelingt, die innerparteiliche Demokratie weiterzuentwickeln und sich auch mit den emanzipatorischen linken Diskursen zu befassen, die in Westeuropa insbesondere nach 1968 stattgefunden haben.

Ihr Wiedereinzug in den Bundestag galt als unwahrscheinlich. Der sächsische Landesvorstand schlug Sie für Platz 3 der Landesliste vor, doch die Wahlversammlung verwies Sie auf Platz 8. Bisher kamen aus Sachsen nur 6 Abgeordnete.

Die PDS hat in ihren Wahlprogrammen immer wieder den Grundsatz der Gleichstellung von Frau und Mann formuliert. Aber wenn man als Feministin permanent einfordert, daß in allen Feldern die Geschlechterverhältnisse sowohl in der Analyse als auch im politischen Alternativkonzept mitgedacht werden, macht man sich nahezu zwangsläufig unbeliebt. Während nach meiner Erfahrung Männer eher versuchen, das zu ignorieren oder als »Frauenproblem« abzutun, fühlen Frauen sich oft persönlich angegriffen. Auch in der PDS ist das leider so. In der DDR war alles zugekleistert mit der Illusion, Mann und Frau seien bereits gleichberechtigt, wenn Frauen mit qualifizierter Berufstätigkeit ihr eigenes Geld verdienen. Deshalb wird heute oft nicht gesehen, wie in den jetzigen Verhältnissen Männer und Frauen mit ungeheurer Brutalität gegeneinander ausgespielt werden. Oft wollen gerade ostdeutsche Frauen nicht wahrhaben, daß sie jetzt durch die Brille der westdeutschen Normalitäten nicht mehr als gleichberechtigt wahrgenommen und bewertet werden. Als Feministin hat man von daher in der ostdeutschen PDS nicht gerade gute Karten, wenn es um die Listenaufstellungen geht. Im Westen hingegen kann es sogar ein Bonus sein. Eine Rolle mag auch gespielt haben, daß ich noch immer parteilos bin.

so formuliere, ist das für viele GenossInnen immer noch ein ernstzunehmendes Warnsignal. Eintreten werde ich nicht – mir sind alle Orte gleich wichtig, an denen feministische Politik gemacht wird.

Allerdings ist mir jetzt auch klargeworden, daß für einige maßgebende Leute in der PDS die Parteilosens nur zum Stimmengang und als Mediengag in Wahlkampfzeiten wichtig waren. Wenn das verbraucht ist, dann haben Parteiose ihre Schuldigkeit getan und können gehen, insbesondere dann, wenn sie immer noch nicht in die Partei eingetreten sind.

Der enorme Stimmenzuwachs für die PDS in Sachsen hat Dir nun doch den Wiedereinzug in den Bundestag ermöglicht – froh und glücklich?

Ich hatte mit meinem Wiedereinzug absolut nicht gerechnet und mir schon Gedanken gemacht über meine weitere berufliche Perspektive. Das Kapitel Bundestag hatte ich – wenn auch unter Schmerzen – abgeschlossen. Als ich dann am Montag nach der Wahl erfuhr, daß ich doch reingekommen bin, war ich zunächst ziemlich irritiert. Das bedeutete, plötzlich wieder einen Salto rückwärts machen zu müssen. Als sich dann aber die Hinweise verdichteten, daß einige Leute in der PDS

worden, auf dem sie aufbauen kann. Außerdem ist sie keine Lesbe, so daß ihrer Arbeit weniger Vorurteile entgegengebracht werden. Ihr Nachteil ist, daß der Arbeitskreis mit deutlich weniger Ressourcen personeller und materieller Art ausgestattet ist, als das in der vergangenen Legislaturperiode der Fall war.

Sie sind jetzt familienpolitische Sprecherin. Was fängt eine Feministin mit diesem Thema an?

Die Frage der Gleichstellung von Frau und Mann entscheidet sich zum einen in der Erwerbsarbeit und zum anderen in der Familie – insofern ist das Thema für mich außerordentlich reizvoll. Außerdem bin ich noch lesbien- und schwulenpolitische Sprecherin und so ergeben sich da völlig neue und innovative Möglichkeiten, beide Felder endlich zusammenzudenken. Familie ist für mich da, wo man sich wohlfühlt – das gilt für heterosexuelle, lesbische bzw. schwule oder Transgender-Gemeinschaften gleichermaßen. Hierzulande wird immer noch die Ehe als solche privilegiert und das Zusammenleben mit Kindern oder Pflegebedürftigen in vielfacher Form benachteiligt. Es gibt also viel zu tun.

Wo sehen Sie im Moment die außerparlamentarische Kraft, die den notwendigen Druck auf Rot-Grün ausüben könnte?

Politische Distanz

Welchen Sinn machen Ihrer Meinung nach Parteiose auf Parteilisten?

Eine Partei, die ihre Listen für Parteiose öffnet, signalisiert damit zweierlei: Zum einen will man sich mit anderen, von »außen« kommenden Sichtweisen auseinandersetzen und ihnen auch den Zugang zur parlamentarischen Bühne ebnen und zum anderen gesteht man ein, daß wichtige Politikansätze (noch) nicht mit eigenen Leuten glaubwürdig besetzt werden können. Ich verstehe jedenfalls meine Kandidatur für die PDS so. Ich komme aus der Oppositionsbewegung der DDR, bin Feministin und habe zur PDS trotz aller Sympathie für deren politischen Ansatz eine kritische Distanz. Die inzwischen unübersehbaren Tendenzen der Etablierung der alten DDR-Eliten in Machtpositionen sehe ich z.B. mit großer Sorge. Wenn ich das als Parteiose

sich über das Scheitern meiner Kandidatur heftig gefreut haben, ist bei mir die Kampfeslust wieder erwacht und ich fands dann wieder gut.

Sie sind von Ihrer Fraktion nicht als frauenpolitische Sprecherin wiedergewählt worden. Hat Sie das überrascht?

Nicht unbedingt. Feministische Ansätze sind unbequem, sie gehen an die Substanz des eigenen Lebens, weil sie auch die persönliche Verantwortung benennen und zur Selbstreflexion zwingen. Insofern ist meine Arbeit von einigen sicher als nervend empfunden worden. Ich denke, daß Petra Bläss als jetzige frauenpolitische Sprecherin zwei Vorteile hat. In der letzten Legislaturperiode ist mit der Arbeit des Arbeitskreises Feministische Politik ein gutes Fundament gelegt

Ich habe den Eindruck, daß in der Kohl-Ära die Überzeugung, mit eigenem Engagement etwas erreichen zu können, was in Richtung Zivilgesellschaft geht, gegen Null gegangen ist. Es wundert mich nicht, daß im Moment keine außerparlamentarische Kraft da ist, die wirklich Druck macht. Aber ich denke, daß sich das schnell ändern wird. Rot-Grün ist allein schon über die Programmatik ganz anders ansprechbar als die Konservativen. Das sich eine bundesweite Frauenbewegung formiert, möchte ich bezweifeln. Frau-Sein ist kein Programm und inzwischen gibt es auch einige Männer, die die Zumutungen dieser Gesellschaft nicht länger klaglos hinnehmen wollen. Ich hoffe auf ein neues emanzipatorisches Projekt von Frauen und Männern, in dem allerdings letztere wohl leider noch lange in einer sehr kleinen Minderheit sein werden.

Ulrike Helwerth

Die Macht der Tomate (n)

Seit kurzem zielt mein Schreibtisch eine goldene Tomate: Gipsgewordenes Symbol der neuen westdeutschen Frauenbewegung. Denn den Anfang vor 30 Jahren sollen zwei Pfund halbfester Tomaten gemacht haben: geworfen von einer hochschwangeren Berliner Studentinnenvertreterin auf einen Obergenossen des damaligen SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund). Startschuß sozusagen.

So will es zumindest die Legende. Wie die meisten ist sie höchstens halb wahr. Denn, wie im wirklichen Leben, hat alles ein bißchen anders angefangen. Bedeutende Geschichte(n) aber brauchen eine einfache und vor allem eingängige Symbolik. Und etwas besseres als dieses sinnliche (rot!) und schmackhafte (saftig!) Nachtschattengewächs konnte »uns« gar nicht zufallen – zumal der Apfel mythologisch bereits besetzt war.

Am 31. Oktober nun wurde in der Freien Universität zu Berlin diese dreißigjährige Tomate gefeiert, ihre Flugbahn und -weite bestimmt und ihre Trefferquote. Tausend Frauen zwischen Mitte sechzig und Mitte zwanzig vereint in Nostalgie, Rührung, Begeisterung: Was? So jung waren wir/wart ihr? (Und so gutausehend!) So radikal, so spontan – und so naiv? Es tat gut, sich eine Geschichte weiter- und zurechtzuschreiben, symbolisch zu befestigen, in der frau sich aufgehoben fühlen kann – im doppelten Sinne des Wortes.

Dabei war ich »damals« noch gar nicht dabei, als Sprüche wie »Frauen erhebt Euch und die Welt erlebt Euch« oder »Befreit die linken Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen« neu waren und von Unbescheidenheit und Lust am Umsturz zeugten. (Ach ja, die wilden Jahre!) Als ich – feministische Spätzünderin – von der Frauenbewegung in der zweiten Hälfte der 70er Jahre endlich erwischt wurde, war von dieser Aufbruchsstimmung nur noch wenig zu spüren. Was ich vorfand war eine Frauenundlesensubkultur, die sich abspielte zwischen Frauen-

zentrum, Frauengruppe an der Uni, Frauenzeitung, Frauenbuchladen, Frauennotruf und Frauenfesten. Unser Stichwort war: Autonomie. Quote, Frauenförderpläne und Gleichstellungsgesetze waren noch nicht erfunden (aber auch nicht die Dekonstruktion der Geschlechter). Und wenn wir über Macht je diskutierten, dann nicht unter dem Aspekt der paritätischen Besetzung von MinisterInnenposten und parlamentarischen Ämtern sondern eher unter dem: Keine Macht für niemand.

Heute habe ich beim Thema »Frauen und Macht« die viel zitierten gemischten Gefühle. Ich bin hartnäckige Befürworterin der Frauenquote, solange es eine de facto Männerquote gibt, die sich um Qualifikation einen feuchten Kehrriech schert. Ich freue mich über mehr als 30% Frauen im Bundestag und 30% Ministerinnen, und darüber, daß Deutschland damit im europäischen Ranking »Women in Decisionmaking« im Mittelfeld ein Stück nach oben gerückt, ein bißchen moderner geworden ist. Ich ärgere mich gleichzeitig schwarz darüber, daß nur so wenig Frauen die Jobs bekommen haben, während die rot-grünen Männer die besten unter sich vertickt haben und die Frauen nun öffentlich so dastehen, als wären sie – wieder mal! – nicht rechtzeitig in die Puschen gekommen. Ich freue mich über die momentane und selten umfangreichere Berichterstattung über Frauen im Politikteil der Medien, über Bilder wie das, auf dem die EU-Kommissarin Anita Gradin die Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin umarmt – am Rande des Treffens europäischer Justiz- und Innenminister. Im Vergleich zum Bruderkuß hat das was – schon unter ästhetischen Gesichtspunkten. Aber ich hasse es, wenn dieselben Frauen (in diesem Falle Herta), sich immer wieder auf die abgedroschenen Diskussionen einlassen: Warum Frauen so zögerlich sind und die Macht am liebsten »verschlafen«. Und überhaupt: Frauen – das ewige Defizitmodell.

Frauen und Macht. Der mühsame Marsch durch die Institutionen hat vergessen gemacht, warum »wir« ihn je angetreten haben. War da nicht mal so etwas wie: Sand ins Getriebe streuen? Standbilder vom Sockel stürzen? Oder, wie Adrienne Goehler, heute Präsidentin der Hochschule für bildende Künste in Hamburg, einst femme terrible der dortigen Grünalternativen einst gesagt hat: Die Frage muß nicht heißen Macht worüber, sondern Macht wozu? Laut und offen wollten wir auf den Kaiser zeigen und sagen: Er trägt gar keine Kleider.

Apropos Kleider: Neulich war ich als Moderatorin zu einem Symposium über Frauen und Macht eingeladen. Beim ersten schnellen Blick in die gesetzte Runde stellte ich fest: Alle tragen Hosenanzüge, Kostüme oder wenigstens ein Jacket – nur ich nicht. Peinlich. Ich fühlte mich nackt. Inzwischen habe ich auch wenigstens einen Blazer – schwarz – für alle Fälle.

Wie weit also ist die 68er Tomate geflogen? Weit über den Horizont der damaligen Zeit – und doch direkt vor unsere Füße. Wir sollten sie aufheben und noch einmal werfen.

Meine liegt gipsern auf dem Schreibtisch. Als Beschwerer für noch offene Rechnungen.



Kommentar West von Ute Scheub

Die Lachschröderfontaine

Durch die lila Brille gesehen, hat die neue Regierung den Wählerinnenantrag, denn vor allen sie haben die konservative Regierung abgewählt, jetzt schon verraten. Zwar ist das, was im Koalitionsvertrag frauenpolitisch festgeschrieben wird, recht positiv: der Einstieg in die eigenständige Existenzsicherung von Frauen, Gleichstellungsvorschriften auch für die Privatwirtschaft, die Hälfte der Ausbildungsplätze für Mädchen und anderes mehr. Aber was die Präsenz in politischen Spitzenpositionen anbelangt, ließen sich die Politikerinnen zum Mißfallen ihrer Wählerinnen kalt abservieren. Bonn in den Tagen nach der Wahl wirkte wie das ins Gigantische vergrößerte Kindertanzspiel »Stuhltanz«: Kaum setzte die Begleitmusik aus, hatte schon wieder ein Mann einen hohen Stuhl besetzt.

Nun rächte sich bitter, daß die rot-grünen Politikerinnen völlig unvorbereitet und ohne jede gemeinsame Absprache in die Koalitionsverhandlungen gestolpert waren. Sie fanden das fertig gezimmerte Machtkartell der Vierschrödrigen vor – Schröder, Lafontaine, Fischer, Trittin –, das die Einflußbereiche im Kabinett und in den beiden Parteien bereits aufgeteilt hatte. Von den drei grünen Ministerposten blieb entgegen der Quotenregelung nur einer für eine Frau, von den zwölf roten nur vier, und die »harten« Ressorts wie Inneres, Äußeres oder Finanzen wurden allesamt männlich besetzt. »Es hätten mehr sein können, andererseits gab es noch nie so viele Ministerinnen in einer Bundesregierung«, versuchte sich Christine Bergmann (SPD) zu trösten, die nunmehr dem Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vorsteht. Der unverändert betuliche fachliche Zuschnitt ihres Hauses legt nahe, daß Frauen eine Minderheit unter Minderheiten sind – den feministischen Ambitionen Bergmanns zum Trotz. Wahrscheinlich hätte sich niemand gewundert, wenn ihr auch noch die Zuständigkeit für Meerschweinchenfragen auferlegt worden wäre.

Da Laschröderfontaine bereits vor den Wahlen das Amt des Bundespräsidenten und des Bundestagspräsidenten informell an zwei Männer vergeben hatten, ist auch an diesen Posten höchstwahrscheinlich nichts mehr zu rütteln. Die SPD-Frauenpolitikerin Christel Hanewinkel bekam das schmerzhaft zu spüren, als sie gegen Wolfgang Thierse zu kandidieren wagte und durchfiel. Hanewinkel kann es »nicht verstehen«, daß ihre Kolleginnen Anke Fuchs und Ingrid Matthäus-Maier das letzte verbliebene Amt mit großen Einflußmöglichkeiten einfach so ausschlugen: den Fraktionsvorsitz.

Auch die liberale Presse zeigte sich darob empört. In diesen Tagen durften ungewohnt viele Kommentatorinnen ungewohnt kämpferische Töne anschlagen. In der »Frankfurter Rundschau« forderte Astrid Hölscher die »Methode Lysistrata«: Verweigerung. »Stell euch vor, es ist Kanzlerwahl, und keine Frau stimmt mit.«

Gut gebrüllt, Löwin. Aber soll mit lautem Protest vielleicht auch unser eigenes, höchst ambivalentes Verhältnis zur Macht übertönt werden? Auch unter uns gibt es etliche, die Karrierekampf und Konkurrenzgerangel verweigern, die ihr Privatleben nicht unter Dauerstreß stellen wollen, die wie Fuchs und Matthäus-Maier im Zweifelsfall also freiwillig in die zweite Reihe treten. Daran ist nichts moralisch Verwerfliches. Saublöd ist nur, daß männliche Machtgier und weiblicher Verzicht sich so trefflich zum bekannten Ergebnis ergänzen.



Kommentar Ost von Christiane Kloweit

Gibt's was zu meckern?

Frauen sind jetzt in der Politik erfolgreich wie nie. Was macht sie so erfolgreich? Falsch gefragt. Es muß heißen: Wer macht Frauen in der Politik erfolgreich? Natürlich Männer. Bestes Beispiel: die Bündnisgrünen. Schon ihre Wahlplakate haben Frauen angesprochen. Frauen nach vorn. Nur mit uns. Und Joschka schaute vertrauenerweckend und staatstragend zugleich. Bemerkenswert, denn das gehört nicht unbedingt zusammen, zeigten uns die letzten sechzehn Jahre.

So wählten mehr Frauen als Männer grün. Erster Erfolg für die Frauen: Ihre Stimmen verhinderten den Ausstieg ihrer Lieblingspartei aus dem Bundestag. Und auch sonst: Nur Gewinne für Frauen! Das Umweltressort übernahm Jürgen Trittin. Ein echtes Opfer, denn wir wissen, was das für ein Posten ist. Wir haben Angela Merkel darauf erlebt. Das darf man wirklich keiner Frau wünschen, und das haben die Bündnisgrünen erfolgreich keiner Frau gewünscht. Joseph Fischer ist Außenminister. Wir wissen, die neue Regierung will Kontinuität in der Außenpolitik. Wozu soll also eine Frau plötzlich die Personalkette unterbrechen. Da hat sich Joseph opferbereit in die Tretmühle geworfen.

Was ist der Dank? Zank und Pfiffe von den eigenen Parteifreundinnen, die einfach nicht einsehen, daß Fischer und Trittin auf dem grünen Parteitag die Wahrheit riefen: Ja, ja und nochmals ja zur Quote! Voll und ganz! Aber wir haben nun mal nur 6,7 Prozent und damit drei Ministerämter erkämpft. Und zwei nehmen wir uns schon mal. Basta. Dafür sind aber neun Staatssekretärinnen Frauen, und die EU-Kommissarin wird eine bündnisgrüne Frau. Das sind doch die eigentlichen Machtposten, sagten Trittin und Fischer. Da sind Frauen sogar überproportional vertreten. Wozu sich dann noch um die Ministerposten schlagen. Offen bleibt, warum sie diese Posten so dringend wollten, wenn das Eigentliche eine Ebene drunter passiert. Ich hörte neulich eine Frau aus der Politik sagen: Die Frauen haben in den Koalitionsverhandlungen mit Sacharbeit brilliert, während die Männer die Macht unter sich aufgeteilt haben. Das ist doch böse, neidisch und zänkisch. Oder? Und schließlich ist Andrea Fischer Gesundheitsministerin. Es liegt doch jetzt nur an ihr, daß sie mit doppelt und dreifacher Leistung beweist, daß sie nicht nur Quotenfrau ist. Dann kann sie auch gleich mit beweisen, daß man gar nicht die Quote braucht, um dem Land Gutes zu tun. So wie das Joseph und Jürgen sofort bewiesen haben. Bleibt noch das Problem Ossi in bügrünen Zentralgremien. Aber das ist kein Problem. Die gibt's da ja gar nicht.

Die SPD hat die Bündnisgrünen bei den Ministerinnen und in der Ossi-Frage weit überflügelt. Die SPD-Frauen sind offenbar schon mit Ämtern so übersättigt, daß sie nicht einmal mehr den Fraktionsvorsitz haben wollten. Ja, so kann es auch sein. Bundestagspräsident ist Wolfgang Thierse, biologisch, soweit erkennbar, keine Frau, aber ein Ossi, und das ist in der sozialen Rangordnung so etwas Ähnliches wie eine Frau, nicht? Dabei hatte die SPD die Ossi/Frauenquote schon mit Frau Bergmann erfüllt. Was für ein Übereifer! Und das nach den Wahlen.

Hat angesichts all dieser Siegerinnen noch irgendeine Frau irgend etwas zu meckern? Dann wählt doch nächstes Mal gleich CDU mit Generalsekretär Merkel (fast) an der Spitze!

Ulrike Gramann

Bloßgestellt Frauen besetzen Liebsten

»Man spricht nicht genug von der Langeweile des Krieges. In dieser Langeweile sehen Frauen hinter geschlossenen Läden auf den Feind, wie er über den Platz geht. Hier beschränkt sich Abenteuer auf Patriotismus. Das andere Abenteuer gehört erwürgt. Trotzdem sieht man hin. Nichts ist zu machen gegen das Hinsehen.«

Marguerite Duras, »Hiroshima Mon Amour«

Die Frauen hinter den Fenstern sind bisher unsichtbar geblieben, sie und ihre Beweggründe. Es hat Frauen in von der deutschen Wehrmacht besetzten Ländern gegeben, die sich in einen der Besatzer verliebten. Die Legende sagt, sie wären Kollaborateurinnen gewesen. Die Geschichte hätte manche Rolle für sie bereitgehalten: als Opfer der Besatzungsmacht, als Täterinnen und Mittäterinnen, im Widerstand. Doch sie entschieden sich, eine »private« Beziehung zu einem Feind einzugehen. Die Politik holte sie ein, als der Feind, endlich unterlegen, das Land verließ: Ihre Mitbürger verachteten sie, trieben sie durch die Straßen, schoren sie kahl, jagten sie weg. Auch Frauen waren damit einverstanden. Öffentliche Demütigung, danach: Vergessen. Noch der gewesene Feind, schien es, hatte mehr Würde, trotz der Schrecken der Besatzung. Was blieb, waren Fotos von Frauen, die, manchmal ein Kind im Arm, vor einer skandalisierten Menge davonlaufen. Ebba D. Drolshagen wagt sich an ein tabuträchtiges Thema: Sie geht der Geschichte von Frauen nach, die ohne äußeren Zwang ein intimes Verhältnis zu Besatzern eingingen. Angesichts des jahrelangen Schweigens und der schlechten Quellenlage – ein Teil der Akten ist vernichtet, andere sind noch für Jahrzehnte gesperrt – überrascht die Intensität, mit der die Autorin ein Bild vom Leben dieser Frauen zeichnet. Aus persönlichen Berichten von Betroffenen und ZeitzeugInnen, wenigen Veröffentlichungen und historischem Vergleichsmaterial zeichnet sie ein Bild vom Leben dieser Norwegerinnen, Däninnen, Französisinnen und Bewohnerinnen der britischen Kanalinseln. Ausgespart bleiben Ost- und Südosteuropa und die Sowjetunion, wo die deutsche Wehrmacht ihren Vernichtungskrieg führte. Damit verglichen gab es in Nord-, teilweise auch in Westeuropa unter der Besatzung bis zu einem gewissen Grade ein »Arrangement« mit der Zivilbevöl-

kerung. Wenn Drolshagen dies schreibt, so in dem ausdrücklichen Bewußtsein, daß die gleichen Wehrmachtssoldaten sich in einem Land »fast korrekt« zu benehmen wußten – und zwar solange sich ihnen niemand offen entgegenstellte und die rassistische Ideologie nicht dagegen sprach – und in dem anderen Land Terror gegen die Bevölkerung übten.

Besatzung bedeutete, daß Hunderte fremder, meist junger Männer in die relative Ereignislosigkeit vor allem kleiner Städte und ländlicher Gebiete einbrachen. Oft in Privatunterkünften einquartiert, ließ sich ihr Kontakt zur Zivilbevölkerung gar nicht vermeiden. Die Besatzung hatte bei all ihren Schrecken, so zynisch das klingt, mit dem heutigen Tourismus gemein, daß sie nicht wenigen Menschen Arbeit und Geld brachte. Überdies hatten die Besatzer oft Langeweile und deshalb Interesse, soziale Beziehungen zu pflegen. Es ist unbekannt, wie viele Frauen Verhältnisse mit Wehrmachtssoldaten hatten, doch zitiert Drolshagen Hochrechnungen, nach denen es in Dänemark 40–60.000 Frauen gewesen sein sollen. Allein 3–4.000 Norwegerinnen, viele schwanger, reisten ihren deutschen Geliebten nach dem Ende des Krieges ins Ungewisse hinterher. Die Motive der Frauen, sich in deutsche Wehrmachtssoldaten zu verlieben, sind unterschiedlich: Die »schönen mächtigen Fremden« (Drolshagen) beeindruckten gerade junge Frauen oft durch Freundlichkeiten, durch Einladungen zu Autospazierfahrten und in



Cafés, in denen gewöhnlich eine höhere soziale Schicht verkehrte. Der Horizont der Frauen erweiterte sich, weil sie Fremde kennenlernten und Gelegenheit hatten, einen Fremden im eigenen Land zu führen. Die Beziehung zu einem Besatzer barg das Versprechen des sozialen Aufstiegs, sei es durch materielle Vorteile, Vergünstigungen bei Behörden, Unabhängigkeit von den Eltern oder die Vorstellung, mit dem Geliebten eines Tages ins Ausland zu gehen. Manchmal wird es schlicht Sympathie gewesen sein. Die Risiken der Beziehung – Schwangerschaft, Geschlechtskrankheiten, »schlechter Ruf« – verdrängten die Frauen. Und gerade Frauen, die auf Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse hofften, hatten wenig Grund, das »Vaterland« einer Liebesbeziehung vorzuziehen. Die Grenzen zwischen zweckbestimmten Beziehungen und »echter Liebe« sind fließend. Ihre Landsleute nannten sie »Deutschenmädchen« oder »Deutschenflittchen« und unterstellten ihnen klare Motive, politische einer »Landesverräterin« und sexuelle einer »Hure«.

Während der Besetzung verachteten und fürchteten, danach schikanierten sie die Frauen, weil sie angeblich kollaboriert hätten. Wie viele neben der Liebesbeziehung spitzelten oder denunzierten, ist unbekannt. Aber das Bild vom »Deutschenflittchen« trug dazu bei, daß die subjektive Sicht der Frauen dem Weltbild, nach dem ein Verhältnis mit einem Wehrmachtssoldaten anstößig war, gar nicht widersprach: Alle, mit denen Drolshagen gesprochen hat, sagen, ihr Freund, sei »kein Nazi«, kein »Feind ihres Vaterlandes« gewesen, sondern eben »anders« als andere Deutsche. Um so heftiger wurden sie mit diesem Weltbild konfrontiert, als die Besatzung beendet war. In Dänemark erschienen noch in der Illegalität schwarze Listen mit Namen und Anschriften von Frauen. Obwohl die Besatzer teilweise noch monatelang im Land bleiben mußten, richteten gewalttätige Ausschreitungen sich nicht gegen sie, sondern gegen ihre Freundinnen und Geliebten. Diese wurden auch stärker verfolgt als andere Personen, die auf die eine oder andere Weise kollaboriert oder von der Besatzung profitiert hatten. Hier setzt, zu Recht, Drolshagen mit einer geschlechtsspezifischen Bewertung der Vorgänge an, in die sie auch die vergleichbaren Erfahrungen von deutschen Frauen einbezieht, die nach dem 2. Weltkrieg Beziehungen zu GIs hatten. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, daß Frauen nicht als autonome Personen angesehen werden, die sich verlieben können, in wen sie möchten, sondern als Leibeigene ihres Vaterlandes.

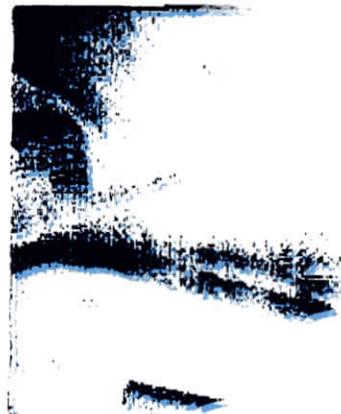
Einige ZeithistorikerInnen nehmen in den letzten Jahren Frauen als politisch handelnde Subjekte in den Blick. Vor allem die Arbeiten von Ingrid Strobl über Frauen im bewaffneten Widerstand und von Angelika Ebbinghaus über Täterinnen im Nationalsozialismus demonstrieren den Zusammenhang von persönlicher Entscheidung und politischer Verantwortung. Die Täterinnen-Opfer-Diskussion fand jedoch überwiegend in fachlich und feministisch interessierten Kreisen statt. Für diese äußert Drolshagen vielleicht einen Gemeinplatz, wenn sie feststellt: »Während die »Deutschenmädchen« ihr Liebesleben als ihre strikte Privatsache ansahen, werteten viele Landsleute deren Verhalten als politische Meinungsäußerung zugunsten der Besatzer. Die fraglos politische Widerstandsarbeit von Frauen hingegen taucht als politische Arbeit überhaupt nicht auf, weil sie in der Privatheit ihres Heimes und ihrer Familie geschah.«

»Unerwünschte Handlungen«, so Drolshagen, »werden automatisch als öffentlich definiert.« Das stimmt jedenfalls, wenn die Handelnden Frauen sind. Das Private ist politisch, aber was privat bleiben darf, bestimmen bekanntlich immer die anderen. Deshalb schwiegen die stigmatisierten Frauen, sogar vor ihren Kindern. Weil sie durch das Täterinnen- wie durch das Opfer-Raster fielen, nahmen weder Öffentlichkeit noch Forschung sie zur Kenntnis. Nur allmählich, vor allem durch die Forschungen zur Kollaboration, fällt das Tabu. Drolshagens Buch erhebt nicht den Anspruch einer systematischen historischen Untersuchung; es enthält dokumentarische wie erzählende Elemente. Jede Gliederung verschleift, und die Autorin setzt Schwerpunkte, die überwiegend durch ihr persönliches Interesse geprägt sind. Aber das Buch fesselt, weil die Aufmerksamkeit und Empathie für ihren Gegenstand mit Mitleid nichts gemein hat. Wer das Leben der Frauen, die Besatzer liebten, verstehen will, muß sich von der Alternative Täterin oder Opfer lösen. Drolshagens Buch ist ein Anstoß, die Realität, nein: die Realitäten von Frauen zu begreifen.

*Ebba D. Drolshagen:
»Nicht ungeschoren davonkommen.
Das Schicksal der Frauen in den besetzten
Ländern, die Wehrmachtssoldaten liebten«
Hoffmann und Campe, Hamburg 1998,
271 S., DM 39,80.*

Ebba D. Drolshagen Nicht ungeschoren davonkommen

Das Schicksal der Frauen in den besetzten Ländern, die Wehrmachtssoldaten liebten
Hoffmann und Campe





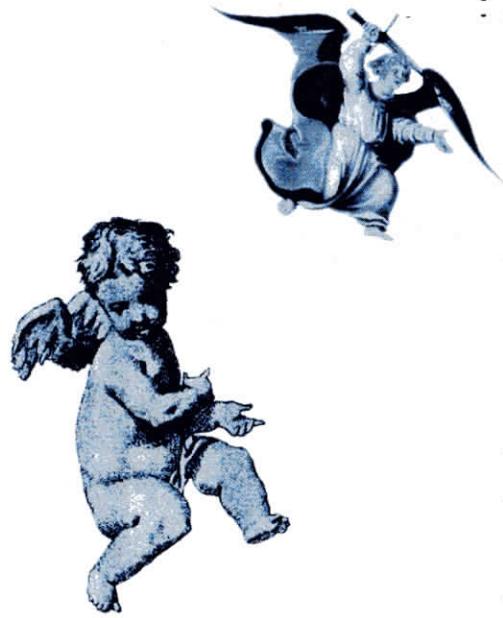
Wie es ist,

Text von Kathrin Schmidt, Fotos von Annett Ahrends



Wann es mich





Wenn es mich engelt, ist meist nicht gerade Weihnachten. Es engelt mich, wenn die Wut kommt oder die Rührung. Wenn zum Beispiel mein englisches Englein – so nenne ich jedes meiner Kinder, solange es das jeweils jüngste ist – seinen Fusselkopf streicheln läßt, lange nasse Küsse auf der Haut Schneckenspuren hinterlassen oder einfach die gemeinsame Nacktheit uns frösteln läßt im Glück. Warum das Englein denn englisch sein soll, weiß ich nicht zu sagen. Es klingt so schön, hebt mich aus den Angeln der Tagesablaufsprache ...

Engel (griech., Bote) betörten mich von kleinauf: Die Urgroßmutter malte mir den Schutzengel aus, der über mir mein Wachsen und Werden behüte. Sie machte mir angst, wenn sie von Satan sprach, der auch einmal ein Engel und Gott nicht gefügig gewesen sei. Über dem Kopfende ihres Bettes hing die ubiquitäre Reproduktion der Sixtinischen Madonna, und die am unteren Bildrand grinsenden Englein fand ich ganz schön frech.

Waren die Engel der Kindheit nicht als geflügelte Pausbäckchen dargestellt, von denen ich annehmen sollte, sie seien als Knäblein gedacht, wurde es hingegen seltsam. Vier kannte ich: Michael, Raphael, Gabriel und Uriel. Aber sie trugen, Erwachsene, langes Haar auf den Bildern, Kleider und frauliche Mienen – stimmte da was nicht? Kurzerhand nahm ich an, sie hätten von beidem so viel, daß sie sich nicht zu entscheiden brauchten für eins der Geschlechter, und die Namen seien ihnen von Gott persönlich, der ja auch zuerst Adam und damit den Mann erfunden hatte, gegeben worden, der Einfachheit halber. Damit gab ich mich für eine Zeit zufrieden.

Später kehrten die Engel zurück. So deutlich, daß die Verlage meine ersten beiden Bücher mit Engelstiteln versahen. Die Gleichzeitigkeit von Leben und Tod, von Himmel und Hölle und eben von Mann und Frau muß es sein, die immer wieder reizt, die Götterboten anzurufen oder aufzufinden auf Erden. Für mich verkörpern sie eine unheimlich anmutende Zweideutigkeit: Nicht umsonst wehen die Gewänder der Todesengel, geistern die Würgeengel, zernern die Racheengel, wenn wir uns nicht selbst verantwortlich machen wollen für Ängste und Aggressionen. Und wenn uns wirklich mal einer erscheint aus der Gilde der Geflügelten, können wir gar nichts anderes tun, als innezuhalten, schließlich hat er uns gezeigt, daß wir sehr, sehr klein sind in der großen Sekunde seines Auftauchens. Da lob ich mir mein irdisches, englisches Englein, ergebe mich verzückt dem Kindchenschema und überlasse das Thema zum Beispiel Hans Magnus Enzenberger:



Die Visite

Als ich aufsaß von meinem leeren Blatt,
stand der Engel im Zimmer.

Ein ganz gemeiner Engel,
vermutlich unterste Charge.
Sie können sich nicht vorstellen,
sagte er, wie entbehrlich Sie sind.

Eine einzige unter fünfzehntausend Schattierungen
der Farbe Blau, sagte er,
fällt mehr ins Gewicht der Welt
als alles, was Sie tun oder lassen,
gar nicht zu reden vom Feldspat
und von der Großen Magellanschen Wolke.
Sogar der gemeine Froschlöffel, unscheinbar wie er ist,
hinterließe eine Lücke, Sie nicht. –

Ich sah es an seinen hellen Augen, er hoffte
auf Widerspruch, auf ein langes Ringen.
Ich rührte mich nicht. Ich wartete,
bis er verschwunden war, schweigend.

aus: *Kiosk, Neue Gedichte* –
Suhrkamp Verlag Frankfurt/Main 1995





Eva Engler (26): Behandle ihn gut, deinen Schutzengel, sagte meine Mutter, er gibt auf dich acht. Manchmal vergesse ich ihn, doch dann ist er noch immer da, wenn ich ihn brauche.



Josefine Lenz (13): Meine Freundin Belinda ist für mich ein Engel. Weil – naja – sie ist blond, und in der Weihnachtsaufführung in der Schule hat sie auch einen Engel gespielt. Für mich sind Engel immer blond und außerdem sind es Mädchen. Jungs sind doch dafür zu blöd. Eigentlich habe ich immer gedacht, Engel, das sind Menschen, die gestorben sind und dann zu Engeln wurden. Und sie dürfen sich bei ihrer Verwandlung das Alter aussuchen, in dem sie sich selbst am schönsten fanden, deswegen sind Engel meistens Kinder. Mit Belinda ist das eher so: Sie ist meine beste Freundin. Ich habe sie vor einem Jahr auf dem Gymnasium kennengelernt, wir gehen in die gleiche Klasse und sitzen auch nebeneinander. Ich kann ihr einfach alles erzählen, und wenn wir zusammen sind, kommt keiner gegen uns an – nicht mal die Jungs. Manchmal kriegen wir da unsere »5 Minuten«. Aber das ist vielleicht doch schon eher teuflisch.

Antje Benn (29) mit Melvin (3) und Tori (1 1/2): Es gibt auf alle Fälle Engel, wenn auch ohne Flügel und Heiligenschein. Meine Kinder haben einen Schutzengel. Ich habe ihn nach der Geburt von meinem Großen an die Kinderzimmertür gemalt und der paßt, neben mir natürlich, auf sie auf. Ich habe vielleicht auch einen, aber für mich sind in erster Linie Melvin und Tori meine Engel, meine satanischen Engel. Sie tun nichts aus Berechnung, sie sind einfach da und bestimmen so mein Schicksal. Engel sind doch die Menschen, die man am meisten liebt, sie tun einem gut und das ist es. Meine Kinder beflügeln mich!



Friedrich, 10 Jahre: Engel sind Scheiße.
Nur das Raumschiff Enterprise zählt ...





Ljuba Shuster (30) und Mark Chaet (28): Ich bin Meisterschülerin an der Hochschule der Künste und habe seit einiger Zeit eine Praktikumsstelle als Musikpädagogin in Stuttgart. Solange ich studiere, habe ich ein studentisches Visum, das hoffentlich in eine Aufenthaltserlaubnis mit Arbeitsgenehmigung umgeschrieben wird, sobald das Studium abgeschlossen ist und ich einen fristlosen Arbeitsvertrag vorweisen kann. Doch nun stellt sich heraus, daß erst geprüft werden muß, ob »öffentliches Interesse« besteht, das eine »Ausländerin« diesen Arbeitsplatz ausfüllt. Das kann erst nach meiner Diplomverteidigung entschieden werden. Die Musikschule kann jedoch nicht warten, bis die Behörden meinen Antrag bearbeitet haben. Zumal mir jetzt schon mitgeteilt wurde, daß »öffentliches Interesse« daran besteht, daß »deutsche Arbeitgeber sich mit den hier zur Verfügung stehenden Bewerbern begnügen«. In der Ukraine sind die Arbeitsbedingungen für Musiker sehr schlecht und ich lebe mit meinem Mann Mark jetzt seit 6 Jahren in Deutschland. Wir haben unsere Musik hierher mitgebracht und sind hier zu Hause. Wenn nicht ein Wunder geschieht, müssen wir am 28.2.'99 das Land verlassen. Ich glaube nicht an Engel, aber irgendwie wäre es jetzt nicht schlecht, wenn es einen für uns gäbe.

Birgit (36) und Theresa (12): »Du bist ein Engel«, sage ich ziemlich oft im Alltag. Nicht nur zu Freunden, die im richtigen Moment anrufen, zum hilfreichen Nachbarn oder Kollegen, sondern auch zu der Blumenverkäuferin, die mich anlächelt, einfach so. Ein Lächeln in der Alltagshektik, ein Hochgucken im kalten Regen, eben dieses Moment des Innehaltens, dieses Funkeln in den Augen, ehe man sich wieder in den scheinbar vorgegebenen Wegen verliert. »Du bist ein Engel« hören aber auch meine beiden Kinder nicht selten von ihrer Mutter, weil ich immer wieder von neuem froh bin, daß sie da sind. Traumwandlerisch sicher haben ihre Eltern vor einigen Jahren die richtige Entscheidung gefällt, ihnen auf diese Welt zu helfen. Engel bedeutet für mich also offensichtlich dasselbe wie Glück. Da ein Fünfzehnjähriger für Engel-Foto-Spiele kaum zu haben ist, ist nur Theresa hier als »Arthur der Engel« zu sehen. Engel? Scham, Neugier, Koketterie, Strahlen – ja, aber Engel ohne »teuflische« Züge sind doch langweilig!





Angela, 32 Jahre: Der Zug wurde langsamer und fuhr schließlich in den Provinzbahnhof wenige Kilometer vor der deutschen Grenze ein. Bis nach Hause hatte ich noch etwas über hundert Kilometer vor mir. In Gedanken noch immer in den weiten Landschaften Irlands, durch die ich die letzten vier Wochen mit einer Freundin gereist war, kam ich langsam wieder zu mir. Es war schon später Nachmittag, als ich erschöpft und nahezu pleite ausstieg. Am Fahrkartenschalter fragte ich, wann der letzte Zug nach Hause fuhr. Als mir der Beamte hinterm Schalter den Preis nannte, wurde ich blaß. Mit so viel Geld hatte ich nicht gerechnet. Ratlos stand ich in der Schalterhalle, die mit der Dämmerung immer leerer geworden war, als plötzlich eine Horde lachender und grölender französischer Soldaten hereinströmte und lautstark begann, sich für die Nacht einzurichten. Mir sank das Herz in die Hose, denn weder verstand ich, was um mich her gesprochen wurde, noch sah ich außer mir ein anderes weibliches Wesen in der Schalterhalle. In meinem Kopf jagte ein Horrorszenario das nächste. Mit einem letzten Blick durch die zwar verqualmte, aber immerhin geschützte Halle nahm ich meine Sachen und zog mich in eine zugige Unterführung zurück, rollte Isomatte und Schlafsack aus, und verkroch mich so tief hinein, daß hoffentlich jeder Vorbeikommende nicht unterscheiden konnte, ob ich Männlein oder Weiblein war. Ich lauschte panisch auf alles, was um mich her geschah. Viel habe ich in jener Nacht aus Angst um mich und meine Habe nicht geschlafen. Mein Schutzengel kam im Morgengrauen. Auf dem Vorplatz sah ich eine Frau aus ihrem Wagen steigen und ihre Tochter zum Zug bringen. Sie muß mir meine Verzweiflung angesehen haben, als sie auf mich zukam. Auf deutsch fragte sie, ob sie mir helfen könne. Als ich meine Lage geschildert hatte, hielt sie mir nach kurzem Überlegen die Autotür auf und fuhr mich nach Hause.

Claudia Decker

Südafrika ist weit

Die Geschichte der ewigen Exilantin Joyce Khayana

Die junge Frau ist eine Alllast. Ihrem Hiersein fehlt der Sinn. Wie eine Last ist sie unwillkommen. Noch dazu ist sie nutzlos. Keiner will sie haben. Nirgendwo hat sie ein Zuhause. Sie ist ein Überbleibsel jener Jahre, als es in Südafrika die Apartheid und auf deutschem Boden die DDR gab. Die Mahlsteine der Abwicklung dieser beiden Regime haben sie im Niemandsland zurückgelassen: Die südafrikanische Botschaft in Bonn glaubt ihr nicht das Exilantenschicksal, verweigert ihr Paß und Heimkehr. Das Amt für Ausländerangelegenheiten in Berlin würde sie gerne loswerden, wenn man bloß wüßte wohin. Sozialhilferechtlich gilt sie als Asylbewerberin. »Ich will kein Asyl, ich will nach Hause«, sagt die Frau. Dabei hat sie »nach Hause« – Südafrika – nie gesehen.

Sie heißt Joyce Khayana, und sie weiß, wann und wo sie geboren wurde: am 26. April 1969. Zeit, Ort und Umstände ihrer Geburt lassen ahnen, warum Joyce Khayana heute Schwierigkeiten hat, sich zu verorten. Nie konnte sie irgendwo Wurzeln schlagen, nicht in einem Land, nicht in einer Familie. Schon ihr Vater hatte keine Erdung. Der Südafrikaner Gobidolo Khayana und seine ugandische Frau Rebecca setzten Joyce in Kampala/Uganda in die Welt. Gobidolo Khayana war PAC-Aktivist der ersten Stunde und wegen der Apartheid nach Uganda geflüchtet. Er starb dreieinhalb Jahre nach Joyces Geburt. Sein Vermächtnis: Joyce und ihr kleiner Bruder Siphos sollten als Südafrikaner aufwachsen. Und ein Foto hinterließ er, das einzig Handfeste, das Joyce von ihrem Vater blieb.

Südafrikanisch blieb ihr Umfeld tatsächlich. Die Mutter gab Joyce und Bruder Siphos zu einem südafrikanischen Ehepaar, ANC-Genossen, die ebenfalls als Flüchtlinge in Uganda lebten. »Sie sprachen Xhosa, wie mein Vater«, sagt Joyce, »es war für mich, wie in Südafrika aufzuwachsen.« Um Dokumente kümmerte sich keiner der Erwachsenen, denen die Kinder anvertraut wurden.

In der Exil-Gemeinde der Südafrikaner kannte man sich. Irgendwie wurde für alles gesorgt. Irgendwie ging das Leben immer weiter. Der Flüchtlingsstatus unter dem Dach der UN bot Überleben in einem ziemlich sicheren Alltag. Die Gebühren für die Internationale Schule in Uganda bezahlte das UNHCR.

Joyce war elf, als die Pflegeeltern sie mit dem Bruder nach Tansania weiterreichten, in das berühmte ANC-Lager Morogoro. Mit fast 4000 Bewohnern war es eines der größten. Joyce und ihr Bruder wurden wiederum in einer südafrikanischen Flüchtlingsfamilie abgegeben. Nach einem Jahr kam Joyce in das Internat des Lagers und lernte am College. Schlafräume mit acht Betten wurden ihr Zuhause, bis sie 20 war. Sie lebte im Schoß der ANC-Bewegung, sie war versorgt. Nach dem Schulabschluß 1988 arbeitete Joyce in der Klinik des ANC-Camps. Dann schickten die Genossen sie zur Ausbildung in die Solidarität gewährende DDR. Im August 1989 landete sie auf ostdeutschem Boden, nur Monate vor dem politischen Beben.

Der Rückblick heute verleitet Joyce zu einer bitteren Bemerkung: »Hätte ich damals nur ein paar Monate gewartet...« Pech gehabt. Damals, im August 1989, schien sie das große Los gezogen zu haben. Sie besuchte die Sprachschule in Quedlinburg, das Solikomitee zahlte. Als Dokument ihrer Existenz genügte Joyce der DDR-Fremdenpaß. Sie büffelte Deutsch von montags bis samstags, lebte nicht schlecht von 360 Mark monatlich. Selbst die große Wende kratzte nicht an ihrem Stipendium. Im August 1990 bestand Joyce die Sprachprüfung. In Rostock begann die Ausbildung zur Krankenschwester. Selbst als sie ihren DDR-Fremdenpaß ein Jahr später zur Verlängerung trug, ging alles glatt. Sie bekam einen BRD-Fremdenpaß. Inzwischen war Joyce nicht untätig gewesen. Die Euphorie über den »wind of change« im fernen Südafrika hatte auch sie erfaßt. Da Mandela aus der Haft entlassen worden war, und die in alle Himmelsrichtungen verstreuten ANC-

Genossen nach Hause rief, war der Traum von der Heimkehr realistisch. Alle südafrikanischen Freunde beantragten den ersehnten Heimpaß. Die kleine Flüchtlingsgemeinde dünnte aus, einer nach dem anderen kehrte heim. Joyce blieb zurück. »Ich sollte der Botschaft beweisen, daß mein Vater Südafrikaner war. Aber das konnte ich nicht. – Weder hat Joyce Khayana je ihre eigene Geburtsurkunde noch die ihres Vaters gesehen, noch seinen Totenschein. Ihre ugandische Mutter lebte nicht mehr. Die erste südafrikanische Pflegemutter ist längst tot. Die zweite lebt zwar, kümmerte sich aber schon nicht mehr um Joyce, als sie in's Internat ging. Bruder Siphos, das weiß Joyce von Freunden, ist zurück in Südafrika, Joyce weiß nicht wo und weiß nicht, wie sie ihn suchen soll: »Wenn ich in Südafrika wäre, ich würde ihn finden, das weiß ich. Aber so ...« Das Personal der südafrikanischen Botschaft, wo man sie kannte, ist längst ausgewechselt und daheim etabliert. ANC-Gefährten von damals haben Posten übernommen oder buhlen um sie im allgemeinen Kampf um den Aufstieg in den neuen Strukturen. Joyce nennt Namen.

Einer, der ihr helfen könnte, sitzt in der südafrikanischen Botschaft in Bulgarien. Genossen aus dem Ostberliner ANC-Büro, mit denen sie damals die Abschiedsfete gefeiert hat, sitzen heute im Parlament in Pretoria. Für Zeugenaussagen zugunsten von Joyce Khayana ist keiner erreichbar. Briefe an Behörden in Südafrika blieben unbeantwortet. Und wenn denn doch einmal eine Aussage zugunsten Joyces vorliegt, wie von der ehemaligen ANC-Vertreterin in Bonn, die zur Wohnungsbauministerin Südafrikas aufgestiegen ist, dann wird die von den südafrikanischen Behörden nicht anerkannt. Die bestehen auf dem Nachweis, daß ihr Vater Südafrikaner war – ein Kreis, aus dessen Absurdität Joyce Khayana bislang keinen Ausweg gefunden hat. >>

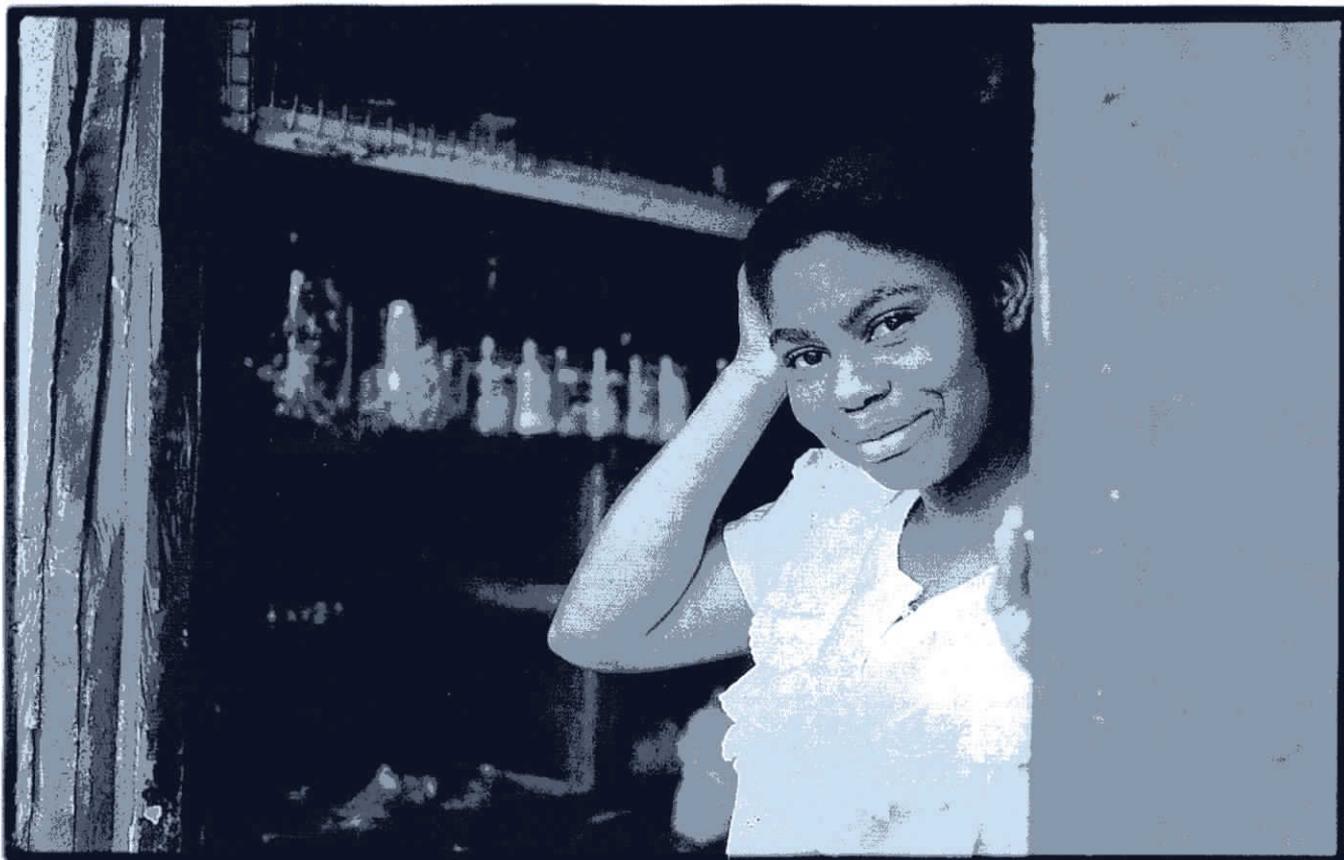


Foto: Nelly Rau-Häring – Die abgebildete Person ist nicht Joyce Khayana.

Eine Wegstrecke von acht Jahren ungewollt in Deutschland hat sie inzwischen hinter sich. Wenn Joyce auf ihre vergeblichen Telefonate, Briefe, Bitten zu sprechen kommt, wird ihre Stimme brüchig. »Immer sagen sie mir in der Botschaft am Telefon ›Wir werden alles versuchen‹. Aber ich werde nur vertröstet. Nobody knows what I'm feeling.« Sie verschluckt die deutschen Worte, stolpert in's Englische, sucht das Taschentuch: »Ich bin ein Niemand«. Inzwischen hat die Nachsuche um eine dokumentierte Identität Joyce Khayana auch sozial aus dem Gleis gehoben. 1992 weigerte sich das Ausländeramt Rostock, ihren Fremdenpaß zu verlängern. Ihre Akte war verschwunden. Im selben Jahr wurde sie von der Schwesternschule exmatrikuliert, sie hatte eine Prüfung nicht geschafft. Das war in der Nach-Wende-Zeit, als man die Schwesternschule verkleinern wollte.

Joyce wurde ausgesiebt. Seitdem kreist ihr Leben um nichts anderes mehr als um Telefonate mit der Botschaft, mit Konsulaten, um Besuche im Ausländeramt, um wechselnde Unterkünfte bei verbliebenen Freunden. 1993 kam sie nach Berlin. »Hier leben mehr Landsleute als in Rostock. Hier kann ich eher überleben«, sagt sie. Die Freunde hielten sie denn auch über Wasser. Einen Anwalt nahm sie sich erst, nachdem sie als Illegale angezeigt worden war. Die Strafsache »wegen Verstoßes gegen das Ausländergesetz« wurde eingestellt. »Ein schrecklicher Tag«, sagt Joyce über die Gerichtsverhandlung im November. »So strikt handelt die Bürokratie«, kommentiert ihr Anwalt Stephan Schrage, »Frau Khayana bemüht sich, von hier wegzukommen, und dann drückt man ihr noch ein Strafverfahren auf.« Immerhin bekommt Joyce Khayana seit gut zwei Jahren 819 Mark Sozialhilfe vom Sozialamt Kreuzberg. Sie hat ein 18-Quadratmeter-Zimmer in einer Sozialwohnung, 430 Mark gehen für die Miete drauf. Aber es ist ein Leben in Wartestellung. Joyce Khayana darf nicht arbeiten, sie darf nicht studieren, sie darf nur zu Hause sitzen. Sie könnte nicht einmal den netten afrikanischen Diplomaten heiraten, um aus Deutsch-

land rauszukommen: »Ich kann ja meine Existenz nicht nachweisen.« Sie kreuzt die Arme vor sich: »So lebe ich, in Handschellen.« Und Südafrika ist weit. Dort litten schon zu Apartheidszeiten Schwarze und Weiße unter der fest etablierten trägen Bürokratie.

Wie verbringt man die leere Zeit des Stillstands? Joyce zuckt die Achseln. »Ich lese viel.« Sie zieht ein Buch aus der Tasche: »Africana Womanism«, die Antwort der Afrikanerinnen auf den weißen Feminismus.

Was wird Joyce Khayana morgen machen? Ihre Rasta-Zöpfchen täuschen Unbeschwertheit nur vor. Sie schaut auf ihre Hände, seufzt. Da ist nicht viel im Angebot. »Baby-sitting bei einer Freundin, sonst...« Achselzucken. Joyce Khayana – eine Frau von 29 Jahren. Eigentlich sind es ihre besten Jahre.

Text: Cornelia Saxe
Fotos: Annett Ahrends

galerie pfefferberg



Barbara Höffer und Karen Fromm vor den 12 weißen Hintern von Clemence Loonis

Karen Fromm: Haben wir schon erzählt, wie erstaunt wir waren, daß wir kürzlich von RTL angerufen wurden, ob wir in »Liebe Sünde« zum Thema »Die Pussy« auftreten? Es ging um das weibliche Geschlecht, und eigentlich wollten sie die spanische Künstlerin Clemence Loonis einladen, die bei uns gerade ihre Installationen und Objekte, darunter die 12 weiblichen Pos, ausstellt. Sie war aber schon wieder in Spanien und spricht auch kein Wort deutsch. Da haben sie gefragt, ob wir nicht kommen wollen, um zur »Pussy« ein Statement aus Kunstwissenschaftlerinnensicht abzugeben. Wir wollten uns nicht dafür hergeben und zum Glück war auch das Honorar, das sie uns boten, sehr niedrig.

Seit 1994 leiten Barbara Höfner und Karen Fromm gemeinsam mit Valeria Schulte-Fischerdick auf dem Gelände des Pfefferbergs die »galerie pfefferberg«. Seit dem Ende ihres Studiums verstehen sie sich als Schnittstelle zwischen Kunst und Wissenschaft. Mit der diesjährigen Ausstellungsreihe »ARTEFAKTEN – Positionen zum Thema Geschlecht und Normativität« wollen sie mit den Arbeiten von vier Künstlerinnen und einem Künstler die Konstruktion von Geschlechterbildern in Kunst, Wissenschaft, Werbung und Medizin visualisieren.

Barbara Höffer: Ich hatte nicht unbedingt vor, eine Galerie zu betreiben, sondern vielmehr den Traum, ein eigenes Projekt zu machen, in dem ich neue experimentelle Konzepte verwirklichen kann. Ich wollte mein wissenschaftliches Interesse mit einer Praxis zusammenzubringen und ein Forum finden, um aus dem einengenden Komplex der Uni rauszukommen. Mittlerweile hat sich mit unserer Galerie der Traum an der Realität messen müssen. Er bringt Existenzängste mit sich, weil wir darin fast all unsere Zeit und Kraft investieren, aber damit nicht unseren Lebensunterhalt verdienen können.

Karen Fromm: Daß ich zu einer Galerie komme, das habe ich eigentlich auch nie geplant. Ich hab im Gegenteil früher richtig Hemmungen gehabt, in Galerien zu gehen. Das waren immer diese auratischen weißen Räume, wo eine dekorativ angezogene Frau an einem Schreibtisch saß. Das war alles so leer, und man war eigentlich immer der einzige Gast, der da durchging. Deshalb war mir das immer ein fremder Ort. Erst durch unseren Uni-Wechsel von Hamburg nach Berlin, wo sich Kunstpraktiken viel stärker mit Alltagspraktiken mischen lassen, und der eigenen Galerie, bin ich dann in das ganze Galerien-

wesen reingewachsen. Aber wenn du von einer Galerie leben willst, dann mußt du dich an einem Markt orientieren. Du kannst eigentlich nicht, wie wir es tun, thematische Ausstellungs-Reihen machen, sondern müßt auf Kunden- bzw. Käuferpflege Wert legen. Und deshalb ist natürlich eine Galerie, die auf der Insel Sylt Aquarelle ausstellt, etwas finanziell lukrativeres, als das, was wir hier machen.

Barbara Höffer: Aber das ist ja auch nicht unsere Vorstellung. Wir sind eben keine kommerzielle Galerie, sondern eher ein Ausstellungsort für zeitgenössische Kunst. Wir sehen uns auch nicht als Galeristinnen, sondern als Kuratorinnen und Ausstellungsmacherinnen, indem wir zusammen mit den Künstlerinnen und Künstlern die Ausstellung realisieren.

Karen Fromm: Deshalb würde ich es auch eher Projekt-Raum nennen als Galerie. Jetzt begleiten wir bestimmte Künstlerinnen und die Künstlerinnen auch uns. Es entsteht ein Netzwerk. Seitdem wir das mit »ARTEFAKTEN« thematisch fokussiert haben, kommen Leute aus verschiedenen Bereichen, die sich für das Thema interessieren. Sie gucken sich



Karen Fromm

die Ausstellungen an, man tauscht Informationen aus und es entsteht ein Informations-Pool, ein Austauschort, ein Treffpunkt.

Barbara Höffer: Dieses Jahr stellt einen Höhepunkt dar. Denn eigentlich wollten wir 1997 schließen. Wir sind dann ins Wendland gefahren, in eine kleine Hütte und haben uns dann drei Tage mit der Maus, die das Haus auch bevölkerte, hingesezt und haben über unsere Identität als Personen, aber auch als Galerie nachgedacht. Und das war sehr fruchtbar. Ich bin im Nachhinein manchmal erstaunt, wie gut das wirklich funktioniert hat. Wie es endlich zu dem gekommen ist, was wir ganz am Anfang mal wollten: Ein öffentliches Forum, in dem es zu Diskussionen zu dem Thema kommt, das »ARTEFAKTEN« anspricht, und unser Büro, in dem wir drei Tage in der Woche erreichbar sind.

Als erste in der Reihe »ARTEFAKTEN – Positionen zum Thema Geschlecht und Normativität« stellte die junge Berliner Malerin Julia Hürter ihre Arbeiten unter dem Titel »Malerei – Mythos – Model« aus. Teil der Exhibition waren 22 quadratische Frauen-Porträts, die von Auflösung und De-rangement geprägt waren. So lief den Abgebildeten beispielsweise der Lidschatten

blau über die Wangen, der Lippenstift war rot übers Kinn verschmiert oder die Sonnenbrille löste sich in braune Rinnsale auf. Dabei dienten Namen wie »Naomi« (Campbell) oder »Cindy« (Crawford) nicht nur als Titel der Porträts, sondern erschienen als Markenzeichen der Werbeindustrie, hinter denen sich ein bestimmter, von Visagisten, Modemachern und Fotografen aufwendig hergestellter »Typ Frau« verbirgt. Das Zerfließen der Farben zerstörte die perfekte Simulation, die Zur-Schau-stellung einer künstlich produzierten »natürlich-weiblichen« Schönheit. Das neue Ausstellungs-Konzept wurde auch durch verschiedene Spiel-Ideen anschaulich gemacht. So gab es »Kuckis«, kleine Diagräte, die man gegen das Licht halten mußte. Sie offenbarten nicht, wie erwartet, Bilder, sondern Zitate, in denen es um Mode und Weiblichkeit ging.

Karen Fromm: Für die neue Herangehensweise ist dieses thematische Schlüsselloch das wesentliche, wo es uns mit den Ausstellungen darum geht, verschiedene Positionen von Feminismus und Gender-Thematik zu präsentieren. Wir haben uns an der Uni mit Gender-Studies beschäftigt, mit Judith Butler zum Beispiel, wurden von postmodernen Theorien feministischer Kunstwissenschaft-

lerinnen geprägt, die die Repräsentationen von Weiblichkeit und Männlichkeit aufbrechen wollten und die Überzeugung hatten, daß das Geschlecht nicht nur biologisch gegeben, sondern auch sozial konstruiert ist.

Barbara Höffer: Dabei stellen wir nicht nur Sachen aus, die unseren eigenen Auffassungen entsprechen, sondern wir versuchen divergierende Positionen darzustellen, weil es eben Differenzen gibt in den Auffassungen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Gerade in dieser Verschiedenartigkeit sehe ich eigentlich die Spannung, an der wir uns als Ausstellungsmacherinnen abarbeiten können. Die Arbeit von manchen Künstlerinnen finden wir so gut, daß wir sie so ausstellen möchten. Dann gibt es aber auch Künstlerinnen, die in Auseinandersetzung mit uns speziell für das Thema der Ausstellung etwas erarbeiten.

Karen Fromm: Sabine-Monique Schneider, die ihre »Paare« bei uns zeigt, hat zum Beispiel auch die vorlaufenden Ausstellungen der Reihe gesehen – also Julia Hürter mit ihren derangierten Modellen, Gertrud Schrader mit ihren Körper-Bildern, die die Normativierung von Körpern in Medizin und neuen Technologien zum Thema hatten, und Clemence



Loonis' sogenannten »Ästhetischen Kadaver«, die mit dem Fetisch-Charakter von weiblich konnotierten Körperfragmenten spielen. Sie hat sich damit auseinandergesetzt, und dadurch gab es auch einen Austausch zwischen den Künstlerinnen dieser Reihe.

In ihren Fotoserien setzt sie sich mit dem Thema »Paare«, mit heterosexuellen Geschlechter-Stereotypen der verschiedenen Jahrzehnte, hauptsächlich der 50er, 60er und 70er Jahre, auseinander. Sie hat Postkartenmotive aus den USA, aus Italien und aus Frankreich gesammelt, wo Paare in traditionellen Konstellationen abgebildet sind. Sie nimmt diese Motive als Ausgangspunkt und bearbeitet sie, indem sie die italienische Serie beispielsweise auf Kopfkissen aufgetragen hat. Sie verstärkt damit dieses heimelige und zurückgezogene, was in der abgebildeten Zweisamkeit zum Ausdruck kommt, und es wird in einer Art Kitsch parodiert und überhöht.

Barbara Höffer: Durch die zeitliche Distanz wird natürlich diese Stereotypie erst deutlich. Denn wir leben ja darin, wir sind jeden Tag Teil der Stereotypie. Und wenn wir jetzt Paar-Motive vom Ende der 90er Jahre sehen würden, würde uns das vielleicht gar nicht

auffallen, weil wir denken, im Vergleich zu den 50er Jahren hat sich doch schon wahn-sinnig viel geändert.

Karen Fromm: Dabei wollen wir Künstlerinnen und Künstler vorstellen, die sich mit der Geschlechter-Thematik auseinandersetzen. Wir denken, daß im Feminismus eine neue Phase angebrochen ist, daß man sich von dieser Exklusivität, sich nur auf Frauen als Autorinnen oder Künstlerinnen zu konzentrieren, ein bißchen wegbewegen kann. Das Geschlecht der Autorschaft ist für uns nicht mehr das entscheidende.

Barbara Höffer: Aber ich denke, es ist kein Zufall, daß von den fünf Ausstellungen vier von Künstlerinnen sind, weil einfach mehr Künstlerinnen zu dem Thema Körper, Geschlecht und Normativität arbeiten. Von daher schleicht sich das von hinten wieder ein, und darüber bin ich auch nicht traurig, weil die Künstlerinnen es auf dem Kunst-Markt immer noch doppelt schwer haben, und ich auch die Auseinandersetzung von Künstlerinnen spannend finde. Aber wenn eine männliche Position zu diesem Thema kommt, finde ich das ebenso interessant, denn für Männer sind Rollenklischees genauso einengend wie für Frauen.

Karen Fromm: Unsere letzte Ausstellung in der Reihe ist von einem Künstler. Sein Künstlername ist Theo Bedeka. Er charakterisiert sich als Nachtmensch und haßt den Sommer. Er haßt das Licht und er macht seine Bilder als Schwarzweiß-Fotografien nachts und fotografiert wunderschöne Frauen. Diese nächtlichen Szenen erinnern an Werbefotografien und haben so ein Moment, das irritiert. Dabei thematisiert er indirekt plumpen männlichen Voyeurismus und durchbricht ihn. Und es gibt ein Geheimnis, wie diese Bilder zustandekommen.

Im Januar 1999 wird es eine Gruppen-Ausstellung der KünstlerInnen, die bei »ARTE-FAKTEN« ausgestellt haben, in der »Weberwirtschaft« geben. Für Ende 1999 planen die Ausstellungsmacherinnen das große Projekt »Kunst-Körper und andere Weiblichkeiten – Metaphern des Weiblichen«, das die jetzigen Ausstellungen zusammenfaßt und um neue Positionen erweitert. Die 18 eingeladenen KünstlerInnen – zwölf aus dem Ausland und sechs aus Berlin – werden sich wiederum mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Praktiken, wie Kunst, Wissenschaft, Literatur und Werbung beschäftigen, die immer wieder neue Metaphern des Weiblichen produzieren und damit Normen setzen.



Eingeladen ist auch die australische Künstlerinnen-Gruppe »VNS-matrix«, die sich mit Weiblichkeit im Internet beschäftigt. Durch Modenschauen, politische Diskussionen und wissenschaftliche Vorträge wollen die Galeristinnen verschiedene Diskurse vernetzen und eine neue Ausstellungspraxis realisieren. Trotz ihrer vielen interessanten Projekte, die auch schon ein zahlreiches Echo in der Presse gefunden haben, müssen sie immer wieder Strategien des eigenen finanziellen Überlebens finden.

Barbara Höffer: Wir machen das seit vier Jahren ohne Geld. Ich habe nebenher bei einer Telefonmarketing-Firma gejobbt und Deutsch-Sprachkurse für türkische Jugendliche gegeben. Momentan bin ich wieder auf der Suche nach einem Job. Man müsste einen Job haben, wo man an einem Tag in der Woche 12 Stunden arbeitet, und dann auch wirklich was nach Hause bringt. Aber ein regelmäßiger Job und die Galerie, das funktioniert irgendwie nicht.

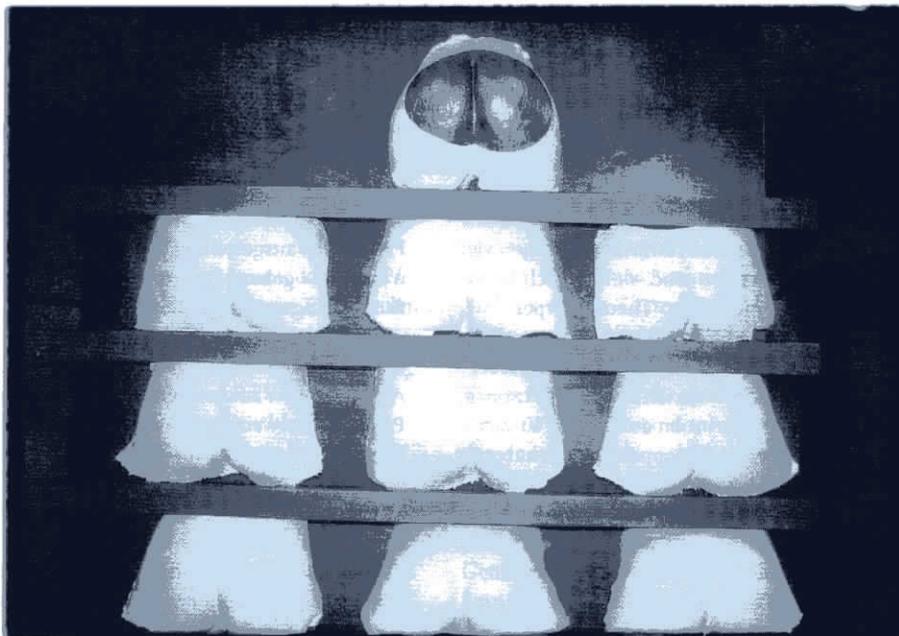
Karen Fromm: Ich habe mich als Empfangssekretärin in einer Agentur durchgeschlagen, und habe da schon ein paar Sachen gelernt, wie Büroorganisation oder eine gewisse Präsenz am Telefon zu haben, wie wir sie zum Beispiel auch für die Sponsoren-Akquise brauchen. Manche unserer Bemühungen haben gefruchtet. So bekommen wir in diesem Jahr eine Förderung vom Kulturrat, die die Druckkosten für die Einladungskarten deckt. Aber unsere Bewerbung um ein Stipendium bei der Förderkommission Frauenforschung hat nicht geklappt.

Barbara Höffer: Wenn mehrere Sachen hintereinander schiefgehen, droht das Team manchmal auch auseinanderzubrechen. Und es sind immer drei mit ihren Zweifeln und Ängsten. Sobald eine anfängt zu zweifeln, ist das wie ein Domino-Effekt. Deshalb denke ich, an unser Projekt zu glauben, seine Kraft dafür einsetzen, das ist einfach das wichtigste, was wir machen können.

*galerie pfefferberg,
Schönhauser Allee 176, 10119 Berlin
3.12. – 23.12.'98: Theo Bedeka
Öffnungszeiten: Mi., Do. 10–19 Uhr,
Fr., Sa. 15–19 Uhr*

Abbildungen

*oben: Performance von Gertrud Schrader:
»Beam me up, Scotty oder Die Wieder-
auferstehung des Science-fiction als Echtfilm«
unten: Clemens Loonis Installation*



Mit 2 Armen, 2 Beinen und 1 Wirbelsäule

Wie die Tänzerin Anna Huber nach einer neuen Bewegungssprache sucht.

Text: Katrin Bettina Müller
Fotos: Sebastian Greuner

Anna Huber lächelt ins Publikum. Man hungert nach der Berührung ihrer Augen. Der Blickkontakt durchbricht die Grenze des Raumes, den die exakten Bewegungen der Tänzerin zuvor definiert haben. In ihrem Solo »unsichtbar« setzt sie sich den Blicken des Publikums in ungewohnter Weise aus. Nach allen vier Seiten ist das kalte, spiegelnde Karree aus metallenen Platten offen, auf dem sie ihren Körper vorführt. Auf allen vier Seiten saß das Publikum bei der Premiere im Mai 1998 im Berliner Museum Hamburger Bahnhof. Kein Rückzug in die Kulissen möglich, kein Verschwinden hinter einem Vorhang: Beobachtung gnadenlos. Noch während die Tänzerin sich lächelnd dreht, erstarren die Mundwinkel, verschieben sich zum schiefen Grinsen, bis dieser krumme Strich den Körper um die Kurve und in verschraubte Spiralen hineinzwängt. Alles Wegwinden aber entzieht sie nicht den Blicken.

Sie zeigt ihren Körper vor wie ein Werkstück, abgespalten von der eigenen Befindlichkeit. Mit der Spanne zwischen Daumen und Zeigefinger mißt sie die Abstände zwischen den Gelenken aus. Sie faltet, knickt, verknotet die Glieder, wringt und verbiegt die Wirbelsäule. Wenn sie die schneeweißen Arme und Beine entblößt, als ginge es um eine Anleitung zum anatomischen Zeichnen, wird ihr Körper beinahe durchsichtig und man ahnt Knochen, Sehnen, Muskeln unter der Haut. Sie zupft am Stretch ihres schwarzen Hemdes, bis sich die Ärmel zu schwarzen Linien verzogen haben und sich in ein Gerüst einspannen.



Doch je mehr sie sich selbst versachlicht, desto unheimlicher wird die Performance. Je mehr sie sich ausstellt, desto gefährdeter scheint sie. In der Fragilität der langen, dünnen Glieder tanzt wie ein Schatten ein Knochenmann mit. Das leise Klackern in der sparsamen Musik von Wolfgang Bley-Borkowski verstärkt die Anmutung des Beinernen. In Anna Hubers Tanz verbindet sich Vergänglichkeit mit einer elementaren und zähen Energie.

»unsichtbar« ist das vierte Solo der Schweizer Choreographin. Nach Berlin zog sie als junge Tänzerin 1989 und lebt seitdem mit Unterbrechungen hier. 1992 ging sie für zwei Jahre ans Staatstheater Cottbus, wo sie unter anderem mit Jo Fabian arbeitete. Da bot ihr der Ballett-Direktor die erste Gelegenheit für eine eigene Arbeit, und Anna Huber glaubte, »so unsicher, wie ich mich fühlte, konnte ich konsequenterweise nur im Solo arbeiten. Diesen Weg, meine eigene Sprache

zu suchen, mußte ich erstmal alleine gehen. Als ich gemerkt habe, wie sehr das davon geprägt war, alles in Zweifel zu ziehen und zu hinterfragen, hatte ich auch das Gefühl, das kann ich niemanden zumuten.«

Als wir uns sechs Jahre später, im Oktober 1998 zu einem Gespräch treffen, kommt sie gerade von der Probe ihres ersten Gruppenstückes. Zwischen den Antworten auf meine Fragen löffelt sie Fischsuppe. Aber viel öfter legt sie den Löffel weg und nimmt sich Zeit zum Nachdenken. Wenn sie von der Suche nach einer unverbrauchten Bewegung spricht, unterstreichen ihre Hände die Sätze. Die Fingerspitzen fliegen voraus, die Augen folgen, die ganze Tänzerin will hinterher. Dann kehrt sie, nächste Frage, zur Suppe zurück. In dem Wechsel zwischen präziser Artikulation und Verschwinden in der Unauffälligkeit erkennt beinahe ihre Handschrift wieder.



Die Liebe zur Geometrie scheint ihre Bewegungen auch in den beiden Soli »in zwischen räumen« und »brief letters« zu prägen. Oft streckt sie Beine und Arme parallel zum Boden, winkelt die Hand an, knickt den Ellbogen und nimmt diesen rechten Winkel der Arme mit in Drehungen hinein. Nicht zuletzt durch die Kostüme werden Gelenke und Schultern betont. Mit dieser sperrigen Körperarchitektur rückt sie weit weg vom alltäglichen Empfinden eines Körpers, den man sich angefuttert hat, der von Streß, Müdigkeit, Gelüsten und Bedürfnissen geprägt ist. Gebaut, konstruiert und durchdacht wirken die komplexen Figuren, die sie in den Raum schreibt. Tatsächlich war die Auseinandersetzung mit dem realen und dem gedachten Raum die Basis ihrer Bewegungsfindung.

Eine Sehnsucht nach Ordnung schimmert durch diese tänzerischen Strukturen. Auch in der Reduktion des Bühnenbildes von »in zwischen räumen«, das fast nur mit Lichtwechseln von Hell und Dunkel arbeitet, lag eine »Antwort auf das übermaß an Eindrücken und Informationen. Aus diesem Chaos entsteht für mich der Wunsch nach einer Ordnung, die es aber nicht mehr geben kann. Eine gültige Ordnung ist in der heutigen Zeit eine Illusion; dennoch hat man immer wieder die Sehnsucht danach.«

Widersprüche auszuarbeiten und Gegensätze bestehen zulassen, ist ein Motor ihrer Arbeit. »Mich fasziniert die Reibung zwischen einem glatten, harten Raum und einem menschlichen Wesen, das sich darin mit all seinen Widersprüchen, Verknötungen und in seiner Nicht-Perfektion bewegt.« In diese Spannung aus Gegensätzen fließen Erfahrungen und alltägliche Beobachtungen ein, die zunächst weit von den abstrakten Chiffren ihrer Tanzsprache entfernt scheinen.

»Das Zwiespältige und Widersprüchliche war fast in allen Stücken ein Thema. Das Leben selbst ist widersprüchlich, weshalb sollte es ein Tanzstück nicht sein? Ich hatte mal das Bild im Kopf, ein Liebes Pas-de-deux in einer Person durchzuspielen. Meist geht es um noch viel mehr als nur zwei Seiten einer Person. In den Brüchen der abstrakten Figuren soll auch der Mensch dahinter sichtbar werden, und wie eine Bewegung entsteht.«

In »brief letters« stand sie mit dem Cellisten Sebastian Hilken auf der Bühne. Musik und Tanz trafen dort wie zwei Fremdsprachen aufeinander, »... die beide bei Null beginnen, sich zu artikulieren. Als müßte man seine Sprache immer wieder neu erfinden.«

Natürlich weiß auch Anna Huber, »daß es im Grunde nichts Neues gibt. Jeder Schritt ist schon einmal gemacht worden. Der Körper scheint so begrenzt, immer die gleichen zwei Arme, Beine und die eine Wirbelsäule.« So begann ihre Suche nach einem neuen Bewegungsvokabular immer wieder damit, sich zu verbieten, was sie wiedererkannte. Vor allem wollte sie Klischees vermeiden, Rollenklischees ebenso wie Bewegungsklischees. Die stören sie im zeitgenössischen Tanz nicht weniger als in den schönen Linien des Balletts. Deshalb hält ihre Arbeit einen großen Abstand zu einer jungen Tanzszene, die ihren Stoff oft aus einem heftigen Erfahrungshunger gewinnt. Ganz physisch suchen dort die Tänzerinnen und Tänzer die Reibung mit der Welt, in engergeladenen Tanzausbrüchen und einem Rebellieren gegen die Grenzen des Bühnenraums. Anna Huber erscheint diese Tanzwelt oft nicht ehrlich sondern schon wieder in Stereotypen gegossen.

Ihre Flucht vor dem Rollenklischee geht so weit, daß sie in ihrem letzten Soli »unsichtbar« den eigenen Körper oft wie ein Ding vorführte. Mit dieser Versachlichung hat sie ihrem Körper auch die Eindeutigkeit der geschlechtlichen Zuordnung genommen. Diese Entsexualisierung könnte nicht zuletzt der unbewußte Versuch sein, aus dem Schatten der Heroinnen des deutschen Tanztheaters zu springen, für die die Bearbeitung dieses Themas oft Ausgangspunkt ihrer Forschung nach körperlicher Identität war. Das Geschlecht als Eigenschaft des Körpers zu hinterfragen und als soziales Konstrukt offenzulegen, bedeutete für die Tanzkunst auch eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Schrieb doch gerade das Ballett Männern und Frauen sehr spezifische Formen zu. Mit Susanne Linke, die neben Pina Bausch zu den bekanntesten Choreographinnen solcher forschenden Tanzgeschichten gehört, hat Anna Huber früher zusammengearbeitet. Die Sinnlichkeit ihrer eigenen Körpersprache versucht jetzt an einem Punkt anzusetzen, der diesen historischen Ballast überwunden hat.



Manchmal treibt die fragile Tänzerin die Entfremdung zwischen sich und ihren Gliedern so weit, daß komische und irritierende Momente entstehen. Dann greift sie mit dem Arm über den Kopf, packt ihr Kinn und schiebt es, bis diesem Druck der ganze Körper in eine Drehung hineinfolgt. Oder man sieht, wie sich ihre Hände von hinten über die Knie schleichen und die Beine dirigieren.

Ganz alltägliche Sprachbilder können die Initiatoren für diesen Zerfall des Körpers in seine Einzelteile sein. Anna Huber liebt solche Metaphern: den Kopf verlieren, sich sammeln müssen, sein Schicksal in die Hand nehmen, sich bei der Hand fassen. Daß dies tatsächlich Beschreibungen alltäglicher Empfindungen sind, die im Körper wurzeln, hat man fast vergessen. Anna Huber nimmt sie nicht nur wörtlich: Indem sie diese Vorstellungen in den abstrakten Bühnenraum versetzt, erfährt sie neu, wie sich diese Metaphern von innen und von außen anfühlen.

Bei einer Umfrage, die die Zeitschrift »ballet international, tanz aktuell« unter 11 deutschen Tanzjournalisten in diesem Sommer veranstaltete, wurde die 1965 in Zürich geborene Tänzerin fünfmal als bemerkenswerte Nachwuchschoreographin genannt. Doch statt stolz darauf zu sein, winkt sie ab. Kontraproduktiv könne solch ein Ruhm sein, erwecke er doch falsche Erwartungen. Aber spätestens, wenn es an das Schreiben von Förderanträgen geht, wird sie die Lorbeeren brauchen.

Denn sie konnte ihre eigene Arbeit zwar noch am Staatstheater Cottbus starten, dann aber wurde ihre ökonomische Basis in der freien Szene dünn. Mit ihren Solo-Programmen wird sie zu vielen Gastspielen eingeladen. Ein Geschäft aber ist das nicht, weil jede Überarbeitung zeitintensiv ist. »Die Stücke leben, solange ich bei jeder Wiederaufnahme Neues entdecke.«

Für ihre erste Gruppenchoreographie wird sie mit einer Fördersumme des Berliner Senats und von der Schweizer Stiftung Pro Helvetia unterstützt. Das Abenteuer des Neuen liegt hier darin, sich auf die Verschiedenartigkeit von acht Tänzern einzulassen. Der Arbeitstitel »die anderen und die gleichen« skizziert die Dynamik zwischen Abgrenzung und Anpassung, aus der sie das Stück entwickeln will – diesmal mit 16 Armen, 16 Beinen und 8 Wirbelsäulen.

Reine Klassik gibt mein Körper nicht mehr her

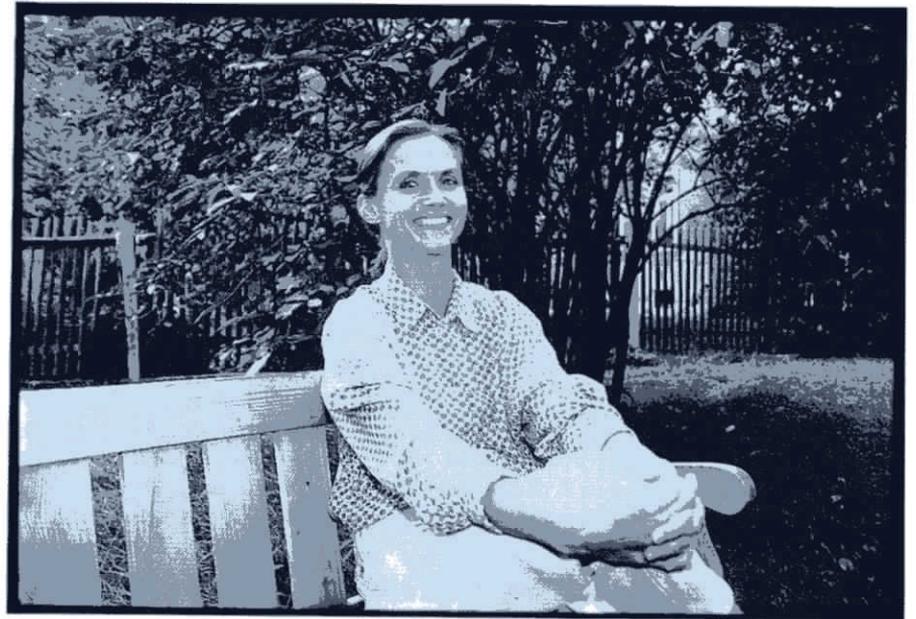
Seit Carola Schwab im Ballettsaal der Dresdner Palucca-Schule ihre ersten Plüees übte, ist viel Wasser die Elbe heruntergeflossen, vorbei an der Sempoper, auf deren Bühne sie nun schon seit Jahren – inzwischen als Erste Solotänzerin – Erfolge feiert. Die zierliche, nur ein Meter einundsechzig große Mary-Wigman-Preisträgerin wurde 1959 in Saalfeld geboren. Außerhalb des Theaters – und nur dort – ist Carola Schwab zurückhaltend, beinahe schüchtern, wirkt mit ihrer zerbrechlichen Gestalt fast ein wenig unscheinbar. Nur die großen, blitzenden Augen in dem schönen offenen Gesicht verraten, zu welcher Ausdruckskraft sie fähig ist. Seit mehr als 21 Jahren gehört sie zum Ballett der Dresdner Staatsoper. Mit einem dreiteiligen Neumeierabend gastierte das Ensemble gerade in Venedig. In Dresden ist Carola Schwab in den Inszenierungen »Rot und Schwarz« und »Wahlverwandtschaften« zu sehen. Mit der Tänzerin sprach Angela Stuhrberg.

Eines der Lieblingsbücher meiner Kindheit hieß »Galja, die Tänzerin«.

Carola Schwab: (lacht) ... über Galina Ulanowa, das habe ich auch gelesen ...

... danach wollte ich unbedingt zum Ballett. Sie haben sich diesen »Klein-Mädchen-Traum« erfüllt. Wie?

Durch viele Zufälle. Ich wollte schon sehr früh Tänzerin werden, ohne zu wissen, was das überhaupt bedeutet. Mit sechs Jahren begann ich in einer Kindertanzgruppe, ging aber nebenher auch noch zum Geräteturnen. Ein paar Jahre später mußte ich mich dann zwischen Ballett- und Sportschule entscheiden. Ich liebte das Tanzen, aber, so komisch das klingt, den Ausschlag für meine Bewerbung an der Palucca-Schule gab schließlich etwas anderes. Irgendjemand hatte mir erzählt, es gäbe dort im Keller eine Schwimmhalle. Und das fand ich natürlich ganz toll, da wollte ich unbedingt hin. Die Ernüchterung kam sehr schnell, statt einer Schwimmhalle gab es nur ein paar häßliche Duschen.



Carola Schwab, Foto: Angela Stuhrberg

Haben sie den Schritt an die Ballettschule irgendwann einmal bereut?

Nein, eigentlich nicht. Ich war 11 als ich an der Paluccaschule anfing und damit ein Jahr zu spät. Meine Ballettlehrerin in Saalfeld hatte mir in dem Jahr davor nicht geglaubt, daß ich schon 10 war. Ich mußte also, um nicht gleich mit der zweiten Stufe der Tanzausbildung anzufangen, die fünfte Klasse wiederholen. Im ersten Jahr, dem Probejahr, versicherten mir meine Eltern dann immer wieder, daß ich jederzeit aufhören kann. Aber ich hatte schon Blut geleckt, beobachtet, was die größeren Klassen bereits konnten, das erste richtige Ballett gesehen. Wir gingen damals regelmäßig mit der Schule zu Vorstellungen ins Schauspielhaus, da wuchs bald der Wunsch, auf der Bühne zu stehen.

Wie war das Verhältnis von klassischer und moderner Ausbildung?

Zur damaligen Zeit lief die Ausbildung parallel, die Konkurrenz zwischen »klassisch« und »modern«, wie heute oft, gab es nicht. Am Theater merkt man ohnehin sofort, daß man beides braucht, eine solide klassische Ausbildung und eine moderne. Die Ausbildung muß gut sein, egal in welcher Richtung.

Welchen Einfluß hatte die Palucca auf die Schule?

Sie hatte einen starken Einfluß auf die gesamte Schule, auf das allgemeine Klima und ermutigte uns, als Tänzerin nicht immer nur das zu machen, was andere einem sagen, sondern selbst kreativ zu sein, sich Gedanken zu machen über das, was man tanzt und wie man es tanzt. Für Gret Palucca war es immer wichtig, sich von überall her Anregungen zu holen, aus den verschiedenen Kunstgattungen, aus der Musik und der Malerei. Oder auch aus der Natur. Sie ist mit uns zum Beispiel in den Großen Garten gegangen, und was wir dort beobachteten,

wurde dann in den Saal transportiert. Die Tänzer und Tänzerinnen, die von der Palucca-Schule kamen, waren technisch vielleicht nicht so perfekt, wie etwa die Berliner, aber sie hatten das gewisse Etwas, die Ausstrahlung, die man auf der Bühne braucht.

Sie erhielten nach ihrem Abschluß 1977 sofort ein Engagement an der Staatsoper Dresden, die sich damals noch mit dem Staatsschauspiel das Große Haus teilte.

Wir konnten drei Wünsche äußern, wo wir nach dem Abschluß gern hingehen wollten. Wirklich innovatives Tanztheater gab es zu der Zeit in Erfurt, Weimar oder auch Gera, das Repertoire des Dresdner Balletts war dagegen ein wenig angestaubt. Dann erfuhr ich, daß es in Dresden einen Wechsel in der Leitung und damit in der künstlerischen Richtung geben würde. Und so entschied ich quasi in letzter Minute, mich auch für Dresden zu bewerben. Ich habe es nicht bereut.

Welche Erinnerungen haben sie an den Beginn ihrer Laufbahn?

Mein Start war etwas schwierig. Ich erlitt im letzten Studienjahr eine schwere Knieverletzung, lag lange im Krankenhaus und die Ärzte meinten gar, ich solle froh sein, wenn ich wieder richtig laufen könne. Ich mußte dann alles sehr langsam und vorsichtig angehen, bis ich meinen Körper wieder voll belasten konnte. Davon abgesehen hatte ich sehr viel Glück. Am Anfang arbeitete ich lange Zeit mit Harald Wandtke, den ich dann sehr viel später auch geheiratet habe. Das war eine ausgesprochen schöpferische Zeit. Nicht nur für mich, sondern für das gesamte Ensemble, das sich ja gerade neu formierte und mit verschiedenen neuen Choreographen arbeitete. Und die Stücke von Harald Wandtke, zum Teil mit eigenem Libretto und eigener Musikzusammenstellung, erwiesen sich für die ganze Truppe als eine unglaubliche Herausforderung. Ich habe unter anderem die »Undine« bei ihm getanzt, die »Julia« und den »Feuervogel«. Das waren sehr schöne Aufgaben.

Gab es noch andere prägende Choreographen?

Ganz am Anfang, noch am großen Haus, war Kurt Jooss sehr wichtig für mich. Ich tanzte das junge Mädchen in »Der grüne Tisch«, einem alten aber modernen Stück aus der Nachkriegszeit. Nach der Wende arbeitete ich viel mit Stephan Thoß, der inzwischen nach Kiel gegangen ist, ein moderner Choreograph aus einer völlig anderen Richtung.

Noch einmal zurück zum »Konflikt« Klassik gegen Moderne. Gab es für sie am Theater in dieser Richtung Prioritäten?

Nein, ich habe wirklich alles getanzt. Die reine Klassik, viele neoklassische Werke – also die klassische Technik mit modernen Themen – und die Moderne in allen möglichen Varianten. Meinem Alter und meinem Körper entsprechend liegen mir heute natürlich die modernen und neoklassischen Partien viel näher, als die reinen klassischen. Die gibt mein Körper einfach nicht mehr her. Für die Klassik muß der Körper perfekt sein.

Sie haben über zwanzig Jahre nie an einem anderen Haus getanzt. Ist das nicht ungewöhnlich?

In der DDR-Zeit war diese Kontinuität eigentlich normal, es gab ja auch nicht allzu viele Möglichkeiten. Und nach der Wende tat sich an der Semperoper dann soviel Spannendes, daß ich keinen Grund hatte wegzugehen. Wenn es anders gewesen wäre, hätte ich mich vielleicht auch noch mal anderweitig umgesehen.

Bedauern Sie, daß Ihnen die »große weite Welt« am Beginn ihrer Karriere nicht offenstand?

Manchmal schon. Aber jetzt zu sagen: ich bin eine Geschädigte des DDR-Systems, ich durfte nicht, meine ganze Karriere wurde gebremst – das fände ich ziemlich albern. Das war halt mein Leben bis dahin.

Wie erleben sie heute die ganz jungen Tänzerinnen und Tänzer?

Die sind technisch viel besser, als wir es damals waren. Das müssen sie auch sein, sonst könnten sie nicht bestehen. Durch die Schnellebigkeit haben sie jedoch manchmal keine Chance, eine Persönlichkeit auszubilden. Sie bleiben nicht lange genug an einem Theater, als daß sie sich entwickeln könnten und setzen sich oft selbst unter Druck. Als Tänzerin muß man Geduld haben.



Welche Rollen waren Ihre wichtigsten?

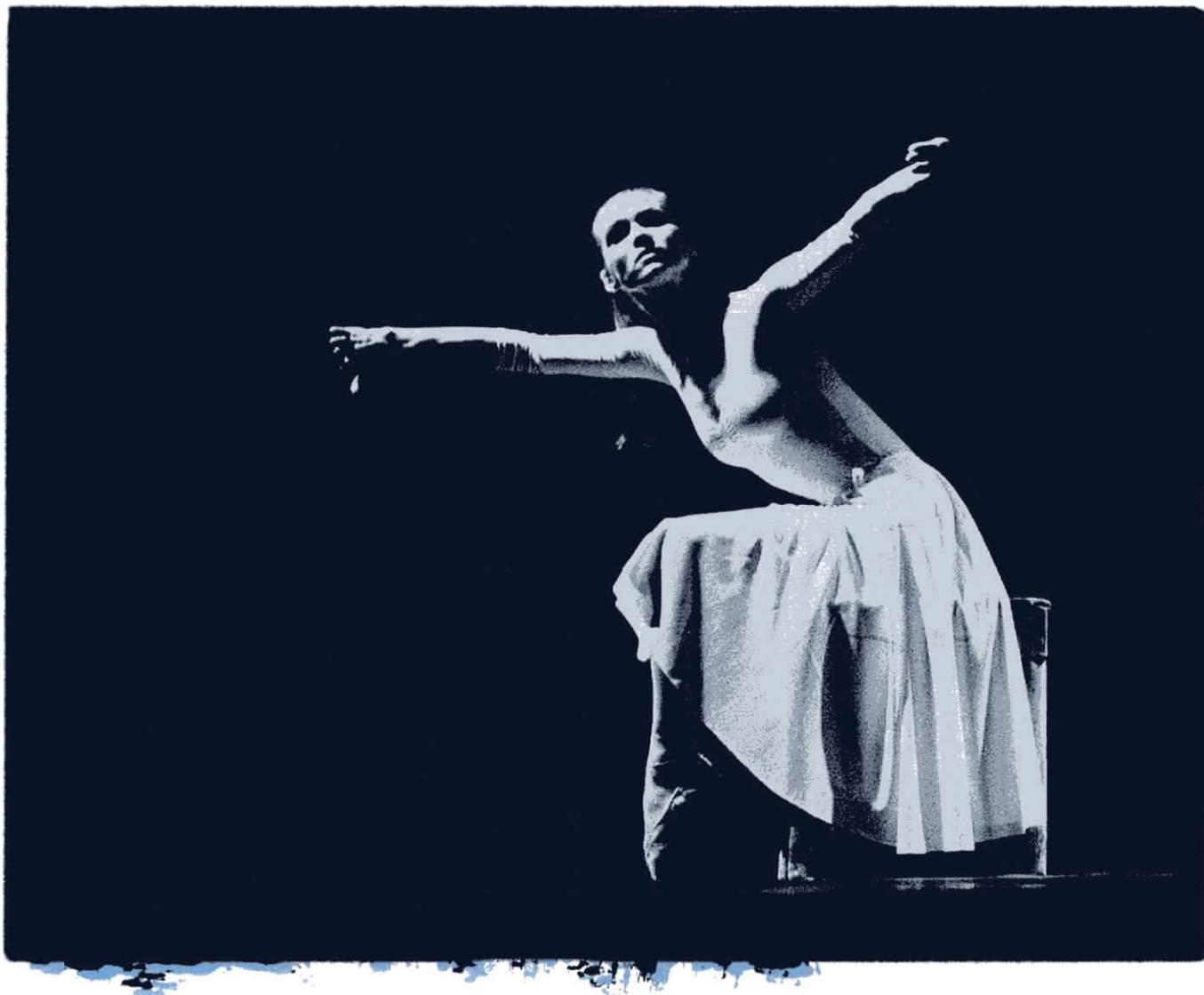
Eigentlich ist immer die Rolle, die man gerade erarbeitet, die wichtigste. Zumindest muß man sie für sich selbst so annehmen. Natürlich sagt man oft, »die oder die Rolle würde ich gern tanzen.« Und wenn man sie dann tatsächlich bekommt, ist es manchmal gar nicht so toll. Gegen andere sträubt man sich, und im nachhinein erweisen sie sich als wirkliche Herausforderung. Grundsätzlich liegen mir die widersprüchlichen Figuren näher, die sind viel interessanter, als die glatten. Solche Rollen wünsche ich mir, auch wenn es nicht immer die ganz großen sind.

Sie arbeiten nebenher auch zusammen mit der Gruppe »Tanzzeitlose« zusammen ...

Das sind Kollegen, die ich zum Teil schon seit der Ballettschule kenne, wir liegen auf einer Linie. Ich habe die Abende der »Tanzzeitlosen« gesehen und schon immer gesagt, daß ich gut finde, was sie machen, wie sie es machen – und daß sie es überhaupt machen. Die erste Inszenierung, bei der ich im vergangenen Jahr mitwirkte, war »Fabuloso«, ein modernes Stück nach einer Geschichte von Oscar Wilde. Auf einer kleinen Bühne, wie der »Kleinen Szene« in Dresden, ist es natürlich viel einfacher, zu improvisieren und zu experimentieren als auf einer großen Opernbühne. Da hat sich eine wirklich schöne Arbeit entwickelt.

In dem Aki-Kaurismäki-Film »Das Leben der Boheme« fällt der schöne Satz »Die Oper ist eine sterbende Kunstform«. Ist das Ballett auch »eine sterbende Kunstform«?

Na, ich hoffe doch nicht! Erstaunlicherweise erlebt die Neoklassik im Tanz derzeit eine Renaissance. Wir waren ja schon mal weiter, mit dem modernen Ballett. Die Leute haben offensichtlich das Bedürfnis, sich zurückzulehnen, schöne Musik zu hören, nicht groß nachzudenken. In einer hektischen Welt, wie der unseren, ist das auch zu verstehen. Doch ich denke, die Theater müssen versuchen, eine Balance zu finden, zwischen traditionellen und neuen Wegen im Tanz. Wenn man immer nur nach den Bedürfnissen der Menschen geht, wird kaum Neues entstehen und sich der Tanz nicht weiterentwickeln. Nein, ich denke nicht, daß das Ballett stirbt. Selbst im »normalen« Leben drücken sich die Menschen schließlich durch Tanz, durch Bewegung aus. Das liegt in unserer Natur – auch wenn die überhöhte Form nicht jedermanns Sache ist.



Die Semperoper ist nicht nur Theater sondern auch Touristenmagnet ...

... und da kaufen sich natürlich auch manche Karten, die gar nicht wissen, was gespielt wird, die einfach nur mal in die berühmte Semperoper gehen wollen. Andererseits gibt es Touristen, die überhaupt nur wegen einer speziellen Aufführung nach Dresden kommen. Im großen und ganzen haben wir schon ein sehr interessiertes Publikum.

Die Semperoper gehört zu den am besten ausgelasteten Häusern Deutschlands.

Was ganz bestimmt nicht darauf zurückzuführen ist, daß wir so gut sind, und das wissen wir auch. Es liegt vielleicht zur Hälfte am Haus und zur Hälfte am Ensemble. Aber für die Tänzer ist es natürlich immer besser, vor vollem Saal zu stehen, als vor nur drei besetzten Reihen.

Wie sehen Sie ihre Zukunft?

Ich bekam gerade in den letzten Jahren viele interessante Rollen, als ich eigentlich schon geglaubt hatte, ich müßte mich langsam für die Zeit »danach« umsehen. Derzeit habe ich eher zu viel zu tun, als zu wenig. Wann ich aufhöre hängt vor allem davon ab, wie lange ich das Niveau halten kann. Es sollte schließlich nicht so weit kommen, daß jemand anders sagen muß: »Jetzt solltest du lieber abtreten«. Auf der andren Seite bin ich mir auch nicht zu schade, kleinere Rollen zu tanzen, langsam mit der Belastung runterzugehen. Es gibt immer auch Rollen für reifere Tänzerinnen, warum sollen die mit ganz jungen Mädchen besetzt werden?

Sie haben eine elfjährige Tochter. Wie ist das Privatleben mit dem einer Tänzerin zu vereinbaren?

Heutzutage ist das sehr schwer. Die Arbeitszeiten sind flexibel geworden, sieben Stunden zwischen 10 Uhr morgens und 9 Uhr abends. Die genauen Probenzeiten erfahren wir einen Tag zuvor um 14 Uhr. Ohne Partner, ohne dessen Verständnis für den Beruf einer Tänzerin, ist das nicht zu bewältigen.

Bekommen Tänzerinnen heutzutage noch Kinder?

Schon, aber die meisten hören danach auf, zu tanzen.

Möchte Ihre Tochter Tänzerin werden?

Diese Phase ist bei ihr gerade vorbei.

Thea Herold

HEXENTANZ

Man bestätigt ihr ästhetisches Beharrungsvermögen, mäkelte aber an ihrer unzeitgemäßen Formtreue herum. Dennoch: Auf der Bühne ist Arila Siegert eine der großen Tänzerinnen.

Von Zeit zu Zeit schickt sie einem Satz ihr Lächeln hinterher wie ein Lasso und fängt ihn wieder ein. »Weiß ich nicht!« sagt sie und lacht. Darf man eine Tänzerin nach den zertanzten Schuhen fragen? »Aber ich kann ja mal nachrechnen. So um die zwanzig im Monat. Macht im Jahr um die zweihundert. In zehn Jahren etwa zweitausend. Naja, wenn ich noch die ganzen Ersatzpaare nehme, und die Extra-Anfertigungen, da könnten es bis jetzt so vielleicht um die zehntausend sein.« Mitgezählt hat niemand. Es ist auch nicht gerade üblich, die Mitte seines Lebens in Schuhen auszurechnen. »Außerdem tanze ich doch schon lange nicht mehr auf Spitze. Am meisten barfuß. Oder ich nehme die Schleppten.«

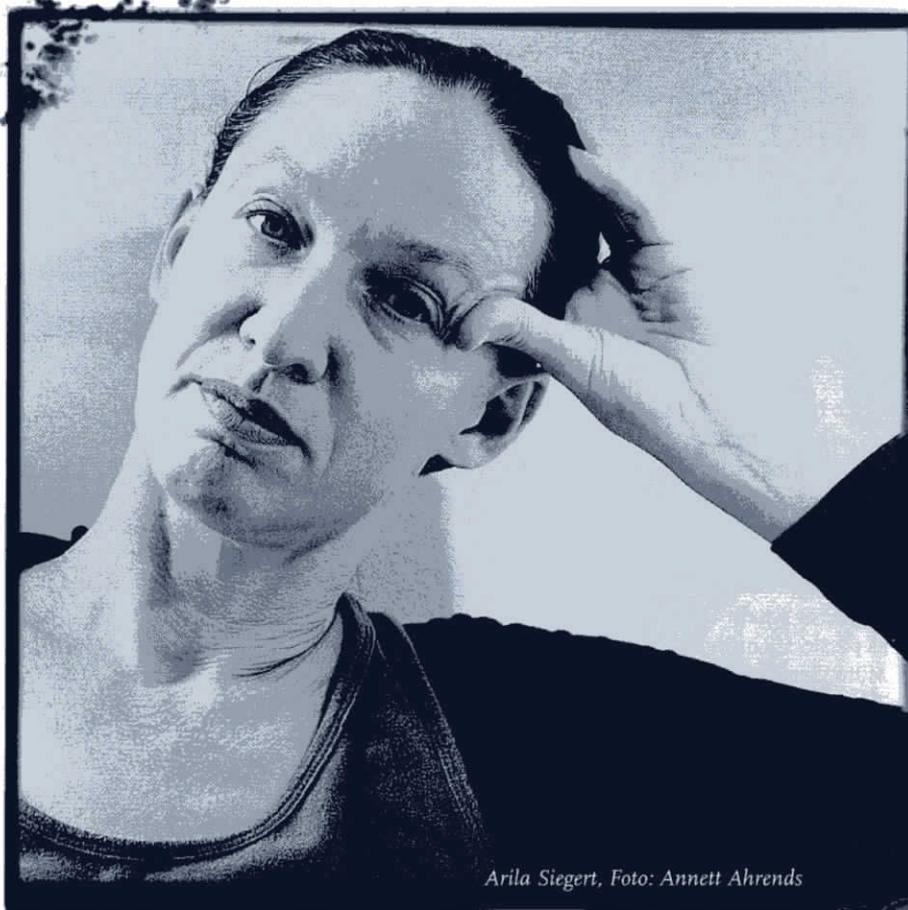
Man kann sich eine Arila Siegert auch wirklich nur noch schwer in diesen glänzenden Ballerinienschühchen vorstellen. Mit geleimter Spitze und dreifacher Sohle. Schon gar nicht im plusternden Rüschen-Tutu. Man sieht sie ganz anders vor sich. Groß und knochig. Die Beine stecken in grünlichen Röhrenjeans. Sie hockt beim Fenster an ihrem Küchentisch. Und das Nachmittagslicht fällt von hinten über ihre langen, glatten Haare. Prima Beleuchtung für Lebensleitsätze. Danach hat man sie auch schon öfter gefragt: Als sie 1993 das Bundesverdienstkreuz bekam zum Beispiel. Als sie Ballettdirektorin am Theater in Dessau wurde. Wahrscheinlich auch schon früher. Als sie als das Ausnahmetalent im Ballett der DDR-Jahre galt. Gibt es nicht ein Lebens-

motto für so ein pausenloses Künstlerleben? »Ja, schon.« Und Schweigen. Das ist wenig. Das reicht nicht hinten und nicht vorn, um über die Vorstellungen von Arila Siegert über den Sinn des Lebens zu schreiben. Sie hätte jetzt wenigstens ein bißchen was Heiliges sagen können. Über den Fluß der Zeit und wie sie es schafft, dagegen anzuschwimmen, es passiert ja nicht oft, daß eine Tänzerin mit Mitte Vierzig noch tanzt. Aber da klingelt das Telefon, und sie geht erst mal ran und erklärt ihrer Schwester ein Kochrezept. Sächsische Familienbande. 1953 wurde Arila in Rabenau bei Dresden geboren und niemand hätte ihr vorhersagen wollen, daß sie zum Tanzen geboren wird. Eine Tante vielleicht, die sie gerne besuchte, weil bei ihr öfter der Plattenspieler lief. Da konnte die verträumte Nichte immer wieder die gleichen Stücke hören, und tanzte so für sich. Ihr Lieblingsspielzeug war in dieser Zeit aus Papier. Anziehpuppen zum Ausschneiden, dürrtig bunt, aber mit verschiedenen Kostümen. Sie hat gern »Verkleiden« mit Nachbars Kindern gespielt. Und irgendwann kam ein Wort zu diesem Spiel, bei dem man immer mal wieder jemand anders sein konnte. Das Spiel hieß Theater. Und damit war es passiert. Da wollte sie hin. Eine sehr zweifelnde Mutter brachte ihre Zehnjährige dann nach Dresden. Sie hoffte im Stillen, daß ihre Kleine das Probejahr nicht bis zum Ende durchsteht. Arila blieb sieben Jahre an der Schule von Gret Palucca. Wollte sie es denn wirklich so unbedingt schaffen. »Ja...«

Und noch bevor man über die Risiken so früher Berufswahl nachfragen könnte, legt sie mal kurz den rechten Fuß hoch. Sie krallt ihn an den Küchenschrank, als wäre da eine Stange. Sie wippt. Sie dehnt den Rücken in Richtung Knie, als wäre sie mitten im Training. Aber vielleicht hat sich der Körper nur einfach am schnellsten erinnert. Strenge Ausbildung. So lange auch die Spiegelwand und der Probensaal der Palucca-Schule hinter ihr liegen. Das waren ihre künstlerischen Wurzeln. Dort hat sie ihr dämonisches Tanzen

gelernt. Das eigentliche, ausdrucksstarke, individuelle. Das Tanzen, das von innen kommt. Und bevor es dahin vordringt, nennt man es sachlich: Training, Vorbereitung, Probe. Die große Mary Wigman beschrieb 1926 den »Hexentanz« einmal so: »Wie habe ich es geliebt, mich in den ursprünglichen schöpferischen Zustand zurückzusetzen und seine bewegte Form von dort her zu erfüllen, von wo sie gekommen war.« Das darf man gut und gerne so ähnlich wie eine Botschaft lesen, die wohl bis heute gilt. Bei allem Auf und Ab, das der deutsche Ausdruckstanz in diesem Jahrhundert erlebte. Eine, nein, Die Siegert verkörpert außerdem wie keine Zweite in Deutschland die Erbschaft einer Gret Palucca (1902–1993) und einer Dore Hoyer (1911–1967) und sie sagt es so ähnlich: »Wenn es nicht diese Erlebnisse gäbe, daß du die Schwere überwindest und diese seltsame Konzentration erreichst, in der man wieder klar und durchlässig wird, dann wäre diese Arbeit gar nicht durchzuhalten.«

Und wie sie durchgehalten hat. Gleich nach der Palucca-Schule holte sich der Chefchoreograph Tom Schilling die talentierte Ausnahmeabsolventin an die Komische Oper. Sie tanzte dort die schwierigsten Rollen, wurde eine ehrgeizige Hochleistungstänzerin, bekam Preise, Auszeichnungen, ging auf Tournee. Aber sie wurde nicht glücklich. Nachts, nach der Vorstellung, suchte sie nach dem Gesicht für ihre eigenen Tänze. Erst nach einer Weile – »ich mußte ja irgendwann aufhören, zu meckern« – legte sie die Karten auf den Tisch und gewann 1981 beim Choreographenwettbewerb. Harald Wandtke berief sie nach Dresden. Als Kollegin oder Konkurrentin, die man fördern oder niederhalten wollte. Wer kann das heute wissen. Arila machte das beste aus dieser Chance. In den Achtzigern verschmolzen Tanz und Choreographie. Sie hatte Solo-Abende. Spannte den Rahmen bald noch weiter und stand mit der Sängerin Annette Jahn auf der Bühne. Ein einzigartiges Doppel. Manchmal gab es auch Tanz mit der Posaune, die Konrad Bauer spielte. Und



Arila Siegert, Foto: Annett Ahrends

wer sie 1985 mit »Gesichte« und zwei Jahre später mit »Herzschlägen« erlebte, wird diese Erlebnisse nie wieder aus seiner Erinnerung streichen.

Aber Tänze kann man nicht sammeln. Sie hängen nicht an der Wand, stehen nicht im Museum. Es gibt sie nicht auf Messen zu kaufen oder im Katalog zu bestellen. Ein Tanz findet statt. Und vergeht. Also unwiederbringlich? »Ja...«

Und nein. Immerhin ging Frau Siegert das Risiko von »rekonstruierten Tänzen« ein. Etwas milder könnte man es als historische Wiederaufnahmen bezeichnen. Und so hat Arila den bewußten »Hexentanz« (nach Mary Wigman) wiederaufgeführt und von ihrer geliebten Leitfigur Dore Hoyer noch einmal die »Afectos Humanos« aufleben lassen. Das war schon nach dem Fall der Mauer und brachte ihr nicht nur Lorbeeren ein. Mäklerische Rezensionen attestierten ihr ästhetisches Beharrungsvermögen, krittelten jedoch an der »unzeitgemäßen« Formtreue herum. Das Loch, in das sie fiel, war gigantisch. Wegen Finanzproblemen wurde ihr Tanztheater in Dresden geschlossen. Und auf das Leben als freie Tänzerin und Choreo-

graphin war auch die Vielgerühmte nur schlecht vorbereitet. Ob sie in der Zeit den Erfolg vermißt hat? Schwierige Sache. »Ja...«

Denn jeder braucht davon ein bißchen. Aber sie kratzt ihm nicht nach. Oder heißt es besser ihr? »Erfolg ist für mich eine ziemlich geile Jule. Sie stellt sich mal ein, ist auch ganz nett, wenn sie vorbeischaut. Und wenn nicht, kann ich es auch nicht ändern. Dann muß man einfach weiterarbeiten. Wie jeder andere auch.«

Im übrigen waren die Rekonstruktionen nicht simpel nachgestellt. »Das geht auch gar nicht. Jedes Stück ist anders. Du bereitest dich vor, das ist eine wichtige Phase, diese Sammlung, dieses Einpegeln, diese Art Magnetismus, der dann entsteht. Das ist das Einzige, was mithilft, damit man die richtigen Entscheidungen trifft. Und hier liegt ja die Kunst. Ich höre eine Musik und muß den Tänzern die »Worte« dazu erfinden. Wenn man so will, sind die Bewegungen ja unser Vokabular. Das ist anfangs ganz schwierig. Manchmal können wir gemeinsam danach suchen. Manchmal schlage ich etwas vor, und sie machen es mir nach. Aber am Ende bestimme ich. Die Verantwortung für die

fertige Arbeit liegt ja ohne Einschränkung bei mir.« Ist sie immer der Bestimmer? »Ja...« Und sie lacht sehr.

Allerdings nicht in der Küche zwischen Mann und Sohn. Nur immer auf der Bühne. Nach der Arbeit am Dessauer Bauhaus hat sie es in diesem Sommer im Theater von Ulm mit einer sehr großen Inszenierung versucht. Das erste Mal eine Oper. Und dann gleich »Macbeth« von Verdi. Das war Regiearbeit mit Hand und Fuß. Gesang, Bühnenbild, Choreographie und Kostüme mußten unter einen Hut. Die Kostümbildnerin Marie-Luise Strandt kannte sie schon von einer gemeinsamen Zusammenarbeit bei Ruth Berghaus. Aber das Risiko blieb. »Da hilft nichts, du mußt deine genaue Vorstellung von der fertigen Arbeit im Kopf haben, und die Chuzspe, sie dann durchzusetzen. Gute Argumente helfen natürlich auch.«

Strich unter allem. Die Premiere im Juni wurde ein großer Erfolg. Der Siegertsche Hexenzauber hat auch da seine Wirkung getan. Das schaurig schöne Mörderstück wurde von ihr als barbarisch suggestive Liebesgeschichte gesehen. In der es um Macht geht. Erst um Liebe, dann um Gier. Und wo das vermeintlich raffinierte Paar Lady und Macbeth am Ende alles verliert. Arila hat dagegen gewonnen. Die nächste Oper in ihrer Regie ist bestellt. Sie wird weniger tanzen, mehr inszenieren. Fließende Übergänge. Mal sehen, was kommt. »Irgendwie scheint es wohl zu stimmen, das mit den sieben Jahren, nach denen sich immer viel verändert.« Endlich, jetzt, hier, Lebensmotto – gibts das? »Ist doch simpel. Man kann nur einfach seine Sache machen. Ob das gut oder schlecht ankommt, kann man sowieso nicht entscheiden. Ob der Tanz, den ich mache, auf die große Bühne gehört oder in ein Studio, wird sich eben zeigen.« Und wenn es ganz in den intimen Rahmen zurückgeht, wenn ihre intensiven Hexentänze nur noch Platz im Off-Theater finden? »Dann ändert sich auch nichts an der Arbeit daran. Vielleicht tanze ich dann vor Bildern in einer Galerie? Kann doch keiner wissen.«

Wenn man die Rezensionen des Sommers nimmt – das Lob, den Beifall, die Fortune der Opern-Inszenierung – sieht es zunächst nicht nach dem großen Rückzug aus. Da ist nicht eine, die geht, sondern eine, die kommt. Wer hält das schon auseinander, wenn eine Hexe tanzt.

Claudia von Zglinicki

Der Fußnote in Goethes Leben nachgeforscht – Sigrid Damms Buch über „Christiane und Goethe“ oder die Mamsell an der Seite des Dichters

Eine Frau, deren Bild im Kopf
und im Deutschunterricht ein-
deutig ist. Ein ungebildetes
Dummchen. Eher peinlich für
den Mann, der mit ihr lebte.
So eine? Ausgerechnet so eine.

Die Gesellschaft habe sie mit ihrem Haß verfolgt, weil »sie sich in ihren gesunden Tagen gern ein wenig distrahierte, gern ein Tänzchen machte und gern in fröhlicher Gesellschaft ein Gläschen trank«, läßt Thomas Mann in »Lotte in Weimar« Goethes Sohn sagen. Auch Manns Wort von Christiane als »schönes Stück Fleisch« wird gern zitiert. Oder das von der toll gewordenen Blutwurst, das man Bettina von Arnim zuschreibt.

Die Geheime Rätin Christiane von Goethe, geborene Vulpius. Es gibt noch mehr boshafte Bemerkungen über die Frau, mit der der Dichterstern 28 Jahre zusammenlebte, zehn davon als ihr amtlich legitimer Ehemann. Vorgerechnet wird der »Mamsell« immer noch, daß sie nicht gebildet war, nicht mal richtig schreiben konnte. Geschweige denn, daß sie selbst dichtete wie andere Frauen in Goethes Leben, Charlotte von Stein oder Marianne von Willemer, die dem Genie Würdigeren als die in reifen Jahren plump gewordene Tanzlustige, die dem Weimarschen Staatsminister den Tisch führte, der Haus- und Bettschatz. Irgendwie wundert man sich heute noch, daß er ausgerechnet diese Frau nahm, und nimmt es übel. Wem? Ihr.

Legenden werden erzählt, von ihr und ihm, drei sind es. Die von der ersten Begegnung im Park an der Ilm und dem gleich anschließenden Schäferstündchen im Gartenhaus. Die 23jährige Christiane sprach Goethe an, heißt es, überreichte einen Bittbrief ihres Bruders, der nicht mehr wußte, wovon er leben sollte.

Die Legende von Christianes Leben vor ihrer Zeit mit Goethe, als Blumenmacherin in Bertuchs Werkstatt für künstliche Sträuße und Buketts. Wie romantisch das klingt, ein Blumenmädchen.

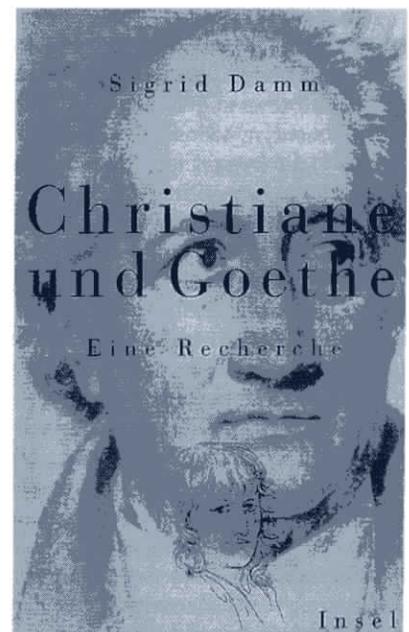
Die Geschichte von der Lebensrettung schließlich. Christiane habe sich 1806 im Haus am Frauenplan kühn zwischen französische Soldaten und Goethe geworfen, den Eindringlingen silberne Leuchter gegeben und den Dichter davor bewahrt, erschlagen zu werden. Soweit Legenden und Klischees.

Sigrid Damm legt jetzt im Inselverlag ihr neues Buch vor, fast 600 Seiten, über Christiane und Goethe und ihren Alltag – soweit er sich heute noch rekonstruieren läßt. Im Unterschied zu den früheren Büchern über Jakob Michael Reinhold Lenz und Cornelia Goethe verzichtet Sigrid Damm diesmal auf fiktionale Szenen. Sie verläßt sich auf das, was dokumentarisch belegt ist, auf ihre akribische Suche in Weimarschen Archiven und den glücklichen Zufall bei manchen Funden, auf das Authentische und nur darauf. Was sie nicht belegen kann, beschreibt sie nicht. Sie hat den Mut zur Lücke und nennt das Buch im Untertitel konsequent »eine Recherche«. Das Material war überreich.

Lange vorher schon hatte der Verlag sie um ein Nachwort für eine kleine Ausgabe von Goethes und Christianes Briefen gebeten. Sie lehnte ab. Langweilig schien ihr der Bettschatz. Als Thüringerin, die in Jena Germanistik studiert hatte, kannte sie alle Vorurteile und hatte einige verinnerlicht. Aber dann fiel ihr ein, wie respekt- und liebevoll ihre Großmutter von Christiane, der »Pflanze« gesprochen hatte, die genau die richtige Wahl für den Alten gewesen sei. Die Autorin erinnerte sich, wie sie als Studentin Schüler zu den damals stattfindenden »Weimar-Tagen der Jugend« herumführen mußte und nicht an Goethes und Schillers Gruft, sondern an Christianes Grab auf dem stillen Jakobsfriedhof stehenblieb, um der Atmosphäre willen, jenseits von Prunk und Selbstinszenierung. Die Frau, die zur Fußnote in Goethes Leben

gemacht wurde, reizte Sigrid Damm schließlich doch. Vielleicht gab es mehr über sie zu sagen, als daß sie einen Gemüsegarten betreiben konnte. Ein kleines Nachwort müßte möglich sein. Die Autorin begann, Christianes Briefe zu lesen. Aus den geplanten wenigen Wochen Arbeit für 20 Seiten Text wurden vier Jahre für das Buch.

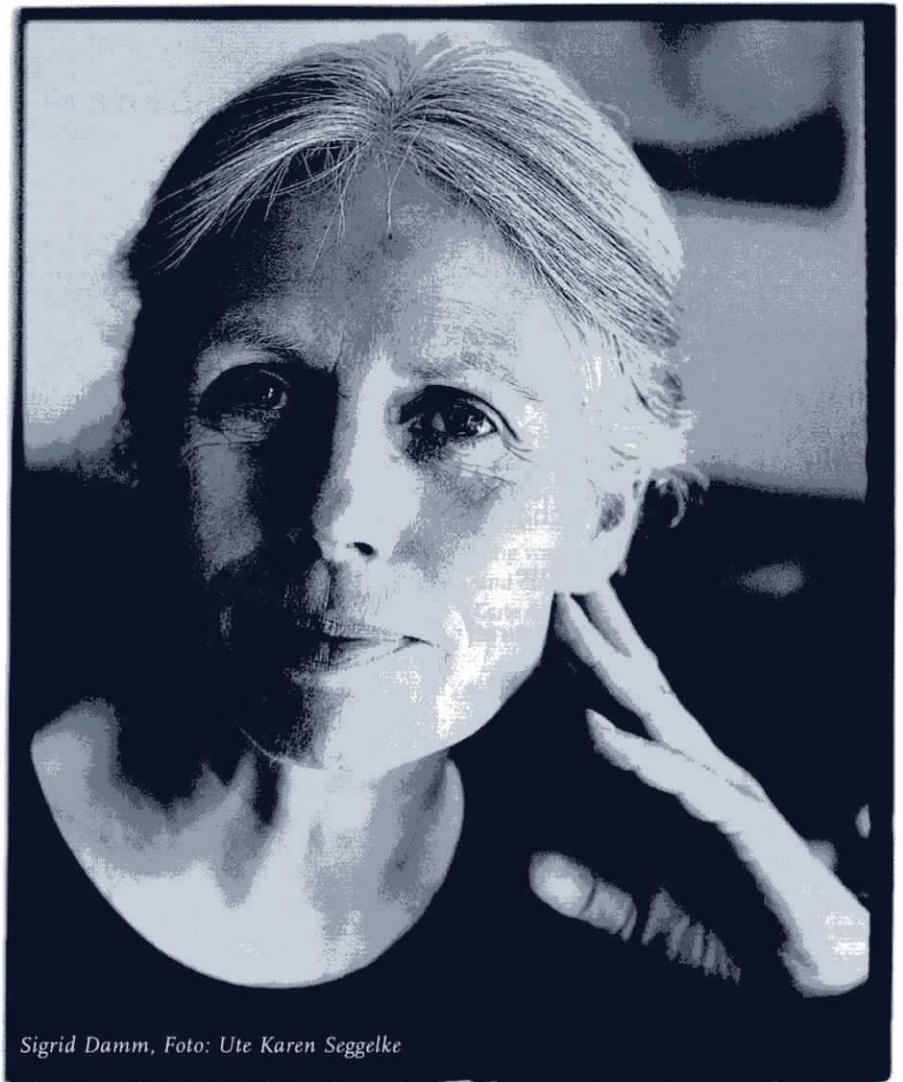
Am Anfang der Recherchen stand ein glücklicher Fund. Gräf, der Herausgeber von Christianes Briefen, hatte einmal auf ein Tagebuch aus ihren letzten Lebensmonaten hingewiesen. Danach suchte Sigrid Damm in Bibliotheken vergeblich. Offensichtlich hatte niemand bisher Gräfs Hinweis berücksichtigt. Es gab keine Edition des »Gothaischen Schreibkalenders«. Aber sie fand die Bände, original, im Goethehaus, wie Gräf es beschrieben hatte. Der Jahrgang 1817 – leer. Da war Christiane schon tot. Im Kalender für 1815 finden sich Eintragungen der Gesellschafterin. 1816 schließlich hat Christiane fast täglich dem Sekretär diktirt, was sie getan, wen sie getroffen, wohin sie gefahren ist. Bis wenige Tage vor ihrem Tod am 6. Juni 1816.



»Aus dem Tagebuch wissen wir jetzt vieles über Christianes Alltag, was vorher nicht belegt war. Wer ihre engsten Freunde waren, wie aktiv sie trotz der schweren Krankheit bis kurz vor dem Sterben noch war.« Darin, so Sigrid Damm, liegt die Bedeutung des schmalen Buches. »Aus dem Tagebuch und den Briefen trat mir eine ganz andere Frau entgegen als aus den Klischees. Sie war nicht nur die, die tanzte und immer lustig blieb, die mit den Komödianten feierte. Sie war eine starke Frau, die das Leben genießen konnte, die aber auch unter dem Tod von vierein ihrer fünf Kinder litt, die Krankheiten aushalten mußte, einsam war. Das Bild von ihr veränderte sich. Dann stellte ich fest, daß Goethe nach ihrem Tod über sie geschwiegen hat. Weder in seinen Erinnerungen, noch in den Tages- und Jahresheften erwähnt er sie noch. Sein Schweigen reizte mich zusätzlich, ihr nachzuforschen.«

Die Schriftstellerin erzählt über das Leben in der engen, ländlichen Stadt Weimar, als Christiane ein Kind ist. Sie schildert die Armut der Familie, berichtet – immer belegt mit ausführlich zitierten Briefen und anderen Dokumenten, über die Vorfahren, über Christianes Bruder und dessen Ausbildung. Über die Not, als der Vater die über Jahre erbettelte Stelle am Hof wieder verliert. Und dann über die Zeit des Paares, Christiane und Goethe. Interessant ist für die Autorin der Alltag der beiden. Sie beschreibt, vorsichtig und fast kommentarlos, dem Leser eine Frau, deren Lebensleistung darin bestand, sich selbst nicht aufzugeben, bei aller Abhängigkeit.

Wie man erwartet, findet auch Sigrid Damm eine traditionelle Beziehung vor, in der Kompromisse nötig sind, die Frau sich anpaßt, dem Partner und seinem Werk, das immer als Drittes und Wichtigstes zwischen ihnen präsent ist. Aber untergeordnet, so sieht es Sigrid Damm, hat Christiane sich nicht. Man kann, beweist das Buch, die Partnerschaft auch anders sehen, weniger konservativ, sogar modern – modern darin, wie oft beide getrennt leben, wieviel Freizügigkeit sie sich zeitweise zugestehen. Belege dafür hat die recherchierende Schriftstellerin gefunden und ernst genommen. Zeugnisse für die drei berühmten Legenden fand sie nicht. Die von der ersten Begegnung hält sie inzwischen für unwahrscheinlich, Tatsachen, die sie im Buch benennt, sprechen dagegen. Über die Geschichte von der Lebensrettung findet sich 1806 nirgendwo ein Wort, in keinem Brief eines Zeitgenossen, keiner Anmerkung von Goethe selbst. Vielleicht eine Erfindung. Die dritte Erzählung, die



Sigrid Damm, Foto: Ute Karen Seggelke

von dem Blumenmädchen in Bertuchs Fabrik, stimmt wohl. Sigrid Damm fand auch dafür keinen Beweis, aber Dokumente, die auf Christianes Kontakte zur Familie Bertuch hinweisen. Ihre Zeit als Arbeiterin scheint zumindest wahrscheinlich zu sein.

Das Buch bleibt – gewollt – bruchstückhaft. Freigelegt werden Tatsachen und Leerstellen. Manche Zeiträume sind ausgespart, weil Dokumente fehlen. Die Briefe ihrer ersten Jahre hat Goethe 1797 verbrannt. Auch Schreiben von Christiane aus späterer Zeit sind verloren gegangen. Die Leerstellen dieser Liebes- und Ehegeschichte müssen die Leser akzeptieren. Es bleibt, jenseits irgendeiner schnellen Sensation, genug Neues und Spannung, wenn man sich in die Lebenszeit dieser Frau vertieft, die in ihrem unerwartet außergewöhnlichen Leben so viel Mißachtung und Feindseligkeit ertragen mußte, und den Ansprüchen standhielt, nicht kaputt ging wie andere in Goethes Umfeld, sondern sie selbst

blieb, in ihrer – nach Goethe – »glücklichen Art zu sein«. Aber vielleicht hat er sich da auch etwas vorgemacht. Er wollte die heitere und unbeschwerte Frau sehen. Der Niedergeschlagenen, Kranken ging er aus dem Weg oder schickte sie nach Jena, die Rückkehr nur der Gesunden erlaubend. Was er am meisten fürchtete, das Sterben, ertrug er dann auch bei ihr nicht. »Christiane und Goethe« ist die Geschichte einer schwierigen Beziehung, heutiger als gedacht, eine Geschichte von Verlust und Gewinn, zugleich vom Entstehen eines Werks, von Egoismus und Zuneigung. Auch das Bild von Goethe kann sich verändern durch die Recherchen über das Leben seiner Frau.

Sigrid Damm:
»Christiane und Goethe – Eine Recherche«
Insel, 1998.

Birgit Dahlke

Born in the GDR

Präsent 20, Waldmeisterbräuse,
Klubgaststätten, Konsument-
Kaufhaus. Eine neue Welle
der DDR-Nostalgie?

Fast zehn Jahre nach ihrem Ende scheint die verblichene DDR in »1000 kleinen Dingen« aufzuerstehen. Zumindest läßt das Interesse darauf schließen, mit dem Ausstellungen und Dokumentationen der DDR-Konsumkultur, der Geschichte der Wochenpost, der Sibylle oder des Magazin rechnen können. Ostrockpartys, Dia-Vorträge über ein »Leben als gebrauchsanweisung Mensch« (Jan Faktor) oder ein Kolloquium über die DDR-Zeitschriftenlandschaft von Deine Gesundheit bis Der Modelleisenbahner, wie es Mitte Oktober in der Berliner Kulturbrauerei stattfand, füllen die Säle. Ostalgie gleich Nostalgie minus Ironie?

Je weiter in die Geschichte des DDR-Alltags zurückgegangen wird, so scheint es, um so größer ist das Interesse. Nach fast zehnjährigen Debatten um Totalitarismus, Parteidiktatur und Staatssicherheit ergreifen zunehmend jüngere Ostdeutsche das Wort und bringen ihre Sicht, ihre Erinnerung, ihre Fragen ein. Alltagsgeschichte/Geschichte von unten scheint (übrigens auch innerhalb der jüngeren Literatur) ein Weg der Erkundung zu sein, der einerseits noch Neuigkeiten jenseits ideologischer Verdikte verspricht und andererseits konkrete Erfahrungen, Traditionen, Ideen wieder »hochholt« und für die Gegenwart verfügbar macht. Immer wieder tauchte z.B. in Podiumsgesprächen über die Geschichte der Sibylle, Weltbühne oder Wochenpost die Frage auf, wo es denn heute ein Medium solcherart gebe. Insofern geht die Welle von DDR-Alltags-Projekten wohl mit dem nach einer Zeit der Verunsicherung wiedererstarkten trotzigem Selbstbewußtsein der Ostdeutschen einher, die bemerken, daß

sie auch vor '89 schon mit Messer und Gabel essen konnten, und was für welchen! »Born in GDR« steht auf T-Shirts von Sechzehnjährigen, und das stimmt, wenn sie auch bereits länger in der vereinten Bundesrepublik als in der hilflosen DDR gelebt haben. Aus der aktuellen Unzufriedenheit und Orientierungskrise heraus wird, was schon zum historischen Müll erklärt war, nochmal genauer durchforstet. Nur von Nostalgie zu reden, trifft den Nagel nicht auf den Kopf. Natürlich: je älter die Fotos, um so freier das Gelächter. Je weiter die Dinge zurückliegen, um so weniger sind wir Heutige für deren Unzulänglichkeiten verantwortlich. Während



mich angesichts der stillgestellten Zeit in den 80er Jahre-Schwarz-Weiß-Fotos von Harald Hauswald Beklommenheit überkommt, lesen sich die fortschrittsgesättigten Bildunterschriften im Magazin von 1964 so fremd wie reizvoll. (Wir mögen ja auch die Röcke, Vasen und Möbel unserer Großmütter, während uns diejenigen unserer Mütter höchstens peinlich berühren.)

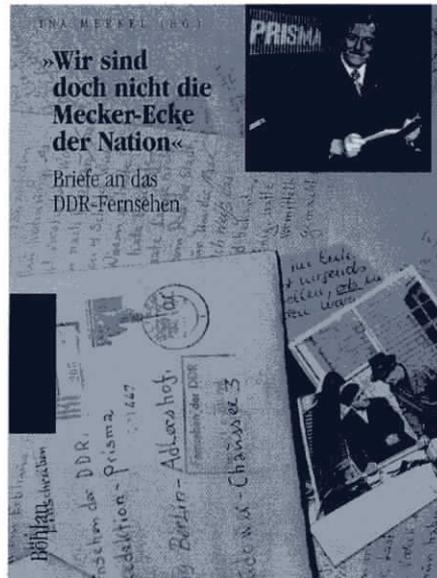
Was bewegt eine Mittdreißigerin dazu, auf die Jagd nach Kaufhaus-Katalogen aus den frühen Fünfzigern zu gehen? Die ostdeutschen Versandhäuser haben es Annette Kaminsky angetan, bereits in Vorbereitung der gefeierten Ausstellung Wunderwirtschaft (1996 in der Kulturbrauerei Berlin-Prenzlauer Berg) hatte sie dieses unbekanntes Kapitel DDR-Alltagsgeschichte entdeckt. Der Gegenstand Konsumkultur weckte offensichtlich das historische Interesse in der ausgebildeten Sprachwissenschaftlerin: Verbrauchererziehung, Marktforschung und eben der Versandhandel in der DDR wurden zu ihren Themen.

Der Osten im Kaufrausch? Von den ersten Westmark '89 ist nicht die Rede. Nun ja und die Frau auf dem Einband ... Kaufrausch ist Frauensache, hm? »Keine Zeit verlaufen – beim Versandhaus kaufen« hieß es am 1. Mai 1958. Versandhaus in der DDR? Zuerst dachte ich an diskrete Päckchen mit sogenannten »Erotikartikeln«. Aber »ostdeutsche Versandhäuser«?

Das oben beschriebene Vergnügen stellt sich auch beim Betrachten dieser 60er-Jahre-Fotos, Werbeslogans und Bildunterschriften ein: das Modell vom »Kaufhaus der Zukunft«, die bügelnden Männer berufstätiger Ehefrauen, Niethosen und Perlonspitzen als Inbegriff des Fortschritts. Der Charme einer Konsumkultur mit Erziehungsabsicht ist in der Tat unverwechselbar. Zusätzlich bietet Annette Kaminsky in ihren Kommentaren allerdings eine gründliche und gut recherchierte soziale und politische Einordnung, sodaß in der Analyse der sich wandelnden Versandhauskataloge wirklich eine Geschichte des ostdeutschen Versandhandels entsteht, die vom 1954er Beschluß des Ministerrats zur »richtigen Lenkung des Warenstroms« über Zeitungsartikel in der Neuen Zeit von 1958 (»Der Bauer muß bequemer einkaufen können«) bis zur Statistik der 1958 immerhin 225.500 registrierten KundInnen des HO-Warenhauses Leipzig reicht. Ökonomische Fakten, politische Erwägungen und historische Umstände werden gut lesbar und gänzlich unakademisch dargestellt. Dabei vermeidet Kaminsky den arroganten Ton der Spätergeborenen. Sachlich konfrontiert sie Informationen über die unzureichende Versorgung der DDR-Bevölkerung mit gesellschaftspraktischen Grundfragen: Wie plant man Bedürfnisse? Wie vereinbart sich der Grundsatz einer gerechten Verteilung mit der vorrangigen Versorgung der jeweils am meisten umworbenen, weil politisch unberechenbaren Bevölkerungsgruppen?

Als letztere galten übrigens in den fünfziger Jahren nicht Ärzte, Klempner oder Fernsehstars, sondern Arbeiter und noch mehr Bauern. Um die sich dem Kollektivierungszwang in den Westen entziehende Landbevölkerung zu halten, wurden Großversorgungseinrichtungen, Selbstbedienungsläden und ein »Bestelldienst für Werktätige« erdacht (morgens Bestellung in den Briefkasten des Ladens, abends nach der Arbeit abholen), nur: Es fehlten die Waren, die auf so gut organisierten Wegen ihre KäuferInnen erreichen sollten. So wurde die staatliche Handelsorganisation (HO) stets besser beliefert als der genossenschaftliche Konsum, so wurde, was politisch wirkungsvoll die Regale der neugegründeten Großversorgungseinrichtungen auf dem Lande füllte, woanders abgezogen. Der Mangel regierte. Nur schleppend vollzog sich ein Wandel von der Versorgung zum Handel. Die Einkaufs-utopien der fünfziger Jahre (»einkaufen leicht gemacht«) trafen auf vollkommen unzureichende Produktionskapazitäten, in den neu eingerichteten Bestellecken der Geschäfte konnten zwar die Kataloge mit Kittelkleidern, Waschmaschinen und Montagemöbeln besichtigt werden, das Zauberwort »lieferbar« blieb jedoch allzu oft aus. Überhaupt scheint das Dauerproblem Versorgung und Konsum die DDR-Gesellschaft ganz augenfällig immer wieder an ihre Grenzen geführt zu haben.

Heute, zwischen Konsumrausch und Konsumverweigerung, bestaunen wir ungläubig, was unsere Mütter in ihrer alltäglichen zweiten Schicht erstanden. Dabei werden interessante Zusammenhänge zwischen ökonomischen Zwängen, politischen Kampagnen und alltagspraktischen Auswirkungen deutlich: Der durch Kriegsfolgen und Abwanderung bedingte Mangel an Arbeitskräften erzwang die massenhafte Berufstätigkeit von Frauen, was sich wiederum natürlich auf das Frauen- und Männerbild wie auf das Familienmodell auswirkte und in der Konsumgüterproduktion niederschlug: bügelfreie Hemden, Schnellkochtöpfe, Fertiggerichte sollten die neuen Lebensverhältnisse erleichtern.



Annette Kaminsky geht sich wandelnden Bildhintergründen, Kleidernamen und der Auswirkung des Ehecredits auf den Möbelkauf nach. Nostalgisches Schmunzeln vergeht einer/m dabei schnell, wenn sie beschreibt, wie die Namensgebung der Rundbunthose »Heino« 1973 zur Absetzung von Generaldirektor und Parteisekretär des Konsument-Versandhauses Karl-Marx-Stadt wegen »mangelnder politischer Wachsamkeit« gereichte. Stets waren die Konsumwünsche und Leitbilder beider deutscher Staaten aufeinander bezogen, so zeigt die Autorin, wenn auch Papierknappheit und fehlende Druckkapazitäten die Ostkataloge deutlich dünner und weniger bunt ausfallen ließen. Auch politische Losungen und ab und an ein Parteitagszitat zierten die Modeseiten: »und abends in unser Kulturhaus, froh gestimmt und gut gekleidet« ... Wenn das keinen Charme hat. 1976 wurde der Versandhandel eingestellt, von oben, wie er auch 1958 von oben eingeführt worden war.

Ähnlich ambivalente Gefühle löst auch der von Ina Merkel und Felix Mühlberg gehobene Schatz der BürgerInnen-Eingaben an die Redaktion der Fernsehsendung Prisma aus. Mit der seit 1953 juristisch verankerten Eingabepaxis sind sie einem Phänomen auf der Spur, das zwischen tradierter Verwaltungsbeschwerde und Bittschrift sowohl über ökonomische Verhältnisse als auch über DDR-Mentalitäten Aufschluß geben kann. Neben dem Habitus der Unzufriedenheit registrieren sie einen spezifischen Humor in den 150 Zuschriften aus den '80er Jahren: Selbstironie, Galgenhumor, Sarkasmus, auch Zynismus bestimmen den Grundton der meisten abgedruckten Zuschriften. Zeitweise 600 Briefe monatlich zeigen an, wie viele ZuschauerInnen in der öffentlichen Brandmarkung von Mißständen manchmal den letzten Ausweg aus ihrer persönlichen Wohnungstragödie, manchmal einen Weg zur Veränderung der gesellschaftlichen Zustände sahen. Dem Dilemma der Prisma-Redaktion gehen die Kulturwissenschaftlerin und der Sozialhistoriker in ihrer dichten und aspektreichen Einführung nach: akzeptierter Anwalt der ZuschauerInnen gewesen zu sein und zugleich eine Alibifunktion erfüllt zu haben. Was die Gesellschaft nicht vermochte, vermochte auch Prisma nicht. Die Brief-Auswahl zeigt Egoismus wie Idealismus, routinierte Rhetorik wie stolprige Grammatik. Aus den vielfach berichteten Störungen des Alltags läßt sich auf die individuellen Vorstellungen von Normalität schließen. Daher wohl die Brisanz heute.

Annette Kaminsky: »Kaufrausch. Die Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser« Ch. Links Verlag, Berlin 1998, 49.80 DM.

Ina Merkel (Hg.): »Wir sind doch nicht die Mecker-Ecke der Nation – Briefe an das DDR-Fernsehen« Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 1998, 35.00 DM.

Die DDR wird 50 Vom Lebensgefühl einiger unangepaßter und Beobachter

Die DDR würde am 7. Oktober 1999 ihren 50. Geburtstag feiern, hätte man ihr nicht 1989 durch widrige Umstände die Kehle durchgeschnitten.

Diesen feierlichen Anlaß (so oder so) nahmen der Fotograf Harald Hauswald und der Journalist Volker Handloik zum Anlaß, renommierte AutorInnen wie Christoph Dieckmann, Alexander Osang, Jutta Voigt, Freya Klier oder Ulrich Plenzdorf von ihren Erlebnissen aus der Zone Ost erzählen zu lassen. Ihre Geschichten beschreiben die kleinen alltäglichen Dinge, die Freuden, das Glück. Sie handeln von Träumen und von der Bedeutung einiger skurriler Personen. Wie zum Beispiel der ewige Bohém Mühle, der seinen Stammpfad im Ostberliner Wiener Café auf der Schönhauser Allee hatte, sich mit ein paar Aktzeichnungen über Wasser hielt und ansonsten von dem lebte, was andere ihm schenkten. Letztes Jahr verneigte man sich auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof ein letztes Mal vor diesem Mann. Oder der verrückte Graf Manfred von Kindorf, der sich seine eigene Welt in die Zeit des 18. Jahrhunderts verrückt, in die Epoche des Barock, die für ihn das humanistische Zeitalter verkörpert. Seit nunmehr dreißig Jahren herrscht er über sein dionisches Reich aus Holz, Pappe und Leim.



Die DDR WIRD 50
TEXTE und FOTOGRAFIEN

Immer wieder wird die Faszination der Rockmusik hervorgehoben – sie schien die eigentliche Kraft für die überwiegend um die Fünfziger Geborenen zu sein: On the road nährte das Lebensgefühl der Sehnsucht nach Veränderung. Langhaarige zogen den Bands hinterher. Oder es galt, in die entlegensten Winkel per Anhalter zu trampeln, um die Grenzen des Ostblocks abzustecken. Anzukommen ergab keinen Sinn – der Weg war das Ziel.

Erzählt wird vom kindlich-leidenschaftlichen Glauben an Stalin, von Mißverständnissen zwischen Ost und West, von der ausgeprägten Untergrundkultur seit Ende der 70er Jahre, die vor allem im sächsischen Tal der Ahnungslosen Konjunktur hatte, von dem Überfluß an Zeit, von gemeinsamen Festen und zerstörten Illusionen. Es sind persönliche, berührende Geschichten, die eine andere Sicht auf die DDR gestatten, weil sie vom Lebensgefühl einiger Unangepaßter handeln und von genau Beobachtenden aufgeschrieben worden sind.

Kontrastreich vervollständigen die dokumentarischen Fotos von Arno Fischer (1953–1969) und Harald Hauswald (1982–1992) den Band. Sie machen beklommen. Plötzlich fragt man sich – habe ich in diesem Land tatsächlich gelebt? Am Ende stellt sich Erleichterung ein, daß nichts mehr so ist, wie es war, und das es sich als ein Baustein in der Erinnerung aufbewahren läßt: gut, um Geschichten zu erzählen.

Dieses aufwendig gestaltete Buch sei all jenen empfohlen, die glauben, den Osten noch immer nicht verstanden zu haben und die den Stimmen vom »betrogenen Ostler« zu sehr gelauscht haben. (A.M.)

Volker Handloik, Harald Hauswald (Hrsg.),
Die DDR wird 50, Texte und Fotografien,
Aufbau-Verlag, 1998, 50,-DM.



Individualität als Therapie

Die in der DDR das Beste aus ihrem Typ machen wollte, brauchte keine *Brigitte*, sie hatte *Sibylle*

Etwas mystisches muß es mit diesem Titel auf sich haben. Denn bis heute können sich die RezensentInnen nicht entscheiden, wie der Name dieser ostdeutschen schrägen Dame geschrieben wird – vorne mit »i« oder »y«? *Sibylle* – die Mode- und Kulturzeitschrift erschien seit 1956 in der DDR und wurde 1995 zu Grabe getragen. Jetzt feiert sie in dem von Dorothea Melis herausgegebenen Bildband ein Comeback.

Der Bildband konzentriert sich vorwiegend auf die Fotos der Fotografinnen und Fotografen, die die Ästhetik der Zeitschrift maßgeblich mit ihrem künstlerischen Verständnis von Fotografie geprägt haben. Dafür stehen Namen wie Sibylle Bergemann, Ute Mahler, Roger Melis, Arno Fischer oder Peter Rössler. Es ist aber auch ein Buch über das Stück DDR, in der auf der einen Seite die Moderedakteurinnen, FotografInnen und Models standen, die sich mühten, etwas Zauber über den DDR-Alltag zu verbreiten, und darauf achteten, daß sich nur selten ein Lächeln auf den Gesichtern der Abgelichteten verirrt. Die ausgewählten Fotos sind schöne, stille, zum Teil melancholische Bilder kleiner Situationen. Wenig wird auf klassische Schönheitsattribute geachtet – der Ausdruck eines Gesichtes, einer Haltung, der Typ zählt. Auf der anderen Seite standen die LeserInnen, die in den 80er Jahren immer häufiger *Sibylle* als eine ästhetische Alternative, im Gegensatz zu *Für Dich* oder *PRAMO* für sich entdeckten, sich mit den Schnittmusterbögen vor der heimischen Nähmaschine herumquälten und glücklich waren, auch nur in etwa den abgebildeten Stoff zu erwischen. Es war zum Beispiel Gold wert, eine Verkäuferin aus der Abteilung für Bettwäsche und Gardinen zu kennen, die einem ein Stück Nessel zurücklegen konnte. Das Ausweichen auf Baumwollwindeln, Mull oder Großmutter's alte Nachthemden ist eine inzwischen bekannte und schon oft beschriebene Tatsache. *Sibylle* unterstützte den Wunsch nach Individualität, gab Anregungen und Hinweise, für sich selbst etwas zu tun. Axel Bertram, erster Gestalter des Heftes und Autor, über den

SIBYLLE
Mode-
fotografie
aus drei
Jahrzehnten
DDR

Herausgegeben
von
Dorothea Melis

Schwarzkopf & Schwarzkopf



Sinn und über der Unvollkommenheit dieser Zeitschrift reflektiert: »*Sibylle* empfahl nach besten Kräften allen ratsuchenden und gereizten Lesern, die nach Anregung für die Gestaltung ihres Lebensumfeldes suchten, Individualität als Therapie. Solche Bemühungen nehmen sich bei aller naiven Redlichkeit immer komisch aus, da Individualität nicht eigentlich empfohlen werden kann, sondern allenfalls ihre äußeren Insignien. Andererseits hatten solche Versuche durchaus einen therapeutischen Sinn, wandten sie sich doch offenkundig gegen inneren und äußeren Normierungsdruck des gesellschaftlichen Lebens, gegen zwanghafte Einbindung in Systeme, seien es nun Möbel, Kleidervorschriften oder Verhaltensweisen. Daß der Spielraum der Ratschläge äußerst gering war und stets sich an der Peripherie der tatsächlichen Probleme bewegte, mochte ihre Virulenz ausmachen.«

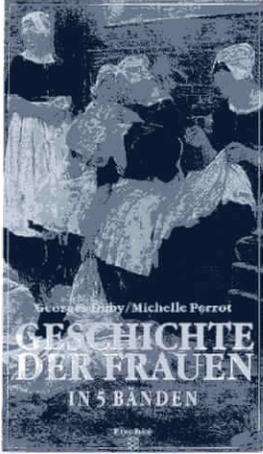
Wer jedoch die Möglichkeit hat, sich die Hefte aus den 70er/80er Jahren durchzublättern, sieht auch, daß sich über Geschmack streiten läßt (eigentümliche Modelle mit in den Augen schmerzende Farben) und daß der inhaltliche Tenor des Kulturteils nur im DDR-Sozialismus zu Hause sein konnte. Dennoch – die Fotos erzählen auch von Frauen, die sich als Intellektuelle, Künstlerinnen, im Beruf erfolgreiche Frauen ihren Weg gebahnt hatten und die mit ihren Ansichten andere Frauen in ihrer eigenen Wahrnehmung beflügelten.

Eingeführt wird der Bildband mit einem Beitrag von dem Kulturwissenschaftler Dietrich Mühlberg, der sich schon seit Ende der 60er mit der Kulturgeschichte des Alltags beschäftigte und hier das sozialistische Mode- und Kulturverständnis zelebriert. Die Professorin für Ästhetik Karin Hirdina rückt wohlthuend nach dem in den vergangenen Jahren häufig idealisierten Bild von der »DDR-Frau an sich« zu Leibe, indem sie sich drei Fragen stellt: »Das verschleierte Wir zu befragen – wer sagt wann und warum ›Wir‹? Selbstzeugnisse von Frauen neu zu lesen – in Gesprächsprotokollen wie in literarischen Produkten aus der DDR: Selbstzeugnisse von Frauen nach der Wende anzusehen: Was haben Frauen als Befreiung, was als Verlust erlebt?«

Abgerundet wird der Band durch Interviews mit den FotografInnen, die sich bei allen Differenzen darüber einig sind, daß die Modefotografie in der DDR eine Wirkung auf die Alltagskultur der DDR ausgeübt hat – und hinzugefügt werden muß, daß sie, weil ihre Bilder schon immer dem internationalen Standard entsprochen haben, mehrheitlich auch nach der Wende in ihrem Beruf erfolgreich arbeiten. (A.M.)

»SIBYLLE, Modefotografie aus drei Jahrzehnten DDR«, herausgegeben von Dorothea Melis, Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 1998.

Büchertips aus der Redaktion



Geschichte der Frauen

Jetzt endlich sind die fünf Bände »Geschichte der Frauen«, herausgegeben von Georges Duby und Michelle Perrot, auch als Taschenbuch bei Fischer erschienen. In dieser bisher umfassendsten Edition, in der Frauen in den Mittelpunkt der Betrachtung stehen, schreiben exzellente Historikerinnen Beiträge von der Antike bis zum 20. Jahrhundert.

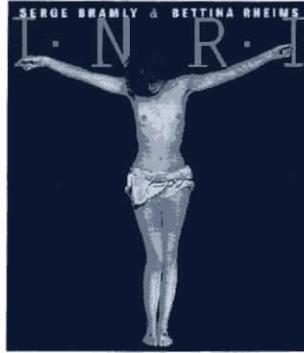
Georges Duby/Michelle Perrot:
»Geschichte der Frauen in 5 Bänden«
Fischer Taschenbuchverlag, 1998, 198,- DM.

Irgendwie absurd, aber ...

In jedem Mann steckt ein Kind. Eine Binsenweisheit. In Hagen Schäfer stecken gleich mehrere Kinder. Einerseits spielt der junge Versicherungsagent gerne mit Eisenbahnen, aber was heißt gerne – leidenschaftlich. Aber er fährt noch viel lieber mit den Berliner U- und S-Bahnen, kennt sich bestens im Netz aus, was ihm dann allerdings trotzdem nichts nützt und ihm zum Verhängnis wird. Zudem verliert er seine Frau wegen üblicher Sexspielchen, die nicht er, sondern sie betreibt, und schließlich verliebt er sich auch noch in eine 15jährige Straßengöre, die er – wo sonst – im Untergrund vom Alexanderplatz aufgabelt. Soweit, sogut. Der Rest soll nicht verraten werden, aber es lohnt sich allemal den zweiten Roman der Soziologin und Schriftstellerin Barbara Sichtermann aufzuschlagen: So heiter und gewitzt kann

wohl nur die Zeit-Autorin eine spannende wie glaubhafte Sozialstudie aus dem Großstadt-dschungel irgendwie absurder Gestalten erzählen.

Barbara Sichtermann: »Fremde in der Nacht«
Roman, Maria von Schröder Verlag,
München 1998.



Biblischer Rave

Als ich noch ein kleines Mädchen war, besaß ich eine Kinderbibel mit wunderschönen bunten Holzschnittbildern. Damals glaubte ich zwar auch schon nicht mehr an den lieben Gott, aber Jesus und all die anderen Figuren, die hatten nach meinem Erfassungsvermögen ganz bestimmt gelebt. Jesus hatte sich ganz sicher die Füße waschen lassen, Lahme zum Gehen und Blinde zum Sehen gebracht. Irgendwann wurde auch ich dann älter und betrachtete die Erzählungen, die die Bibel so auftischte, gewissenhaft historisch, analysierte die Kirchengeschichte und trat schließlich aus der Gemeinde der Gläubigen aus. Jetzt, wo es draußen überall so weihnachtet, kommt mir ein Buch ins Haus geschneit und ich schwanke. Bettina Rheims hat mit ihrer Kamera noch einmal die Heilsgeschichte neu erfunden – zeitgemäß. Tief hat sie in die Kiste des Raves gegriffen, nicht an Latex, Seide, Rüschen und Pomp gespart, um bauchfreie Technokids geradezu für's Bibelzeitalter zu verpacken. Aber es begab sich zu einer Zeit, da galt sowas als Blasphemie. So spät ist es nun: In Frankreich steht der Bildband, kaum erschienen, mit seinem ungleich seriöseren Text von Serge Bramly schon auf dem Index. In Deutschland ist er noch zu haben, aber hier dürfen ja auch in Gottes Angesicht unter der Kanzel HipHop-Partys gefeiert werden.

Bettina Rheims/Serge Bramly: »I-N-R-I«
220 Seiten, 7 Klapptafeln, 130 Farbabbildungen,
Gina Kehayoff Verlag, München 1998, 128 DM



Künna auf der Suche nach dem Tod

Künna lebt zwischen Tieren, Pflanzen und dem rauen Wind als einziges Kind ihrer Eltern auf einem Hof an der Nordsee. Eines Tages kehrt Künna sehr still aus der Schule zurück – ein Kind verunglückte tödlich auf dem Schulweg. Sie beschließt, auf die Suche nach dem Tod zu gehen. Künna will wissen, was es mit dem Leben, mit der Zeit, mit dem Sinn des eigenen Daseins auf sich hat. Sie trifft im Altersheim auf Alte, die ihr von dem Warten erzählen, sie trifft auf einen Penner in der U-Bahn, der ihr erklärt, daß das Leben ein einziger Kampf sei – und das zum Schluß, egal ob reich oder arm, alle vom Tod heimgesucht werden. Künna hüpf mit ihrem struppigen Haar und ihren Stiefeln immer weiter, bis sie auf einen Jungen trifft, der es schafft, den Tod seiner Mutter zu verkraften. Sie schließen sich zusammen.

Das Buch widmet sich dem tabuisierten Thema Tod auf eine wunderbar leichte und kluge Weise. Sehr genau wird erzählt, welchen trügerischen Zwängen sich der Mensch unterwirft, und daß ein bewußter Umgang mit Leben und Tod, eine gelassene Sicht auf die Dinge zulassen. Ein Buch, das mit den kraftvollen Zeichnungen von Wiebke Oeser den Bogen von kindlicher Phantasie und Realität eindrucksvoll spannt.

Kraftvoll kommen auch »Bertas Boote« von Wiebke Oeser einher. Berta baut sich eine Segelflotte und ihr schönstes Boot wird von einem Riesenfisch verschlungen. Als das geschieht, scheint der Tag völlig verdorben zu sein und alle Mühe umsonst. Doch dann ergeben sich daraus noch drei Möglichkeiten, wie die Geschichte weitergehen könnte. Berta denkt nicht daran, auch nur einen langweiligen Nachmittag zu verbringen! Eine grafische Augenweide!

Meike Hinrichs: »Künna's Reise«
Peter Hammer Verlag, 1997, 112 Seiten, 18 DM.
Wiebke Oeser: »Bertas Boote«
Peter Hammer Verlag, 1998, 32 S., 26,80 DM.

Matthias Baerens

TAT-Orte

im Osten –
Gemeinden im öko-
logischen Wettbewerb

Auf dem platten Land im Osten sind die Arbeitslosenzahlen hoch. Wo der erste Arbeitsmarkt nur noch aus öffentlicher Verwaltung, einigen Supermärkten und der Dorfkneipe besteht, wird der zweite Arbeitsmarkt zum Normalfall. Arbeitsförderungsgesellschaften haben hier Hochkonjunktur. Wenige Macher kümmern sich um Maßnahmen, der Rest wird Teilmaßnahme. Das Arbeitsamt bestimmt – je nach aktueller Gesetzeslage und Geld aus Bonn – die Dauer, Anzahl und Bezahlung der Beschäftigten. Und außerdem gibt es ein Rotationsprinzip. Manche sehen es als großes Glück, wieder einmal zum Kreis der »förderfähigen« Geförderten zu gehören. Für andere ist ein notwendiges Übel: Es springt danach wenigstens Arbeitslosengeld und ein Jahr Ruhe vor dem Arbeitsamt heraus.

Ist das die Zukunft der Arbeit im ländlichen Raum? ABM für das Volk und die Projektleitung für die, die schon immer geleitet haben? Ganz sicher, das gibt es im Osten: Beschäftigungsgesellschaften, in denen ehemalige LPG-Vorsitzende krampfhaft die Zahl der ABM-Stellen hochhalten, um die eigene »Stammstelle« zu sichern. Sinnlose ABM-Jobs für Frau und Mann. Nur damit es halbwegs ruhig bleibt. »ABMler« fegen Laub von der einen auf die andere Straßenseite und wieder zurück. Oder sie rücken als Ketten-sägenkommandos in die Landschaft aus: Um aufzuräumen und zumeist unbeabsichtigt Naturschützer zur Verzweiflung zu bringen. Das alles ist vielleicht immer noch besser als überhaupt nichts tun. Doch daß es noch besser geht, zeigen inzwischen zahlreiche lokale Projekte im ländlichen Raum, die in den letzten Jahren »TAT-Ort« geworden sind. Sie haben einen Preis in einem Wettbewerb der Bundesstiftung Umwelt und des Deutschen Institutes für Urbanistik bekommen, an dem kein Geld hängt. Trotzdem sind sie stolz drauf. In diesem Jahr haben sich wieder über 100 Kommunen und Initiativen für die Auszeichnung beworben.



Der Wettbewerb verfolgt keine Ideologie. Es kommt drauf an, was aus dem Potential einer Region oder Kommune gemacht wird. Taten sind entscheidend, nicht Luftschlösser von Projektideen oder theoretische Konzepte für irgendwas, was mal sein soll. Was die Preisträger dieses Wettbewerbs auszeichnet ist, daß spezielle Umweltprobleme vor Ort, in unmittelbarer Umgebung aufgegriffen werden oder verhindert wird, daß sie entstehen. Oder daß mit einer Idee viele Steine in einer Gemeinde ins Rollen gebracht werden, sich wirtschaftliche und ökologische Ziele verbinden, ein funktionierendes Gemeinwesen entsteht oder wieder entsteht. Es geht um kreative Ideen und kleine, aber wirkungsvolle Lösungsansätze, die ohne große Geldspritzen umsetzbar sind und in der Zukunft realisierbar bleiben. Noch etwas ist in dem Wettbewerb ein Kriterium – offensichtlich weil dies ansonsten relativ selten geworden ist: Der ungewöhnlich ideenreiche und effektive Einsatz von Fördermitteln zur Lösung eines Problems. Wo solche Ansätze zusammen kommen, da entstehen Arbeitsplätze verschiedener Art. Nicht das Warten auf und Dauerwerben um den großen Investor bringt das Heil für die Provinz. Doch können viele kleine Investoren aus der Provinz den großen Investor vielleicht neugierig machen. Noch viel besser ist es eigentlich, wenn man ihn gar nicht braucht.

Ökologisch orientiertes Bauen: das ehemalige Gutshaus im Retzower Ortsteil Klein Dammrow wurde vom FAL e.V. in über zweijähriger Bauzeit denkmalgerecht wiederhergestellt. Jetzt dient es als Jugendbegegnungsstätte, Beherbergung und Jugendklub. Auch Tagungen und Seminare können hier abgehalten werden.

Mecklenburg-Vorpommern

Viele »TAT-Orte« sind Beispiele für die Schaffung von regionalen Arbeitsplätzen, unabhängig vom Globalisierungsdruck, unter dem große Unternehmen stehen. Ein Beispiel sind die Gemeinde Retzow und der Verein zur Förderung Angemessener Lebensverhältnisse (FAL e.V.). Retzow mit seinen 381 Einwohnern liegt im Süden Mecklenburg-Vorpommerns im Landkreis Parchim. Kennzeichnend für Retzow und die landwirtschaftlich geprägte Region südlich des Plauer Sees sind Strukturschwäche und hohe Arbeitslosigkeit. Die fünf Gemeinden Ganzlin, Gnevsdorf, Retzow, Wahlstorf und Wendisch Priborn sowie mehrere Unternehmen und Einzelpersonen engagieren sich im Verein gemeinsam für ihre Dörfer, die Menschen und die Region. »Für uns kam und kommt es darauf an, regionale Akzente gegen Arbeitslosigkeit, Resignation und sichtbaren Verfall dörflicher und sozialer Strukturen zu setzen,« erklärt Heinz Mohr, Vorsitzender des FAL e.V. Ganz anders als in vielen Orten Ostdeutschlands, haben die Gemeinden auf ihr eigenes Gewerbegebiet verzichtet. Statt dessen wurde ein gemeinsames Gewerbegebiet erschlossen. Statt des üblichen gegenseitigen Buhlens um die Investoren wurde gemeinsam um sie geworben. Der Erfolg kann sich sehen lassen: sechs Unternehmen mit 126 Mitarbeitern.

Auch mit Hilfe des zweiten Arbeitsmarktes werden unter der Regie des FAL e.V. in Projekten des Naturschutzes, der Landschaftspflege und des Tourismus, durch Umweltbildung und durch die Schaffung kultureller und dörflicher Zentren Voraussetzungen für eine zukunftsfähige Regionalentwicklung geschaffen. Aus ABM-Projekten wurden bereits mehrere eigenständige Unternehmen gegründet, die dauerhafte Arbeitsplätze einrichten konnten. Sichtbare Beispiele für das erfolgreiche Engagement aller Beteiligten sind das als eine Art Kulturscheune genutzte »Ülepüle« in Retzow, die alte Brennerei Ganzlin, das als Beherbergungsstätte und Jugendtreff ausgebauten Gutshaus Klein Dammerow und die Ziegelei Benzin.

Sachsen-Anhalt

Das »Internationale Zentrum für Innovation, Qualifizierung und Gewerbeförderung e.V.« hat seinen Sitz in dem ehemaligen Kloster St. Gertrudis in Hedersleben, einer kleinen Gemeinde mit 1863 Einwohnern in Sachsen-Anhalt. Die Konzeption des Zentrums umfaßt eine Vielzahl von ökologisch orientierten Maßnahmen, bei denen ökonomische, soziale oder entwicklungspolitische Aspekte Berücksichtigung finden. »Wiederaufbau und Wiederbelebung der riesigen Klosteranlage sind ein wichtiger Nebeneffekt des Projekts, wichtiger jedoch ist, daß die Menschen wieder beginnen, Ideen zu entwickeln, darüber zu diskutieren und vor allem sie zu realisieren,« so Dr. Harry Stolte, Vorstandsvorsitzender des Vereins. Bei der Sanierung und dem Ausbau des Klosters wurde auf die Verwendung von umweltfreundlichen Materialien geachtet, eine umweltverträgliche Abwasserentsorgung durch eine Pflanzenkläranlage realisiert sowie die Nutzung regenerativer Energien vorgesehen. Ökologisch orientierter Landbau, regionale Vermarktung landwirtschaftlicher Produkte sowie die Förderung des naturschonenden Fremdenverkehrs gehören zu den weiteren Zielen von Verein und Gemeinde. Die Bildungsarbeit und die Qualifizierungsmaßnahmen, die im Kloster durchgeführt werden, umfassen auch Projekte und Seminare, die vielfältige Maßnahmen des Umweltschutzes integrieren.



Das ehemalige Kloster St. Gertrudis im Anhaltinischen Hedersleben wurde mit Fördermitteln von Land, Bund und EU zum Internationalen Zentrum für Innovation, Qualifizierung und Gewerbeförderung e.V. Schwerpunktthemen sind Umweltschutz und Perspektiven für den ländlichen Raum.

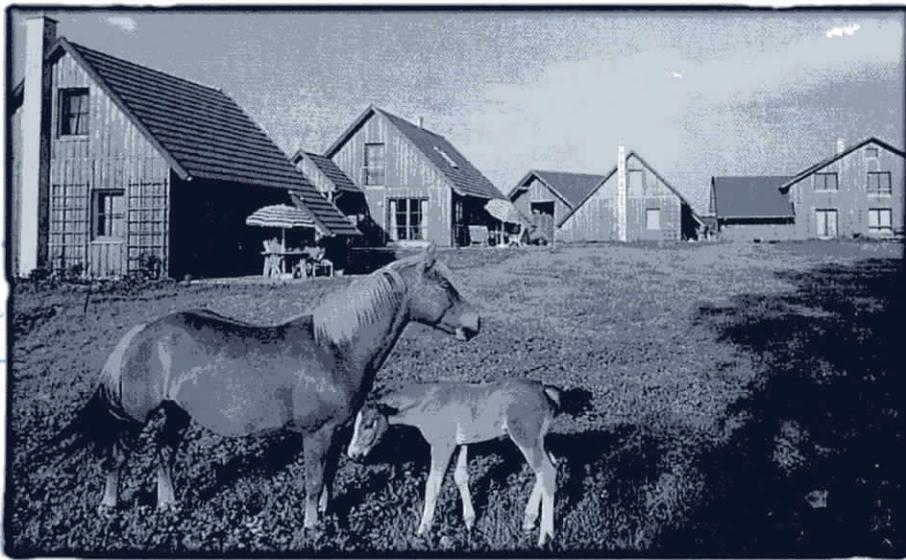


Im Thüringischen Vachdorf entstand ein Verarbeitungs- und Vermarktungskomplex für die im Werratal erzeugten Bioprodukte. Dazu gehören neben Bäckerei, Schlachthaus, Fleischerei und Brennerei eine Anlage zur Gemüseaufbereitung sowie ein Ökomarkt nebst Restaurant und Gästehaus.

Thüringen

In Thüringen zeigt ein Ökolandwirtschaftsbetrieb, daß es auch ein Leben nach der LPG gibt. »Es war Absicht und Einsicht zugleich, dem fortschreitenden Verfall von sinnhaften Agrarstrukturen zu begegnen und neue Leitbilder eines behutsamen Umgangs mit der Natur durch eine nachhaltige Landbewirtschaftung zu schaffen,« sagt Eberhard Baumann, Geschäftsführer der Ökozentrums GmbH. Das Unternehmen im Landkreis Schmalkalden-Meiningen wurde Ende 1991 gegründet. Heute ist es eines der größten deutschen Öko-Agrarunternehmen. Auf etwa 1800 Hektar Fläche im südlichen Vorland des Thüringer Waldes werden Täler, Hänge und Hochflächen nach den strengen Kriterien des Gäa-Anbauverbandes standortgerecht

bewirtschaftet. Der Geschäftsführer und sein Geschäftspartner aus Bayern schafften es, die ehemaligen Flächen der LPG zusammenzuhalten, obwohl sie an über 40 verschiedene Besitzer nach der Wende zurückgegeben wurden. Rund 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erzeugen und verarbeiten im Ökozentrums und in den Partnerunternehmen regionale Produkte von hoher Qualität. Auch das Marketing für Öko-Produkte geht neue Wege. Nicht »Öko« ist das Wichtigste, sondern der klare Hinweis darauf, daß die Produkte aus der Region und zusätzlich »öko« sind. Das neue Betriebskonzept zeichnet sich durch die Einheit von Bodennutzung, Agrarraumgestaltung sowie dörflicher und regionaler Entwicklung aus. Mit der Wiederherstellung und Neuanlage von Feldhecken, Baumreihen, Grassäumen und Streuobstwiesen



Im Brandenburger Dörfchen Zempow errichtete die Dorftourismus Zempow GbR als Bestandteil des Unternehmensverbundes »Bioland Ranch« mit finanzieller Unterstützung des Brandenburger Wirtschaftsministeriums 1996/97 eine nach ökologischen Kriterien gebaute Ferienhausanlage.

sen wird der Agrarraum wieder Lebensraum für Pflanzen und Tiere. Der neue Ökomarkt in Vachdorf verknüpft ökologische Produktion, Verarbeitung und Vermarktung mit Information und Tourismus. Das regelmäßig stattfindende Ökofest ist über Thüringen hinaus ein Besuchermagnet. Das Ökozentrum ist Triebfeder einer umweltverträglichen ländlichen Entwicklung, für die sich Unternehmen, die Gemeinden Vachdorf, Leutersdorf und Belrieth sowie Vereine und Bürgerinnen und Bürger gemeinsam einsetzen.

Sachsen: Ostritz-St. Marienthal

Auch Sachsen hat etwas zu bieten. Die Stadt Ostritz-St. Marienthal liegt zwischen Görlitz und Zittau, direkt an der Neiße, im Dreiländereck Deutschland, Polen, Tschechische Republik. Die Region war vor der Wende geprägt durch Braunkohleabbau und Energiegewinnung aus Braunkohle und wurde früher als das »Schwarze Dreieck« bezeichnet. Nach der Wende hat sich Ostritz gewissermaßen zu einem »Experten« im Bereich der Energieversorgung entwickelt: Die heutige »Energieökologische Modellstadt Ostritz-St. Marienthal« sieht eine autarke Energieversorgung auf der Grundlage regenerativer Energien vor. Die Stadt errichtete ein Biomasse-Heizkraftwerk, Solar- und Photovoltaikanlagen, einen Windpark, Wasserkraftwerke sowie eine Modellanlage zur Regenwassernutzung. Ostritz-St. Marienthal hat darüber hinaus weitere ökologische Projekte zu bieten wie beispielsweise eine Pflanzenkläranlage, den sanierten Marktplatz oder Energiesparmaßnahmen in der Schule. »Das wichtigste

an den Projekten ist, daß damit den Menschen in unserer Stadt eine neue Hoffnung, eine neue Perspektive gegeben wurde,« so Günter Vallentin, Bürgermeister der Stadt. Ein wichtiger Bestandteil der Entwicklung in Ostritz-St. Marienthal ist die Arbeit des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal. Dieses Zentrum, mit Sitz im Kloster St. Marienthal, widmet sich insbesondere der länderübergreifenden Umweltbildung und der Information über Ergebnisse und Erfahrungen in Ostritz.

Brandenburg: Bioland Ranch Zempow

In Brandenburg ist ein kleiner Ort nördlich von Berlin zum »TAT-ORT« geworden. Die 135 Einwohner zählende Gemeinde Zempow liegt im strukturschwachen Norden Brandenburgs im Landkreis Ostprignitz-Ruppin. Das landwirtschaftlich geprägte Dorf und seine Einwohner waren nach der politischen Wende besonders vom Niedergang der LPG-Strukturen betroffen. Seitdem sich im Jahr 1992 junge Landwirte ansiedelten und den Unternehmensverbund »Bioland-Ranch Zempow« gründeten, werden 850 Hektar ertragsschwacher Böden in Form extensiver Weidewirtschaft nach Bioland-Kriterien bewirtschaftet. Heute genießt Qualitätsrindfleisch aus Zempow auch über die Region hinaus einen guten Ruf. Vielfältig sind auch Zempows touristische Angebote: Ferienwohnungen in Ökohäusern und auf alten Gehöften, Reitkurse, Radfahren, Bootstouren, Wanderungen in der Umgebung und vieles mehr. Mit Veranstaltungen über ökologischen Landbau, mit Umweltbildungsangeboten,

Öffentlichkeitsarbeit, dörflicher Kommunikation und durch regionalen Erfahrungsaustausch wird in Zempow der Aufbau eines Zentrums für umweltgerechte Landentwicklung vorbereitet, in dessen Rahmen künftig verschiedene Modellvorhaben verwirklicht werden sollen. Unternehmen, Gemeinde, Vereine und Bürger verfolgen in Zempow ein gemeinsames Ziel: die zukunftsfähige Ortsentwicklung bei sinnvoller Nutzung örtlicher und regionaler Potentiale.

Kontakte zu den Projekten:

- ÖW-Ökozentrum Werratal/Thüringen GmbH Vachdorf; Eberhard Baumann, Landstraße 242, 98617 Vachdorf, Telefon 03 69 49/205 13
- Ökomarkt Werratal/Thüringen GmbH & Co. KG Vachdorf; Erich Fleckenstein, Riethweg 239, 98617 Vachdorf, Telefon 03 69 49/29 70
- Gemeinde Retzow, Bürgermeister Paul Schulz, Ganzliner Straße 13, 19395 Retzow, Telefon 03 87 37/205 82
- Verein zur Förderung Angemessener Lebensverhältnisse (FAL e.V.): Klaus Hirrich, Am Bahnhof 2, 19395 Ganzlin, Telefon 03 87 37/202 07
- Stadtverwaltung Ostritz, Bürgermeister Günter Vallentin, Markt 1, 02899 Ostritz, Telefon 03 58 23/88 40
- Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal (IBZ), Dr. Michael Schlitt, St. Marienthal 10, 02899 Ostritz, Telefon 03 58 23/800
- Internationales Zentrum für Innovation, Qualifizierung u. Gewerbeförderung e.V., Dr. Harry Stolte, Klosterstraße 1, 06458 Hedersleben, Telefon 03 94 81/813 15, E-Mail iz-kloster@t-online.de
- Unternehmensverbund »Bioland Ranch Zempow«, Dr. Wilhelm Schäkel, Birkenallee 4-10, 16837 Zempow, Telefon 03 39 23/769 15
- umLand e.V., Carola Wöhlke, Dorfstraße 14, 16837 Zempow, Telefon 03 39 23/769 15
- Bioland Ranch Zempow, Fleischerei, Graefestraße 69/70, 10967 Berlin, Telefon 030/694 33 59

Bededominante Vorreiterin oder nur Ersatzteil: Die Koedukation auf dem Prüfstand

Text und Fotos: Mißam Hoheisel

»Jungen sind neunmalklug« – so die spontane Reaktion von Marion auf die Frage, warum sie sich dafür entschieden hat, Physik in der Elften in einer reinen Mädchenklasse zu lernen. »Die sind vorlaut und wollen immer alles besser wissen«, ergänzt ihre Mitschülerin Ilka. Hier am Georg-Büchner-Gymnasium in Letter bei Hannover können die Mädchen am Ende der zehnten Klasse entscheiden, ob sie den naturwissenschaftlichen Unterricht im nächsten Jahr mit oder ohne Jungen genießen wollen. Bei Bedarf werden reine Mädchenkurse in Physik, Chemie und Informatik eingerichtet. Und Bedarf ist regelmäßig vorhanden.

Von den feministischen Urmüttern der bürgerlichen Frauenbewegung war sie noch heiß umkämpft, heute gerät sie immer mehr ins Zwielicht der patriarchalen Zuarbeit – die Koedukation. In Modellversuchen wird in naturwissenschaftlichen Fächern wieder nach Geschlecht getrennt unterrichtet, gefeiert als Erfolg der feministischen Schulforschung. Gar der Ruf nach rein monoedukativen Bildungstempeln, sprich Mädchen- bzw. Jungenschulen wird wieder laut. – Hat da jemand den Rückwärts- mit dem Vorwärtsgang verwechselt, oder wie erklärt sich diese Wiederauflage der Koedukationsdebatte?

Die Vertreterinnen der ersten Frauenbewegung kämpften vor rund 100 Jahren dafür, Mädchen den gleichen Zugang zu Bildungseinrichtungen zu verschaffen wie Jungen – ein erster Schritt, den Weg auch zu hochqualifizierten Berufen zu ebnen, zu der Teilhabe an gesellschaftlicher Macht. Zwar gab es »höhere Töchterschulen«, aber die zielten auf die »natürlich wesensmäßig« weiblichen Interessensphären ab: »Frauen brauchen gerade so viel oder so wenig Bildung, damit der Mann sich am häuslichen Herd nicht langweilt«, wie Hurrelmann rückblickend schreibt. >>





Als in den sechziger Jahren im Rahmen der Bildungsreform in der BRD das Prinzip der Koedukation, d. h. der gemeinsamen Erziehung von Mädchen und Jungen, eingeführt wurde, galt dies als der entscheidende Meilenstein auf dem Weg zu einer Demokratisierung aller Bildungschancen. Die Verwirklichung der Chancengleichheit beider Geschlechter über alle Schichten hinweg schien nicht mehr fern, auch das »katholische Arbeitermädchen vom Lande« hatte nun die Möglichkeit, sich jenseits von Kochen, Stricken und Wickeln zu verwirklichen.

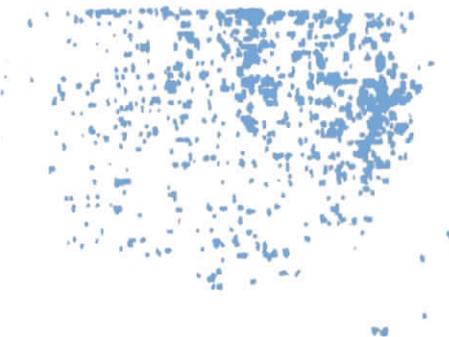
In der DDR stand die Koedukation von Anfang an auf dem Lehrplan. Die entscheidende Idee der sogenannten antifaschistisch-demokratischen Schulreform lag darin, eine Schule für alle Kinder des Volkes zu schaffen, unabhängig vom Geschlecht. Schließlich galt mit der Lösung der »sozialen Frage« auch offiziell die »Frauenfrage« als gelöst, die Gleichberechtigung als erreicht. Warum also der vehemente Ruf nach Trennung? Gelinde gesagt, mutet dies auf den ersten Blick altmodisch an, weckt Erinnerungen an überholte Moralvorstellungen, die den gemeinsamen Unterricht von Weiblein und Männlein als unsittlich verdammen. Doch nicht nur von katholischer Seite, auch von Feministinnen wird die Forderung nach Separation erhoben, wenn auch mit anderer Motivation. Die Women's Colleges der USA werden als Kaderschmieden von weiblichen Karrieren angeführt, berühmte Absolventinnen sind zum Beispiel Madeleine Albright und Hillary Clinton. Auch wenn nur etwa 4% der Studentinnen ein Frauencollege besuchen, sind doch circa 30% der weiblichen Führungskräfte Absolventinnen gerade solcher Einrichtungen.

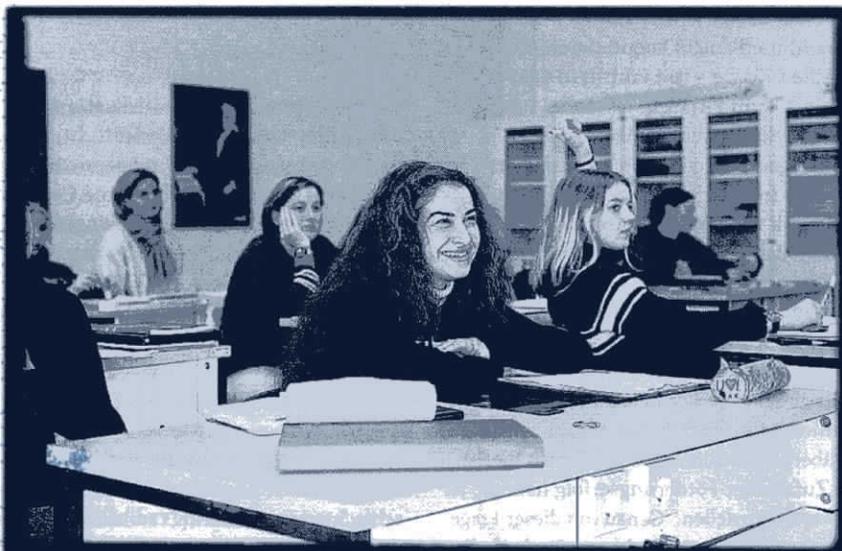
Auch im Georg-Büchner Gymnasium in Letter wird ohne männliche Schützenhilfe der Beschleunigung zu Leibe gerückt, erfolgreich wird sie in Einzelaspekte zerlegt und unter die Lupe genommen. Positiv und negativ kann sie sein, in welchem Zusammenhang steht sie zu Kraft und Energie? Was hat es mit der Beschleunigung im Weltall auf sich?, möchte Susanne wissen. Da es dort keine Schwerkraft und Reibung gibt, müßten sich einmal beschleunigte Körper doch immer weiter bewegen. Oder? Geduldig bringt Herr Wegener seine Schülerinnen dazu, ihre Argumente weiterzudenken und Implikationen gegeneinander abzuwägen. Eine »Gebrauchsanweisung für die Formel« wird gesucht, Abstraktes in Worte gepackt und durch Veranschaulichen verständlich gemacht.

Kritisch wird die heute praktizierte Koedukation mitunter als bloße Koinstruktion charakterisiert: Das parallele Unterrichten von Mädchen und Jungen zur gleichen Zeit im gleichen Raum garantiert zwar eine Umsetzung auf formaler Ebene, die aber Hand in Hand mit diskreter Diskriminierung gehe. Das gemeinsame Lernen produziere »Geschlechterreviere des Wissens«. Die Aufteilung, wer auf welchem Gebiet bewandert sein soll, fällt nicht schwer: Jungen werden als Koryphäen auf dem naturwissenschaftlich-mathematischen Sektor gehandelt, Mädchen wird die Oberhand in den »Laberfächern« zugestanden, Sprachen und Geisteswissenschaften. Klischees von vorgestern. Aber in der späteren Berufsorientierung schlagen sich diese Stereotype knallhart nieder: In den technisch-ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen müssen Frauen mit der Lupe gesucht werden, während sie sich in den philologischen und sozialwissenschaftlichen Fächern auf den Füßen herumtrampeln. Frappierend ist dabei, daß es sich um keine gleichwertige Differenz handelt, sondern die Unterschiede schlagen sich in Berufsaussichten, Gehaltsniveau und Karrierebiographien nieder. Bei der Feststellung, daß auch die Erwerbsarbeit geschlechterhierarchisch strukturiert ist, handelt es sich wahrhaft um keine neue Erkenntnis.

Herr Wegener kann bereits auf eine lange Schullaufbahn zurückblicken. Damals in den Sechzigern, als er als junger Physiklehrer in einem Mädchengymnasium angefangen hat, war es für ihn selbstverständlich, auf sehr anspruchsvoller Ebene mit Mädchen im naturwissenschaftlichen Unterricht zusammenzuarbeiten. Als dann die Jungen kamen, zogen sich die Mädchen immer mehr zurück. Zahlenmäßig wie auch in der Selbsteinschätzung: »Das kann ich eh' nicht.« Auch sein eigenes Verhalten habe sich verändert, so Wegener. Die Jungen hätten schon mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und manchmal habe er sich dabei ertappt, bei einfachen Fragen ... – Genau, ein Mädchen aufzurufen. Was Wegener aus seiner Erfahrung beschreibt, wird in der feministischen Schulforschung auch als »heimlicher Lehrplan« beschrieben. Eingeführt wurde der Begriff im bundesdeutschen Kontext bereits 1973 von Zinnecker, wirklich aufgeflammt ist die kritische Diskussion erst Anfang der Achtziger. Gemeint ist die nicht geplante, inoffizielle Seite des Schulalltags: Trotz offizieller Gleichberechtigungsbekundigungen werden Geschlechterstereotype tradiert, spricht die gesellschaftliche Vorrangstellung des männlichen Geschlechts und die Zweit-rangigkeit des weiblichen werden reproduziert, Geschlechterhierarchien verfestigt.

Die Hauptkritikpunkte, die gegen Koedukation und den ihr immanenten heimlichen Lehrplan erhoben werden, lesen sich wie ein Schauer Märchen: Jungen dominieren das Unterrichtsgeschehen. Sie beanspruchen die Aufmerksamkeit der Lehrpersonen (und erhalten sie auch größtenteils), beginnen zu stören, wenn diese Mädchen zugewandt ist. Weil die LehrerInnen erwarten, daß Jungen weniger konzentriert sind und motorisch unruhiger, stellen sie sich darauf ein und achten mehr auf Jungen. Solche sich selbst





erfüllende Prophezeiungen stoßen auch den Kreislauf hausgemachter Disziplinverstöße in Gang: Jungen haben gelernt, daß sie für Störungen belohnt werden, indem der Unterricht in Texten und Themen besonders auf sie zugeschnitten wird, um so ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen und die Disziplin aufrechterhalten zu können. Ursache hierfür sind vor allem die unbewußten geschlechtsstereotypen Vorstellungen und Verhaltensmuster der LehrerInnen, die sich in den schulischen Interaktionen in der gerade skizzierten Weise niederschlagen. Auch Schulbücher sind noch oft sexistisch. Sie ignorieren oder vernachlässigen die Leistungen von Frauen und betonen die Überlegenheit von Männern. Damit werden Mädchen kaum attraktive Identifikationsmöglichkeiten geboten, sie lernen wenig über kluge, mächtige, erfolgreiche Frauen. Auch die hausinternen Hierarchien der Schulen bieten wenig Anknüpfungspunkte: In den oberen Rängen sind Frauen unterrepräsentiert, wie auch sonst in Politik, Kunst und Kultur, in den Medien und der Wissenschaft. In der Sprache sind Frauen meistens unsichtbar und werden unter männlichen Formen sumiert.

In der DDR Schulforschung gab es den Begriff »heimlicher Lehrplan« nicht, dennoch gab es die eben beschriebene Phänomene, wie Forschungen der Potsdamer Uni belegen. Die geschlechtsneutrale Sicht könnte gerade bedeuten, daß keine Sensibilisierung der Lehrenden für die hierarchische Kategorie Geschlecht vorlag. Was also tun angesichts dieser Schreckensmeldungen? Schnell wurde die Forderung nach einer erneuten Trennung der Geschlechter laut. Wenn das koedukative System die erhoffte Chancengleichheit auf inhaltlich-qualitativer Ebene nicht einlösen kann, muß halt wieder getrennt werden. Die Forderungen reichen von dem zeitweisen Unterricht in geschlechtshomogenen Gruppen – besonders in naturwissenschaftlichen Fächern – bis hin zu einem Revival der reinen Mädchenschulen. »Unter sich« könne besser auf weibliche Interessen eingegangen werden, Mädchen falle es so leichter, ihre Fähigkeiten zur Geltung zu bringen, Selbstbewußtsein hinsichtlich des eigenen Könnens zu entwickeln. Weil nicht die Notwendigkeit besteht, sich ständig vom anderen Geschlecht abzugrenzen, wird die Möglichkeit geschaffen, sich jenseits des Korsetts geschlechtsstereotyper Verhaltenszuschreibungen zu bewegen. Kurz gesagt: Die Mädchenschule wird als Ort unbehinderter Entwicklungsmöglichkeiten begriffen, an dem sich weibliches Selbstbewußtsein und auch »untypische« Interessen entfalten können. >>

»Das habt ihr herausgefunden« lobt Wegener seine Schülerinnen, nachdem gleichförmige Beschleunigung als Steigung im Geschwindigkeits-Zeit-Diagramm geoutet worden ist. Mit der ohne Vorwarnung aus dem Ärmel geschüttelten Hausaufgabe, in einem Kurzvortrag das gerade Herausgefundene auf Geschwindigkeit zu übertragen, kann er niemanden so recht aus der Ruhe bringen. Ihm es ist wichtig, seine Schülerinnen in ihrer positiven Selbsteinschätzung zu stärken, damit sie stolz sagen »Wir können Physik«. Vorerst geht Marion aber noch mit dem Kommentar »das ist ja eh' wieder falsch« zur Tafel, und was sie dort auf das Beschleunigungs-Zeit-Diagramm aufträgt, ist auch prompt falsch. Zum Lachen findet das aber niemand, und nachdem sie an ihre eigene Erkenntnis erinnert worden ist, daß bei konstanter Geschwindigkeit gar keine Beschleunigung herrscht, kann Marion das auch problemlos an die Tafel bringen.

Wenn es nach Herrn Wegener ginge, müßte bereits in der Mittelstufe getrennt werden, am besten gleich mit Beginn des Physikunterrichts. Durch den Unterricht in einer geschlechtshomogenen Gruppe mit Selbstvertrauen gewappnet, sei es für Mädchen leichter, sich später durchzusetzen. Bzw. auch ihm als Lehrer falle es leichter, Interesse zu fördern und zu erhalten. Auch wenn es sich bei Herrn Wegener immerhin um den Schulleiter des Georg-Büchner-Gymnasiums handelt, kann er seine Vorstellungen nicht umsetzen. Dies hat ganz pragmatische Gründe: Es sind nicht genügend Ressourcen vorhanden, schlichter gesagt sind für eine doppelte Unterrichtsbelastung einfach keine LehrerInnen da. Und die kostenneutrale Lösung, zwei Parallelklassen zeitgleich zu unterrichten, läßt sich aufgrund

der schon höchst komplizierten Stundenplanarithmetik nicht koordinieren. Erst in der elften Klasse – mit Eintritt in das Kursystem – kann Physik in reinen Mädchenkursen realisiert werden. Aber da sei es im Grunde genommen schon zu spät. Herr Wegener freut sich über jede Schülerin, die Physik nach der Elften nicht abwählt, sondern dabei bleibt. Ob die Leistungen oder Zensuren sich verbessern würden, vermag er nicht zu beurteilen. Ihm fehlt der Vergleich, nicht alle Schülerinnen kennt er bereits aus der Mittelstufe. Aber im Physik-Leistungskurs seien dieses Jahr vier Mädchen, bei 16 TeilnehmerInnen sind das immerhin 25%, das sei überproportional viel. Ob es sich hierbei um Zufall oder Förderungserfolg handelt, ist schwer festzustellen. Genau mit dieser Frage befassen sich eine Vielzahl von Studien, die allerdings auch eine Vielzahl von Antworten geben. Teilweise wird festgestellt, daß sich überproportional Mädchen aus monoedukativen Schulen in technischen Berufen und Studiengängen wiederfinden, teilweise kann kein Unterschied in der Berufsorientierung konstatiert werden.

Physik weiter machen werden die meisten nach der Elften wohl nicht, nur Marion plant, sogar den Physik-Leistungskurs zu belegen, was ihr entsetzte Blicke ihrer Mitschülerinnen beschert. Hinsichtlich der Frage, ob die mündliche Beteiligung wohl gestiegen ist oder nicht, kommen die jungen Frauen zu keinem Konsens. Adina meint, daß sich auch mehr Mädchen am Unterricht beteiligen, die ansonsten schweigen. Von der Struktur her sieht Marion keinen Unterschied: Es hätten sich sehr schnell »Ersatzteile« gefunden, d. h. einige wenige rededominante Vorreiterinnen, die das Unterrichtsgeschehen beherrschen würden – wie sonst die Jungen.

Lösungen des koedukativen Dilemmas scheinen doch nicht so simpel zu sein wie erhofft. »Sein oder nicht Sein« genügt hier nicht als Frage, viel zu komplex und vielschichtig ist die Problematik. Denn nicht nur gegen den gemeinsamen, auch gegen den getrennten Unterricht sprechen zahlreiche Argumente. Wird Mädchen nicht ein Schonraum zur Verfügung gestellt, der vollkommen unrealistisch ist? Wie sollen sie lernen, sich auch gegen Männer durchzusetzen? Problematisch könnte sich auch auswirken, daß Frauen noch immer der Makel des Schlechten anhängt. Aus dieser Sichtweise stellt sich Unterricht in geschlechtshomogenen Gruppen als Nachhilfe für defizitäre Mädchen dar, die mit den Jungen sowieso nicht mithalten können.

Bisweilen erinnert die Diskussion, ob nun getrennt werden soll oder nicht, an einen Drahtseilakt. Sie ist im Spannungsfeld zwischen Gleichheitspostulat und Geschlechterdifferenz anzusiedeln. Forderungen danach, »weibliche Zugangsweisen« zu den Naturwissenschaften, »weibliche Fähigkeiten und Qualitäten« zu berücksichtigen, werfen entscheidende methodische Probleme auf: Denn ForscherInnen, die aus der Differenz heraus argumentieren, laufen Gefahr, Zuschreibungen zu reproduzieren und dadurch Hierarchien zu verfestigen, statt sie aufzubrechen. Nach Angelika Wetterer ist die Geschlechterseparation die radikalste Form der sozialen Konstruktion von Geschlechterdifferenz. Unterricht in geschlechtshomogenen Gruppen führe zu einer »Neudramatisierung« von Differenzen. Damit legt sie den Finger auf einen wunden Punkt, Forderungen nach Separation basieren auf einem Paradoxon: Aufgrund ihres Geschlechts schließen sich Mädchen zusammen, um Unterschiede zwischen den Geschlechtern abzubauen.

Was aber denken Mädchen und Jungen, wollen sie allein unterrichtet werden oder nicht? Bei den Schülerinnen am Georg-Büchner-Gymnasium gehen die Meinungen weit auseinander: Freiwillig würde Nadine sich nicht wieder für Kurse ohne Jungen entscheiden. Auch wenn die anderen Mädchen alle ganz nett sind, mit Jungen sei doch einfach mehr los, Schule sei dann nicht so langweilig. Und überhaupt, sie sei nur in diesem Kurs, weil kein anderer in ihren Stundenplan gepaßt hätte. Adina und Daniela sitzen durchaus mit Absicht in dieser Mädchenklasse, fühlen sich aber unterfordert. Sie haben Angst, nicht genug zu lernen. Ihr früherer Lehrer hat den Stoff, den sie nun in einer Stunde behandeln, in einer Viertelstunde abgehandelt. Herr Wegener läßt sich Zeit und wartet, bis jede den Stoff verstanden hat. Katja würde sich wieder für einen getrennten Unterricht entscheiden. Auch Informatik wird ihr ohne Anwesenheit von Jungen nahegebracht, was sie als sehr angenehm empfindet, weil gerade dort viele Schüler nach vorne preschen und alles an sich reißen, auch weil sie schon viel mehr Ahnung haben. Als »Schonraum« möchte sie den Unterricht in Mädchenkursen aber nicht verstehen, genauso wenig wie die anderen Schülerinnen. Aber eine Schule ganz ohne Jungen kann sie sich nicht vorstellen, da könnte sie ja gleich aufs Mädchengymnasium gehen.

Marianne Horstkemper und Hannelore Faulstich-Wieland haben 1995 in einem Forschungsprojekt untersucht, wie sich die Koedukation aus Mädchen- und Jungensicht darstellt. Etwa 1700 SchülerInnen an mono- und koedukativen Bildungseinrichtungen wurden gebeten, in Aufsätzen zunächst den eigenen Schulalltag zu beschreiben, um dann zu schildern, wie sie sich Schule jeweils entgegengesetzt vorstellen würden. Vermutungen, daß sich an geschlechtsgetrennten Schulen tendenziös androgyne Verhaltensmuster finden könnten, wurden dabei enttäuscht. Im Gegenteil, gerade SchülerInnen monoedukativer Gymnasien fielen durch Statements auf, die darauf schließen lassen, daß Geschlechterverhältnisse reproduziert und nicht transformiert werden. »... vor allem Fächer wie Deutsch, Musik und Kunst (würden) nicht mit der nötigen Müße oder der Bereitschaft, sich auf ein im Prinzip ohne handfestes Ergebnis bleibendes Thema einzulassen, behandelt ...«, aus dem Grund, daß Jungen normalerweise keine ›Ader‹ für diese Dinge haben«. So eine Elftklässlerin, Schülerin eines Mädchengymnasiums. Das Lernen in reinen Mädchenklassen wird als Schutzraum vor den vermeintlich hohen Fähigkeiten der Jungen verstanden, besonders im naturwissenschaftlichen Bereich.

Mädchen, die an koedukativen Schulen tagtäglich mit ihren »brillianten« Mitschülern konfrontiert sind, neigen eher dazu, die Herren von den Podesten zu holen und deren Potentiale realitätsnah einzuschätzen. Bei ihnen ist eine eher transformierende als reproduzierende Wahrnehmung festzustellen. O-Ton einer Siebtklässlerin: »Ich meine, daß die Jungen in den Fächern, wo sie uns angeblich überlegen sind, auch nicht viel mehr wissen. Ich glaube, daß dies auch ein wenig von den Lehrern abhängt. Vielleicht lassen diese sich von den Vorurteilen beeindrucken und meinen, daß man die Jungen, z.B. in Physik, die Versuche machen läßt und dadurch fühlen sich die Jungen den Mädchen überlegen.« An die Adresse der LehrerInnen wird mitunter sehr dezidierte Kritik gerichtet: »Und in Physik gibt es immer noch Lehrer, die die bescheuerte Ansicht teilen, Mädchen wären unfähig, richtig zu kapiern und zu arbeiten.«

Genau dort, bei den LehrerInnen setzt ein Konzept an, daß als »Reflexive Koedukation« bezeichnet wird. Prinzipiell wird am gemeinsamen Unterricht festgehalten, wenn auch durchaus mal zeitweise getrennt werden kann. Entscheidend ist, LehrerInnen für ihre eigenen geschlechterstereotypen Vorstellungen zu sensibilisieren, eigene Verhaltensmuster zu reflektieren, sprich sich bewußt zu machen. Schließlich sind auch LehrerInnen keine geschlechtslosen Wesen, die an der Garderobe ihr Frau- bzw. Mannsein ablegen. Auch sie blicken durch die Brille der »symbolischen Zweigeschlechtlichkeit«, was sich in den schulischen Interaktionen niederschlägt. Mädchen werden anders als Jungen wahrgenommen, es werden andere Bewertungsmaßstäbe angelegt. Deshalb ist der zunächst Knackpunkt, Ungleichbehandlungen, wie sie durch den heimlichen Lehrplan aufgedeckt wurden, sichtbar zu machen. – Diese Reflexion von Geschlechterstereotypen ist selbstverständlich nicht nur für LehrerInnen, sondern auch für SchülerInnen sinnvoll. An verschiedenen Schulen hat es Projekte gegeben, in denen gemeinsam darüber nachgedacht wurde, was denn nun typisch für Mädchen sei und was für Jungen. In Mädchenprojekttagen kann gezielt daran gearbeitet werden, das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu stärken, auch Selbstverteidigung könnte in das schulische Curriculum aufgenommen werden. Die GEW hat als Anspruch an eine koedukative Erziehung bereits 1989 gefordert, die heutige Unterrichtspraxis in überzeugender Weise zu einer emanzipatorischen Mädchen- und Jungenförderung weiterzuentwickeln, die einen Beitrag dazu leisten soll, geschlechtsspezifische Rollenfixierungen und Benachteiligungen abzubauen. Hehre Ziele.

Auch wenn Mädchen die leisen Verliererinnen der Koedukation sind, heißt das noch nicht, daß Jungen die lauten Gewinner sind. Durch den starken Erfolgsdruck und die Erwartung, heldenhaft männlich stark zu sein, würden auch »Kleine Helden in Not« geraten. – Eine erneute Trennung wird hier kritisch gesehen: Wie sollen denn Jungen ohne Mädchen lernen, wie sie auf egalitärer und partnerschaftlicher Basis miteinander umgehen können? Astrid Kaiser hat den Begriff der »geschlechtskompensatorischen Erziehung« eingeführt, durch die das, was bislang bei der Erziehung vernachlässigt wurde, ausgeglichen werden soll. So könnte eine Haushaltsdidaktik für Jungen und eine Berufsdidaktik für Mädchen entwickelt werden, die tradierten Rollenzuschreibungen entgegenwirken sollen.

Wie auch immer eine reflektierte Koedukation im Einzelnen aussehen könnte, eines ist den verschiedenen Überlegungen gemein: Es werden immens hohe Ansprüche an die Lehrenden gestellt. Engagement ist gefragt, und vor allem die Bereitschaft, sich mit eigenen Klischees, Verhaltensweisen und der eigenen Geschlechtsidentität auseinanderzusetzen. Das geht tief, fordert viel. Und klingt im Moment noch mehr nach Märchenstunde als nach bundesdeutscher Realität. Eins sollte aber nicht vergessen werden: Bildungseinrichtungen schweben nicht im luftleeren Raum. Schulen, SchülerInnen und LehrerInnen sind Teil einer patriarchal strukturierten Gesellschaft. Zu glauben, daß sich allein durch Erziehung hierarchische Geschlechterverhältnisse in gleichberechtigte umwandeln lassen, bleibt ein frommer Wunsch.

Sabine Rietz

Journalismus mit Kopf, Herz und Hand

Aus dem Innenleben der Evangelischen Journalistenschule

Fragt mich jemand nach meiner beruflichen Situation, dann sage ich »ich gehe auf eine Journalistenschule«. Das evangelisch lasse ich meistens weg. Evangelisch klingt doch irgendwie nach verstaubtem Gemeindehaus, nach ganz viel Bibel oder mindestens gemeinsamem Singen im Kreis zur Gitarre. Dabei gibt es einen Teil der evangelischen Kirche, der vielleicht weniger bekannt, dafür aber sehr modern und sehr wenig fromm ist. Und dazu gehört sicherlich die journalistische Ausbildung.

Mitten in Berlin leistet sich die Kirche seit vier Jahren eine Journalistenschule, in der sie 16 jungen Frauen und Männern fast zwei Jahre lang eine Vollzeitausbildung bietet. Ein Luxus, der die Kirche jährlich ungefähr eine halbe Millionen Mark kostet. Dabei sollen daraus noch nicht einmal Redakteure für »Glaube und Heimat« oder andere Kirchenzeitungen werden. Nein, die Kirche will in der heutigen komplizierten Medienwelt etwas zum qualifizierten Journalismus beisteuern. Einfach so. Oder doch nicht? Die Verbindung zwischen Evangelischer Kirche und Journalismus hat eine Tradition.

Nach dem zweiten Weltkrieg setzten sich im Westen Deutschlands christlich engagierte Journalisten zusammen und beschloßen, etwas dafür zu tun, daß es so etwas wie die »Gleichschaltung« der Presse im Nationalsozialismus nicht wieder gibt. Sie gründeten eine evangelische Aus- und Weiterbildung für Journalistinnen und Journalisten, die Christliche Presseakademie, heute evangelische Medienakademie. Sie bietet mehrwöchige Kurse an, sowohl für journalistische Anfänger als auch für Journalistinnen und Journalisten mit langer Berufserfahrung. Vor vier Jahren hat sie sich um die evangelische Journalistenschule erweitert. Der zweite Jahrgang steht kurz vor Ende der Ausbildung. Die Schülerinnen und Schüler sollen innerhalb von 22 Monaten zu fachlich kompetenten Journalistinnen und Journalisten ausgebildet werden, die ihre Arbeit ethisch reflektieren. Ein hehrer Grundsatz –und wie sieht die Praxis aus?

Der reguläre Schultag beginnt um neun. Punkt neun. Dann beginnt das Morgenritual: Abwechselnd liest jede oder jeder mal aus einem Gedichtband oder aus der Zeitung vor. Wahlweise kann es auch eine gemeinsame Atemübung sein. Der Rest des Tages ist dann ganz unevangelisch, es geht ums Handwerk. Nehmen wir an, heute geht es um das Schreiben eines Berichts. Die Referentin, in diesem Fall eine Journalistin aus Bayern, legt Beispiele auf den Tisch. Berichte aus Tageszeitungen, gute und schlechte Beispiele, die sie analysieren läßt. Das können wir doch viel besser, denken wir uns und bekommen eine eigene Aufgabe: Schreiben Sie einen Bericht über ein selbst gewähltes Thema. Die Klasse teilt sich, die einen gehen zum Interview, die anderen setzen sich ans Telefon. Morgen früh ist Abgabetermin, danach das böse Erwachen: Alle Fehler, die wir am Vortag besprochen, sind doch wieder aufgetaucht. Das Thema wird erst im letzten Satz genannt, es gibt viel zu viele böse Adjektive und wenig schöne Verben. Alle lesen auch die Texte der anderen und nehmen sie gehörig auseinander. Und gleichzeitig geht es darum, die Frage nach der Wirkung zu stellen, nach dem Umgang mit den Menschen, die zu Haupt- und Nebenfiguren in unseren Geschichten werden. Also um die journalistische Ethik.

Denn gerade weil die Schule eine evangelische Schule ist, reicht es ihr nicht, das journalistische Handwerk zu lehren. Sie hat sich noch viele andere Ziele auf die Fahnen geschrieben, die sie von anderen Schulen unterscheidet: »Zuversicht und Zivilcourage, Kompetenz und Charakter, Geradlinigkeit und Glaubwürdigkeit und menschliches Maß« (Imme de Haen, Schulleiterin, bei der Eröffnungsrede 1995). Oder anders ausgedrückt: »Es geht um Journalismus mit Kopf, Herz und Hand«. Also gibt es abends immer noch ein wenig Bildung dazu. Zweimal wöchentlich hält ein Gast aus Medien, Politik oder Gesellschaft einen Vortrag. Alexander Osang über seinen Umgang mit den Menschen, Wolfgang Huber über den Zustand der Kirche in Berlin und Brandenburg oder Ernst Benda

über sein Leben als Innenminister, Verfassungsrichter und Medienratsvorsitzender. Es gibt ein Reflexionswochenende, Vorträge über Rassismus in den Medien. Und nicht zuletzt die Reisen nach Genf, Brüssel und in ein osteuropäisches Land. In diesem Jahrgang die Reise nach Rumänien. Doch nicht zum Vergnügen. Alle dachten sich vorher ein Thema aus, um dort dafür zu recherchieren und daraus die Abschlusarbeit zu machen. Wahlweise einen Text oder eine Hörfunksendung. Es gab von Homosexualität über Securitate bis zu Hilfsprojekten sehr unterschiedliche Themen, an denen wir uns in Rumänien dann oftmals die Zähne ausbissen.

Der Blick nach Osten ist der Schule sehr wichtig. Darum sitzt die Schule im Ostteil Berlins und nicht in Frankfurt am Main, wie die Evangelische Medienakademie. Darum sollen möglichst die Hälfte aller Schülerinnen und Schüler aus dem Osten kommen, darum wird eine Reise nach Osteuropa unternommen. Mit dem Ost-West-Austausch innerhalb der Schule hapert es allerdings. Im laufenden Jahrgang sind nur zwei von 16 aus den neuen Bundesländern, der Rest kommt aus dem Westen. »Wir haben immer verstärkt im Osten geworben«, sagt Imme de Haen. Und dennoch bewarben sich für die Ausbildung nur zehn Prozent aus der ehemaligen DDR. Die Schulleiterin vermutet, daß das ausbleibende Interesse auch finanzielle Gründe hat. Zwar muß man kein Schulgeld bezahlen, aber ein Stipendium für den Lebensunterhalt kann nicht fest zugesagt werden und ist eher mager. Im jetzigen Jahrgang bekommt jeder 800 Mark im Monat. Wenn es keine Ersparnisse oder zahlungsfähige Eltern gibt, dann ist die Ausbildung kaum zu überstehen. Denn nebenbei zu arbeiten ist bei Anwesenheitspflicht und einer 50 Stunden-Woche so gut wie ausgeschlossen. »Und das evangelisch kann auch noch eine Hürde sein«, sagt Imme de Haen mit Blick auf den geringen Bevölkerungsanteil, der hier mit christlichem Hintergrund aufgewachsen ist. Evangelisch zu sein oder überhaupt einer Kirche anzugehören, ist jedoch keine unbedingte Voraussetzung, um in die Schule aufgenommen zu werden. Das Ungleichgewicht in der Schule hat den Nachteil, daß im Alltag, wenn es auf Erfahrungen aus der ehemaligen DDR ankommt, sich alle Blicke auf die zwei aus dem Osten richten, »jetzt erzählt uns mal was«. Die westliche Perspektive gilt dagegen als das »Normale«.



Nicht normal, zumindest im Vergleich zu anderen Journalistenschulen, ist der hohe Frauenanteil. Elf Frauen und fünf Männer sind im derzeitigen Jahrgang. Eine Situation, in der sich zumindest aus Frauensicht gut arbeiten läßt. Ein Grund vielleicht auch dafür, daß die Konkurrenz in der Schule moderat geblieben ist. Und das, obwohl wir uns doch potentiell auf dem gleichen schwierigen Arbeitsmarkt behaupten müssen. Ein anderer Grund für die angenehme Arbeitsatmosphäre könnte sein, daß die Evangelische Journalistenschule nicht nur geradlinigen Karrieremenschen eine Chance bietet. Ebenfalls anders als an anderen Journalistenschulen liegt die Altersgrenze entgegen jedem Trend bei 35 Jahren. Das ist eine Einladung an Quereinsteiger, die nicht schon mit dem 14. Lebensjahr wußten, daß sie Journalisten werden wollen. Voraussetzung ist außerdem eine abgeschlossene Ausbildung oder ein abgeschlossenes Studium. In diesem Jahrgang sind es auffallend viele Politologinnen, Germanistinnen oder Historiker. Drei haben Theologie studiert, wobei der eine zuvor Landwirt, der andere Bankkaufmann war.

Während der 22 Monate Ausbildungszeit wechseln sich Schulphasen und Praktikumszeiten ab. Acht Wochen Schule, drei Monate Praktikum, dann wieder acht Wochen Schule. Es gibt vier Praktika, die zumeist von der Schule organisiert werden. Zweimal Zeitung, einmal Hörfunk und zuletzt ein Fernsehpraktikum. Davor werden die Grundlagen des jeweiligen Mediums gelehrt, so daß jeder und

jede mit dem notwendigsten Handwerkszeug in die Praktika geht. Das bietet Gelegenheit, herauszufinden, in welchem Medium die eigene berufliche Zukunft liegen könnte. In einem Ausbildungsteil geht es auch darum, ein Grundwissen über die Kirche zu bekommen. Kombiniert mit dem Schreiben von längeren Texten, wie Reportagen und Porträts. Zum Beispiel fuhr jede und jeder drei Tage in eine Kirchengemeinde aufs Land und brachte von dort eine Reportage mit. In dieser Zeit kommen auch Bischöfe, Landpfarrer oder Kirchenfunkredakteure in die Schule, um uns mit ihren Vorträgen in Kirchenfragen etwas kompetenter zu machen.

Diese Kompetenz konnten wir dann in einer taz-Beilage zum Thema »Kirche in Berlin« unter Beweis stellen. In Zusammenarbeit mit der Berliner Tageszeitung stellten wir eine Beilage her, die von der Überschrift über die Themen bis zum Layout unser eigenes Werk war. Auch nach den anderen Schulphasen gab es jeweils diese Höhepunkte. Wir schrieben eine Wochenzeitung, produzierten ein Hörfunkmagazin und einen kurzen Dokumentarfilm. Unveröffentlichte Werke, in denen viel Herzblut steckt, und an denen die harte Realität nachgestellt werden konnte.

Sehr schwierig ist es, und da ist die Schule sehr wenig evangelisch, die Ausbildung mit einem Kind zu überstehen. Die einzige Mitschülerin, die es in diesem Jahrgang gewagt hat, mußte nicht selten abends um neun Uhr, wenn der 12 Stunden-Tag vorbei war, in aller Hektik losstürzen, um ihr Kind wenigstens

noch selbst ins Bett zu bringen. Auch für sie waren alle Termine gleich Pflicht, denn Kinder werden nicht mitgedacht.

Wie im richtigen Leben, auf das die Evangelische Journalistenschule schließlich vorbereitet. Ein Teil der guten Vorbereitung sind sicherlich die vielen praktischen Übungen. Doch sehr wichtig sind auch die persönlichen Kontakte. Im Laufe der fast zweijährigen Ausbildung kommen viele namhafte Journalistinnen und Journalisten in die Schule, die für uns als Ansprechpartner über das ganze Land verteilt in den verschiedenen Redaktionen sitzen. Jetzt, kurz bevor wir als Journalistinnen und Journalisten ins Berufsleben einsteigen, gibt es die unterschiedlichsten Strategien, die Zukunft zu planen. Eine Schülerin ist bereits auf einer Stelle beim WDR gelandet, andere wollen lieber ganz frei arbeiten und ihre Texte oder Radiostücke an verschiedene Redaktionen verkaufen. Die Bewerbungen laufen auf Hochtouren, meistens hat man da gute Chancen, wo man bereits das Praktikum gemacht hat.

Und trotz der offensichtlich guten Ausbildung und all den wichtigen Zielen der Schule ist das Projekt in der Evangelischen Kirche nicht unumstritten. Manche finden sie nicht fromm genug und angesichts der Finanznot zu weit von den eigentlichen Aufgaben der Kirche entfernt. Andere meinen, daß sich die Kirche nicht hinter Kirchenmauern verstecken darf und sich einmischen muß, und daß die Journalistenschule dafür sehr wichtig wäre. Und trotz aller Streitigkeiten und knapper Kalkulationen, die Zukunft ist gesichert. Der nächste Jahrgang ist schon ausgewählt und startet im März 1999.

*Kontakt: Evangelische Journalistenschule,
Auguststraße 80, 10117 Berlin,
Fon: 030 / 28 39 51 94*

*Der nächste Ausbildungsgang beginnt 2001.
Bewerbungsunterlagen können ab Mai 2000
angefordert werden.*



Martina Schröder

Brustkrebs ist keine Privatangelegenheit

Auch in Deutschland gilt der Monat Oktober seit einigen Jahren als Brustkrebs-Aktionsmonat. Zu lange Zeit war es in Deutschland ein Tabu, über Brustkrebs und dessen Ausmaße öffentlich zu sprechen. Betroffene mußten allein oder in Selbsthilfegruppen mit ihrer Situation fertig werden – am 24. 10. diesen Jahres fanden erstmals bundesweite Aktionen statt.

An diesem Tag schlugen erstmals Betroffenenengruppen, Frauengesundheitszentren, Beratungsstellen und die Berliner Krebsgesellschaft gemeinsam Alarm. Seit den letzten Jahren steigt die Anzahl der Erkrankten kontinuierlich an. Zunehmend scheinen jüngere Frauen betroffen. Europaweit ist die Haupttodesursache der 35 bis 64 jährigen Brustkrebs und seine Folgen. In Deutschland erkrankten 1998 ca. 43.000 Frauen an Brustkrebs. 600–700.000 leben zur Zeit mit dieser Krankheit. Genaue Angaben gibt es nicht, denn die Einrichtung eines Krebsregisters für ganz Deutschland und damit genaue Erkenntnisse, wer betroffen ist, war bisher nicht durchsetzbar. Dies war in der DDR anders, dort gab es ein Krebsregister. Ein Vergleich der Betroffenheit in Ost- und Westberlin zeigt das Dilemma. Die Senatsverwaltung für Gesundheit berichtet 1995, daß die Sterberate der 25 bis 64jährigen in Ostberlin 1983 noch 33 % unter der in Westberlin lag. 1992 waren es nur noch 18%. Hier könnte die Forschung wertvolle Arbeit leisten und mehr über die Krankheitsentstehung erfahren. Aber niemand forscht nach den Ursachen dieses rapiden Anstiegs!

Vor 20 Jahren war in Deutschland noch jede 18. Frau betroffen, jetzt ist es mindestens jede 10. und die Kurve zeigt weiter nach oben. Diese Zahlen machen begreiflich, daß die Geduld der Frauen am Ende ist, und eine grundlegende Veränderung in Forschung und Behandlung gefordert wird. Um jedoch wirksam auf die Gesundheitspolitik Einfluß nehmen zu können, müssen mehr Frauen, Betroffene wie (noch) nicht Betroffene aktiv werden.

In den USA hat die Brustkrebskoalition dies eindrucksvoll vorgemacht. Die Frauen haben mehr Geld und Einfluß bei der Erforschung der Ursachen und Behandlungswege erkämpft. Dies wurde möglich, weil hunderttausende Frauen in die Öffentlichkeit gegangen sind und durch die gemeinsame Aktion mehr Kraft im Umgang mit der Erkrankung gewonnen haben, als sie es in ihrer privaten Zurückgezogenheit je für möglich gehalten hatten. Bill Clinton wurde von den Frauen überzeugt, sogar einen Teil des Verteidigungshaushalts zur Verfügung zu stellen. Auch hier in Deutschland sollen sich die politischen Verhältnisse ändern. Ein guter Zeitpunkt also, um Gerhard Schröder und Andrea Fischer zu bewegen, auch hierzulande erfolgreich gegen Brustkrebs aktiv zu werden.

Was ist zu tun? Welches sind die größten Probleme?

Die bisherige Ursachenforschung beschränkt sich auf die Suche nach dem einen Grund, obwohl doch klar ist, daß Krebs ein multifaktorielles Geschehen ist. So wird viel Geld in die Erforschung der genetischen Veranlagung gesteckt, obwohl dies nur 5 % der erkrankten Frauen betrifft. Nur eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, die u.a. Umweltfaktoren, Strahlenbelastung, Lebens- und Arbeitsbedingungen und das Risiko durch die Einnahme künstlicher Hormone erforscht, bietet die Chance, mehr über die Ursachen herauszufinden.

Es ist nicht hinzunehmen, daß 75 % der Frauen, die ihren Knoten selbst entdecken oder bei denen der Krebs durch die Röntgenaufnahme diagnostiziert wird, im Durchschnitt schon seit 8 bis 10 Jahren Krebs in ihrem Körper entwickeln. Denn solange dauert es im Durchschnitt, bis ein Knoten so groß ist, um ihn entdecken zu können. Von Früherkennung oder gar Vorsorge durch diese Techniken kann wohl keine Rede sein. Es müssen Bluttests oder ähnliches entwickelt werden, die schon nach kurzer Zeit die Krebsentstehung signalisieren.

Was können Frauen bis dahin tun?

Die Brustselbstuntersuchung hilft, den Körper und seine monatlichen Veränderungen im Zyklus kennenzulernen und angstfrei zu beobachten. So können manchmal auch schon kleinere Knoten getastet werden, als wenn dies zufällig geschieht und vermittelt ein sicheres Körpergefühl. Die Krebsentstehung verhindert sie jedoch nicht. Gesichert ist bisher, daß für Frauen ab 50 bei jährlicher oder zweijährlicher Mammografie von guter Qualität eine 30 % Senkung der Sterblichkeitsrate zu erreichen ist. In Deutschland gehört die Mammografie nicht zum Früherkennungsprogramm. Frauen werden je nach persönlicher Handhabung des Arztes oder der Ärztin zum Röntgen geschickt. Es gibt auch keine festgelegten Qualitätsstandards. So kommt es zu einem hohen Anteil an falsch-positiven und falsch-negativen Ergebnissen, vor allem bei Frauen unter 50. Pro Jahr werden ca. 5 Millionen Mammografien durchgeführt. Dabei wird nicht überprüft, für wen es tatsächlich sinnvoll ist. Die wissenschaftliche Erkenntnisse bleiben unberücksichtigt und es wird zu Recht vom »wildem Screening« gesprochen.

Die Konsequenzen tragen mal wieder die Frauen, die sich in falscher Sicherheit wiegen oder unters Messer geraten, obwohl es nicht nötig wäre. Die Kosten von ca. 1,1 Mrd. DM pro Jahr wären in der Entwicklung neuer Verfahren besser angelegt. Obwohl Deutschland das teuerste Medizinsystem hat, laufen wir internationalen Standards hinterher und gesünder sind wir auch nicht als Menschen in anderen Ländern.

Ein unhaltbarer Zustand zeigt sich auch in der Behandlung. Erfreulicherweise wird zunehmend brusterhaltend operiert. Da aber bisher keine Fortschritte in der Prognose der weiteren Krankheitsentwicklung erzielt wurden, werden fast alle Frauen einer chemischen Behandlung unterzogen, obwohl diese nur einem Teil der Frauen nutzt. Nur weiß niemand, welcher Teil dies genau ist. Es wird in Kauf genommen, daß Frauen an den Folgen der Behandlung leiden oder sogar sterben. Und es wird sehr viel Geld damit verdient.

Auch die alternativen und ergänzenden Therapien wurden bisher zu wenig erforscht und dokumentiert. Auf Grund des fehlenden Nachweises der Erfolge ist es kaum möglich, die Kosten für Behandlungen ersetzt zu bekommen. Vieles wird zusätzlich selbst bezahlt und es wird gut daran verdient. Auch diese Disziplinen sollten sich verpflichtet fühlen, zu forschen und ihre Erkenntnisse breit zugänglich zu machen, damit sie von allen Frauen genutzt werden können und von den Krankenkassen bezahlt werden.

Es ist ein Skandal, daß fast unbemerkt von der Öffentlichkeit die Nachsorgekuren für Betroffene durch die Gesundheitsreform um mehr als die Hälfte gekürzt wurden. Spätestens hier wird deutlich, daß Brustkrebs immer noch als Einzelschicksal von vielen Frauen akzeptiert wird, denn der Aufschrei blieb aus.

Brustkrebs muß zu einem gesundheitspolitischen Thema werden, damit neue Strategien in der Forschung und Behandlung umgesetzt werden. Hierbei haben die betroffenen Frauen, jährlich 43.000, Tendenz steigend, und ihre UnterstützerInnen die Aufgabe, Forderungen zu entwickeln und an die politisch Verantwortlichen zu richten. Die Ärzteschaft ist aufgefordert, sich diesen Forderungen zu öffnen und gemeinsam mit Betroffenen neue Wege zu gehen. Der Zeitpunkt ist günstig und ein Beispiel wie es gehen könnte, erläutert das nachstehende Interview. Die Zeit der rosa Schleifen, Symbol der Brustkrebsbewegung, hat begonnen. Wer mitmacht, investiert auch in die eigene Zukunft und beteiligt sich an der Entwicklung einer neuen politischen Kultur, die in Deutschland überfällig ist.

Kontakt: FFGZ e.V. Berlin,
Bamberger Straße 51, 10777 Berlin,
Fon: 030/ 213 95 97, Fax. 030/ 214 19 27

Ziele der Brustkrebsinitiative

- Einbringen der Sichtweise betroffener Frauen in die medizinische Behandlung, in die Forschung und die öffentliche Diskussion
- Eintreten für mehr Transparenz bei Früherkennungs- und Therapiemaßnahmen
- Mitarbeit am Aufbau eines bundesweiten Netzwerkes
- Infoveranstaltungen zum Thema Brustkrebs

Monika, 44 Jahre, Politologin, arbeitet seit ihrer Erkrankung an Brustkrebs aktiv in der Berliner Brustkrebsinitiative mit. Mit ihr sprach Annette Maennel über das Krankheitsbild und ihren Weg aus privater Betroffenheit zum öffentlichem Engagement.

Wann haben Sie erfahren, daß Sie an Brustkrebs erkrankt sind?

Es ging mir so wie vielen anderen Frauen auch. Ich habe irgendwann durch Zufall einen Knoten unter meiner Brust ertastet. Das hat mich im ersten Moment beunruhigt, ich rief bei meiner Frauenärztin an. Die Schwester riet mir, meine nächste Periode abzuwarten und zu beobachten, ob der Knoten zurückginge. Da ich jedoch nicht der Typ dafür bin, mit Ungewissheiten umzugehen, ging ich früher zur Ärztin. Sie tastete ab, und schickte mich zur Mammographie. Da wurde es mir schon etwas ängstlicher zumute. Dieser Arzt gab mir den Umschlag mit meinen Röntgenaufnahmen und sagte kein Ton zum Ergebnis. Als meine Ärztin die Aufnahmen sah, wollte sie mich zur Abklärung sofort in die Klinik einweisen. Hier sprach ich das erste mal dagegen. Ich wollte noch ein Zweitgutachten von einem Krebspezialisten. Letzten Endes wurde das, was ich bis dahin nicht für möglich gehalten hätte, zur Gewißheit. Ich hatte ein Brustkarzinom.

Wie verbrachten Sie diese Zeit fortwährender Unsicherheit?

Ich fühlte mich völlig allein. Es war mir nicht bekannt, daß es in Berlin Tumorzentren mit offenen Sprechstunden gab. Ich habe versucht, mir Literatur über das Krankheitsbild zu besorgen, um mir ein umfassenderes Bild machen zu können. Ich fühlte mich auch von dem behandelnden Spezialisten ab einer bestimmten Stelle alleingelassen.

Wie haben Sie die Operation überstanden?

Ich hatte glücklicherweise einen brusterhaltenden Eingriff. Man sieht kaum etwas davon. Nach der Operation wurde die Brust noch bestrahlt. Auf Anraten meines Arztes entschied ich mich für eine Chemotherapie. Glücklicherweise verlief das ohne Haarausfall und andere akute Beschwerden.

Was sah es in Ihnen aus?

Die Diskrepanz zwischen meinem normalen Aussehen und dem, wie es in mir selbst aussah, war groß. Ich fühlte mich durch meine eigene Betroffenheit plötzlich sprachlos. Ich fragte mich, ob ich überhaupt noch meinen Lebensplan gestalten könnte. Schließlich lebte ich von nun an mit der Bedrohung, daß der Krebs immer wiederkehren kann. Ich empfand es als einen Verlust, nicht mehr so »unbefangene« in den Tag hineingehen zu können. Ich mußte mir klar machen, daß dies tatsächlich mein letzter Lebensabschnitt ist – ich hatte mein Verhältnis zur Zeit zu klären, meine Wertvorstellungen zu überprüfen.

Krebs ist nicht nur eine Krankheit, sondern ein großes Thema. Wann suchten Sie Betroffene, mit denen sie sich über Ihre Situation austauschen konnten?

Zuerst wollte ich mit anderen Frauen überhaupt nichts zu tun haben. Ich wollte mit mir allein zurecht kommen, bis ich irgendwann das Bedürfnis hatte, mich mit anderen Frauen auszutauschen. Ich war in drei Selbsthilfegruppen, in denen ich nicht geblieben bin. Der Austausch war mir wichtig, aber ich wollte mir auch öffentlich Gehör verschaffen und aktiv werden. Der Kreis der Selbsthilfegruppe wurde mir zu eng.

Aus diesem Grund gingen Sie zur Brustkrebsinitiative?

Ja. Ein Beispiel: Die meisten Veranstaltungen, die zu dem Thema Brustkrebs angeboten werden, werden von Menschen gemacht, die nicht betroffen sind. Ich finde es aber wichtig, unsere Sichtweise mit einzubringen. Es ist etwas anderes, ob ich als einzelne Betroffene auf einer Veranstaltung meinen Finger heben darf oder ob sich eine Initiative Gehör verschafft. Es betrifft so viele Frauen, daß wir zum Beispiel vehement eine umfangreichere Ursachenforschung einfordern.

Was würden Sie einer Frau raten, die plötzlich einen Knoten in ihrer Brust ertastet?

Überlege dir, wie lange du es mit dieser Unsicherheit leben kannst. Ist dir bewußt, was diese Krankheit bedeutet? Weißt du, woher Du Hilfe bekommst?

Kontakt: Brustkrebs-Initiative,
c/o D. Krohn, Horstweg 30, 14059 Berlin,
Fon: 030 / 32 60 25 54, Fax. 030 / 32 60 25 53

Gewalt begegnen

Du läufst im Dunkeln nach Hause, den gewohnten Weg, den du auch tagsüber nimmst, durch den kleinen Park. Dunkelheit um dich, die Stadtverwaltung spart Strom. Die Dunkelheit rauscht in den Bäumen, dröhnt in deinen Ohren. Sträucher werden zu Monstern, raus hier, raus. Von hinten hörst Du Schritte, sie kommen näher, gleich haben sie dich eingeholt. Du läufst schneller, die Schritte hinter dir werden auch schneller. Du blickst dich um ... Nach der Vergewaltigung, die du überlebt hast, fragst du dich, wieso ist dir das passiert, wie hättest du »ES« verhindern können.

»Anti-Gewalt-Training«: ein Seminarbesuch

Darauf und auf andere Fragen des Umgangs mit Alltagskriminalität meint der Berliner Kriminalhauptkommissar Reinhard Kautz mit seinem »Anti-Gewalt-Training« Antwort geben und helfen zu können. Kautz entwickelte sein Projekt 1992, wurde über Berlin hinaus bekannt, und sein Konzept wird inzwischen in anderen Städten kopiert und angewandt. Kautz vermittelt praktische Strategien, mit denen Gewaltsituationen erfolgreich entschärft werden sollen und die mehr Sicherheit versprechen wollen. Sein Konzept ist täterzentriert und stellt damit kriminelles Handeln eines Täters in den Mittelpunkt, für das ein potentiell Opfer Handlungsalternativen habe.

Nun, das Anti-Gewalt-Seminar läßt sich zunächst gut an. Der Mitarbeiter von Herrn Kautz ist jung, dynamisch, sympathisch, läßt die zumeist älteren Frauen ausreden. Sie berichten von ihrem Gewaltalltag. Viele melden sich, erzählen von ihren Erlebnissen. Fühlen sich endlich einmal bestätigt in ihren Ängsten und ernst genommen. Einige werden gelobt dafür, wie vorsichtig sie sich bereits durch ihren Alltag bewegen, vorausschauend ihre Wege planen und dunkle Ecken meiden, mißtrauisch jeden Fremden beäugen, der sie beim Geldabheben beobachten kann. Nichts gegen das Konzept, aufmerksam zu sein und bestimmte Situationen zu registrieren oder ganz zu meiden. Hätte ich es bloß schon gekannt, bevor mir letztes in der U-Bahn die Brieftasche geklaut wurde.

Doch mein Unbehagen wächst, Gewalt wird nicht benannt als strukturelles Problem, es wird zu rein kriminellem Verhalten. Nur ein hilfloses Schulterzucken auf die Frage, wie das denn nun sei mit der häuslichen Gewalt, ob es da schon Verhaltenskonzepte gäbe. Nein, aber die Polizisten würden jetzt schon reagieren und Frauen vor ihren gewalttätigen Männern beschützen, wenn sie gerufen würden, aber Konzepte, vielleicht auch noch Strategien? Nein.

Bleibt die Gewalt durch Fremde. Also, wie reagieren? Es fallen kluge und nützliche Hinweise, wie Situationen entschärft werden können, wie sich das potentielle Opfer dem »Magnetfeld« des möglichen Täters entziehen, seinem möglichen Handeln zuvorkommen kann. Gut, ich nehme mir vor, den als einzig wirklich schützend empfohlenen Schriillalarm zu kaufen. Die Argumente sind einleuchtend gegenüber den geschilderten Nachteilen von Pfefferspray, Elektroschockern, Reizgas und sonstigen Waffen. Ich verstehe auch, daß ich gegenüber Anmache, Grenzüberschreitungen, unangenehmen Belästigungen cleverer reagieren kann – wow, und es funktionierte. Vor ein paar Tagen, als dieser Mann meinen »erträglichen Distanzbereich« überschritt, wurde ich laut und zog wie gelernt die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf den »potentiellen Täter«, der prompt flüchtete. Gut und nützlich, so lange es nicht wirklich bedrohlich wird, nachdem ich zuvor nach dem Rezept von Kautz erfolglos versucht habe, die Situation zu entschärfen. Dann soll ich wegrennen und/oder wenigstens kreischen, denn Männer könnten kreischende Frauen nicht ertragen. Zum ersten Mal wird benannt, daß Frauen fast ausschließlich männlichen Gewalttätern zum Opfer fallen. Ich solle nicht versuchen, selbst Gewalt anzuwenden, Frauen seien körperlich unterlegen, heißt es.

*Wer die Tips nachlesen will:
Reinhard Kautz, Handeln statt wegsehen.
»Wie wir uns und andere vor Gewalt im Alltag schützen«, München 1997, 14,90 DM.*

WenDo - Weg der Frauen

Gespräch mit Inken Waehner,
WenDo-Trainerin von Seiten-
wechsel e.V., Berlin

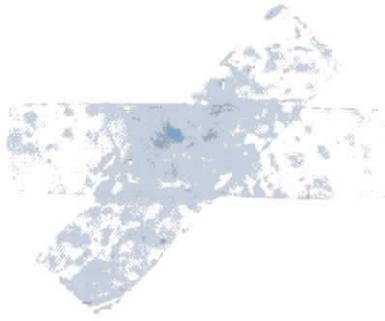
WenDo wurde von Frauen für Frauen entwickelt und findet ausschließlich unter Frauen statt. Was ist das Besondere an WenDo, was unterscheidet es von anderen Techniken und Möglichkeiten, um in Gewaltsituationen handlungsfähig zu bleiben?

WenDo liegt ein feministisches Konzept zugrunde, das weit über die Vermittlung reiner Selbstverteidigungstechniken hinausreicht. Die Grundfrage ist, wo fängt für jede Frau Gewalt an und wie unterscheidet sich dies von einem Gefühl, wenn gerade keine Gewalt ist. Gibt es solche Situationen überhaupt? Es geht darum, Räume zu schaffen, wo Frauen überhaupt erst einmal das Gefühl von Gewaltfreiheit erleben können. Wo ein Bewußtsein dafür geschaffen wird, was überhaupt im sozialen Umfeld von Frauen abläuft, auch untereinander. WenDo soll Frauen in ihrer Wahrnehmung stärken und in ihrer körperlichen Kraft, aber vor allem in ihrem Selbstbewußtsein. Das ist etwas anderes als die Vermittlung einer Kampfkunst, die darauf fixiert ist, eine sogenannte richtige Technik zu lehren. Dir fällt im entscheidenden Moment nicht die richtige Technik ein, und was machst du dann?

WenDo beinhaltet eine Mischung an Wahrnehmungsübungen, Rollenspielen und Techniken, will aber auch Spaß machen und Entspannung bringen. Der Leitgedanke jedes Trainings ist das Bedürfnis der anwesenden Frauen und nicht die Absichten der Trainerin.

WenDo vermittelt Techniken zur Selbstverteidigung, worin liegt der Unterschied zu anderen Kampfkünsten?

WenDo wurde auch im Bewußtsein entwickelt, daß Frauen häufig körperlich nicht so stark sind wie Männer. Bewußt werden Tricks eingesetzt und vermieden, faires Verhalten anzutrainieren. Das ist natürlich schwierig, denn wir alle haben irgendwann eine Art von Erziehung erhalten. Aber wenn nur noch hilft, die Haare auszureißen, dann reißt du sie eben aus. Aber es geht keineswegs darum, bei einem bestimmten Angriff genau das Vorgeschriebene zu machen, sondern das, was dir einfällt und was deiner körperlichen Konstitution entspricht. Es ist gut, viele Techniken zu können, aber immer in dem Bewußtsein, wenn eine nicht geht, dann mache was anderes. WenDo ist eben nicht nur für Frauen da, die körperlich fit sind und sportlich. WenDo hat den Anspruch, daß sich jede Frau, gleich welcher körperlichen Konstitution, besser im Alltag zurechtfindet und Techniken erlernt, die ihren Befähigungen entsprechen, und will nicht die Frauen den Techniken anpassen. Natürlich fühlen wir uns gut, wenn wir körperlich besser drauf sind, aber du mußt dich auch wehren können, wenn dir gerade mal der Rücken wehtut. Es muß nicht alles funktionieren, bevor du zum WenDo-Training kommst. Wenn du dir gerade den Arm gebrochen hast, dann probiere aus, was du mit dem Gips anfangen kannst, oder du läufst gerade auf Krücken, damit kannst du dich doch toll wehren. Wir wollen weder so stark und groß wie Männer werden, noch so gut wie möglich aufrüsten, sondern Techniken, Befähigungen und Tricks für die Bewältigung von Gewaltsituationen weitergeben. Nicht zuletzt geht es darum, Gewaltsituationen ganz zu vermeiden, ausgehend von deinem eigenen Grundgefühl. Im übrigen sind Frauen keineswegs klein und schwach und können deshalb nichts tun. Techniken können körperliche Überlegenheit ausgleichen, und jede Frau hat auf ihre Art eine Befähigung, und die kann sie einsetzen.



Die WenDo-Treffs haben ja auch die Bedeutung eines Wohlfühlabends, dienen der körperlichen und mentalen Entspannung, obwohl so heftige Sachen geübt werden, wie die Abwehr von Würgegriffen im Liegen.

Klar. Dabei darfst du trotzdem gute Laune haben. Wenn du eine Technik pausenlos übst, bevor du sie schnell und gewandt kannst, kannst du dir nicht ständig den Ernstfall vorstellen.

Mir scheint der springende Punkt zu sein, daß WenDo am Selbstbewußtsein von Frauen ansetzt, einen Weg zeigt, der sie ihre Kraft und ihre Möglichkeiten spüren läßt, um sich selbstbewußt in ihrer Umwelt zu bewegen.

Ja, aber vor allem um selbstbewußt mit sich selbst umzugehen. Du darfst dir erlauben, mal einen Tag lang ein Mäuschen zu sein und denken, es könnte gefährlich werden, Umwege laufen oder gar nicht aus dem Haus gehen. Das ist aber nicht der ewige Zustand. Frauen sollen selbstbewußt wegrennen oder Situationen vermeiden können, ohne sich deshalb unterlegen oder schlecht oder klein zu fühlen. Aber sie sollen auch selbstbewußt sagen können »Und dann hat er noch immer nicht aufgehört, mich zu belästigen, und dann habe ich ihm eine runtergehauen«, ohne sich deshalb dann wieder schlecht zu fühlen.

Welche Frauen kommen in Deine WenDo-Kurse, sind viele mit extremen Gewalterfahrungen darunter?

Das ist nicht der Punkt und so nicht zu beantworten. Die Frauen sind auf sich neugierig. Welche Frau hat denn keine Gewalterfahrung? Aber eine Frau, die gerade vergewaltigt oder gerade von ihrem Ehemann zusammengeschlagen wurde, kommt

nicht. Wenn, dann hat sie meist schon etwas für sich getan und braucht zusätzlich noch etwas Regelmäßiges, um mit ihrem Alltag klar zu kommen. Viele haben einfach nur Lust, mal mit Frauen etwas zusammen zu machen, da WenDo nur unter Frauen stattfindet. Es sind immer Frauen, denen ihr Mann an der Seite nicht fehlt, wenn sie zwei Stunden WenDo mit Frauen machen, und eher Frauen aus dem feministischen Spektrum, aber nicht nur. Es ist sehr auch vom Ort abhängig, wo der Kurs stattfindet. In Hellersdorf kommen andere Frauen als in Schöneberg oder in Reinickendorf, eben die, die dort leben.

Als Du selbst mit WenDo begonnen hast, sagst Du, ihr wart sehr viele und ständig kamen neue hinzu. Mir scheint, der Zuprspruch zu WenDo hat über die Jahre nachgelassen, was meinst Du, woran das liegt?

Ja, das ist richtig, genauso wie die feministische Bewegung im allgemeinen und besonderen. WenDo ist ein Teil der feministischen Bewegung, lebt und stirbt und kränkelt mit ihr. Es ist schwierig, etwas zu etablieren, was aus etwas entstanden ist, was nicht etabliert sein möchte. Aber die Folge des Zulaufs zu WenDo ist doch auch, daß frau heute in jedem Fitnessstudio ihre Selbstverteidigungstricks lernen kann. Es gibt Crash-Kurse, da kannst du einen in Schaumgummi verpackten Typ hauen und schlagen, ohne daß der was merkt. Aber du darfst schlagen und zeigen, wie du dich wehren kannst. In der Zeit, in der wir leben, sind einfach ganz viele darauf aus, möglichst schnell möglichst viel Erfolg zu haben. Die Kurse sind so aufgebaut, versprechen dies in ihrer Werbung. Sie haben aber in meinen Augen keine Substanz, und Frauen werden das irgendwann merken. Es war schon schlechter um WenDo bestellt, und ich bin überzeugt, daß es wieder besser wird, weil Frauen spüren werden, daß der Weg zu sich selbst nicht an einem Wochenende zu gehen ist und daß diese Art von Kursen Frauen in ihrer Ohnmacht hält.

Wo siehst Du den Unterschied des Anti-Gewalt-Konzepts von Kautz zu WenDo? >>

Sein Konzept ist darauf angelegt, lauter exemplarische Situationen von Gewalt im öffentlichen Raum zu analysieren und Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Es geht nicht von dir aus. WenDo vermittelt, daß jede Frau von sich ausgehen soll und wie sie eine Situation empfindet, und eben nicht von der Situation, in der sie sich gerade befindet. Ich meine, das Kautzsche Konzept läuft darauf hinaus, daß du dich und deine Gefühle ständig auf ein mögliches Täterverhalten einrichtest und darauf, was du in einer exemplarischen Situation empfehlerweise tun sollst und nicht darauf, was du in dem Moment selbst empfindest. Ich finde es richtig, bestimmte Situationen von vornherein vermeiden zu können oder zu sehen, warum bekomme ich jetzt Angst, was macht mir Angst, auch zu wissen, was könnte ich tun, wenn mir jetzt dieser Hüne entgegentritt. Aber ich finde es falsch, mich 24 Stunden am Tag mit solchem Brimborium rumzuschlagen, weil das nur von mir wegführt.

Aber es ist total richtig, zu merken, oh, ich krieg' jetzt ein komisches Gefühl, orten zu können, ich kriege Angst, ich fühle mich anscheinend nicht wohl, und orten zu können, woran liegt es. Woher kommt die komische Stimmung, wo macht sie mich unsicher oder ist es nur, weil es mich an etwas erinnert. Aber es geht von mir aus, weil ich die Handelnde bin. Ich schaffe mir die Situationen, in denen ich lebe. Ich lebe, und ich kann nicht mein ganzes Leben nach Situationen ausrichten, die eventuell passieren könnten. Im Prinzip vermeide ich damit, zu leben. Und wenn ich Lust habe, nachts spazieren zu gehen, dann tue ich das, aber heute vielleicht woanders. Das bedeutet aber nicht, daß ich jede Nacht davor Angst haben muß, einen bestimmten Weg zu gehen. Vielleicht muß ich Orte, an denen Überfälle passiert sind, mit geschärfter Wahrnehmung passieren, aber trotzdem darf ich doch dort langgehen.

Ich denke, wenn wir unser Leben darauf aufbauen würden, gefährliche Situationen zu vermeiden, dann muß ich jeder Frau sagen, das potentiell Gefährlichste im Leben, was sie überhaupt machen kann, ist es, eine Hetero-Beziehung einzugehen. Fast jede Frau wird irgendwann in einer Beziehung vergewaltigt, fast jede fünfte von ihrem Ehemann krankenhaushausreif geprügelt, und es wäre ja nur natürlich, wenn eine Frau das vorn vornherein vermeiden wollte. Aber es wäre höchstens eine Strategie, um irgendwann von lauter Lesben umgeben zu sein, die Angst vor Hetero-Beziehungen haben, aber nicht, weil sie Frauen lieben.

Christliche Frauen im Widerstand – eine Ausstellung in Ravensbrück

Maria Jepsen, 1992 zur ersten evangelisch-lutherischen Bischöfin weltweit gewählt, hielt eine der Ansprachen zur Eröffnungsveranstaltung der Sonderausstellung »Christliche Frauen im Widerstehen gegen den Nationalsozialismus« in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. Über die Ausstellung und die Rolle der Frauen in der evangelischen Kirche heute sprach mit ihr Karin Nungeßer.

Frau Jepsen, Sie haben in Ihrem Eröffnungsbeitrag die Notwendigkeit des Erinnerens betont. Was hat Sie an dieser Ausstellung am meisten beeindruckt?

Ganz allgemein gesagt: Daß wir hier einzelne Frauen kennenlernen, die in einer sehr schwierigen Zeit Farbe bekant haben und den Mut hatten, zu dem zu stehen, wovon sie überzeugt waren und woran sie geglaubt haben. Gerade weil es für uns Frauen heute wichtig ist, uns nicht weiter anzupassen oder angepaßt zu bleiben, sondern deutlich unsere Stimme zu erheben, können wir uns von den Frauen damals ermutigen lassen. Deshalb finde ich es gut, daß in dieser Ausstellung so unterschiedliche Frauen vorgestellt werden. Das gibt mir die Möglichkeit, mich mit einer dieser Frauen zu identifizieren und mich dann zu fragen: Wie hätte sie wohl heute reagiert? Und daran anschließend: Kann ich es auch? Will ich es auch?

Wie müßte Kirche heute aussehen, um sich auf diese Frauen berufen zu können?

Kirche wird immer vielfältig aussehen müssen, aber das Thema Frauen muß selbstverständlich dazugehören. Lange Zeit war das ja ein großer, weißer Fleck, weil Männer – gerade innerhalb der Kirche – sehr lange das alleinige Sagen hatten. So ist es auch nicht verwunderlich, daß diese Frauenschicksale weithin nicht aufgegriffen wurden – bestimmte Themen werden eben erst verhandelt, wenn Frauen sich selbst engagieren. Deshalb wünsche ich mir für unsere Kirche, daß wir Frauenprojekte sehr viel mehr fördern und verstärken: Projektgruppen, die sich für Frauen in Not einsetzen – für arbeitslose Frauen, für Ausländerinnen, für Frauen mit geschlechtsspezifischen Asyl-



gründen. Meine Aufgabe als Bischöfin sehe ich vor allem darin, mich von diesen Gruppen informieren zu lassen und zu fragen: Wo kann ich für Euch die Stimme erheben, weil Eure Stimme nicht gehört wird? Deshalb ist es als Kirche so wichtig, Frauen in leitenden Ämtern zu haben, damit sie sich als Sprachrohr der Frauen sehen.

Wie beurteilen Sie diesbezüglich die gerade zu Ende gehende Dekade »Solidarität der Kirche mit den Frauen«?

Ich denke, sie hat eine Menge gebracht, auch wenn es auf dem Weg zur Gleichberechtigung wenig ist. Ich habe allerdings die große Befürchtung, daß viele Projekte jetzt gestrichen werden nach dem Motto »Zehn Jahre Solidarität der Kirche mit den Frauen« – das reicht. Und das reicht natürlich überhaupt nicht, im Gegenteil: Jetzt fängt es eigentlich erst an. Für einzelne Landeskirchen kann ich sagen, daß dort während der Dekade Frauenprojekte neu errichtet worden sind und eine Sensibilität für dieses Thema entwickelt worden ist. Das merke ich in vielen Bereichen: In Gottesdiensten werden bestimmte Frauenproblematiken aus der Bibel aufgenommen und mit heute verbunden. Zum Beispiel die biblische Geschichte von Jesus und der Sünderin: Die Sünderin wird gedeutet als Prostituierte, und da müssen wir uns fragen, wie gehen wir mit den Prostituierten um? Da können wir uns nicht mehr zurückziehen: Die Dekade hat die Gesellschaftsbezogenheit des Evangeliums gerade im Hinblick auf Frauen sehr deutlich gemacht. Und wenn Frauen das weiter zur Sprache bringen, werden wir auf dem langen Weg ein, zwei Meter vorankommen.

Sylke Stübner

Ein Berliner Frauensalon

In Berlin suchen viele Frauen nach den Spuren der Frauenbewegung und nach den neuen Abdrücken der Frauen in der Landschaft/Gesellschaft. Das Bedürfnis nach Austausch und Vernetzung ist groß, gilt es doch, den feministischen Blick (wieder) zu schärfen.

Es existiert eine Vielzahl von Frauengruppen und -projekten, sowie engagierter Frauen unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereiche; es fehlt allerdings ein Ort, an dem sich fernab von den Zwangsläufigkeiten ihres Lebens querdenkende Frauen begegnen, austauschen und unterstützen können.

In Anlehnung an eine Tradition von Frauen möchte der Salon MOSAIK der Lebendigkeit von Frauen diesen Ort schaffen. MOSAIK gründete sich am 24. März 1998 mit einem ersten Salonabend. Der grüne Salon in der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz ist nicht nur sehr schön, romantisch und atmosphärisch, nein, er ist absolut geeignet für das Vorhaben. An dieser Stelle sei Frau Yvonne Helmbold für ihr Interesse und ihre Unterstützung gedankt.

Das Konzept hat funktioniert. Frauen haben sich miteinander bekannt gemacht, sind ins Gespräch gekommen, haben die Atmosphäre des Abends, sein Anliegen genossen, haben Frauen getroffen, die sie lange nicht gesehen haben, Frauen, die sie schon immer mal kennenlernen wollten, Kolleginnen, mit denen sie lange nichts Persönliches bereden konnten.

Der erste Abend war exemplarisch. Es luden die Macherinnen ein, fünf Frauen, die in Berliner Frauenprojekten arbeiten und sich im August 1997 an der Zukunftswerkstatt »Zukünftige Frauen/projekte/politik in Berlin« beteiligt hatten. Es fand eine Vorstellungsrunde statt, in der die Frauen, die an einem Tisch zusammen saßen, aufgefordert waren, sich bekanntzumachen und ein gemeinsames Diskussionsthema zu formulieren. Diese Themen wurden in einer zweiten Runde an die Tische in Diskussions- und Kugelrunden gegeben. Hier hatte jede Frau

die Möglichkeit, Frauen zu kontaktieren, die ihr gefielen, sie interessierten, die sie kennenlernen wollten – und dies ganz einfach: den Tisch wechselnd. Es soll keine Podiumsdiskussionen geben, keine »bekannten Frauen«, die Alibis bieten, sich aus der Diskussion herauszuhalten, zu konsumieren. Alle Frauen agieren auf einer Ebene, haben gleiche Rechte und Möglichkeiten. Da guckten schon manche nach den »Berühmten«, die unerkannter, unbekannterweise am Nebentisch saßen. Das Verknüpfen von Erfahrungen, Ideen und Wissen führt – zum sich verbünden!

Der Salon will gesellschaftsverändernde Initiativen und auch Anliegen einzelner Frauen fördern: Das Leben von Frauen, ihre Taten, Werke, Vorhaben sollen sichtbar und wertgeschätzt werden. Freiraum für Utopien, Träume, Visionen im hier und jetzt. Ebenso Raum für das private Gespräch, den Kunst- und Kulturgenuß, das Amusement.

Ein Mosaiktisch ist Aussage und Bild. MOSAIK – zusammen mit den Einladungen wurden kleine Stücke von Kacheln verschickt, diese Steine kamen wie gewünscht sehr bunt und phantasievoll gestaltet zurück: bemalt, lackiert, beklebt, mit Fäden umwickelt. So wurden sie auf eine Tischplatte geklebt – ein Bildmuster entsteht. Obwohl schon sehr viele der Steine eingesetzt wurden, ist der Tisch noch lange nicht fertig. Inseln wachsen über Straßen zusammen. Die Salonieren des ersten Salons sind die Patinnen für den Tisch, er wird hin und her geschleppt, Mosaiksteine werden verteilt, Kleber gekauft. Der Tisch wird gehütet und mit ihm die Idee. Ist der Tisch fertig, kann er Herzstück des Salons sein.

MOSAIK-Salon-Abende finden monatlich am vierten Dienstag statt. Die Ausgestaltung der Abende soll jeweils in die Hände von Frauengruppen gegeben werden, die vorhanden sind oder sich direkt dafür konstituieren.

Die Macherinnen wollen nicht allein bleiben mit der Idee und der vielen Arbeit. Sie träumen sogar vom Schneeballprinzip, die Verantwortung ganz aus den Händen geben zu können. Dieses Prinzip beinhaltet aber auch Gefahren, wie z.B. fehlende Kontinuität oder Ausstrahlung einer guten Moderatorin, denen Frau sich jedoch bewußt ist. Alle Veranstalterinnen taten sich etwas schwer mit Selbstdarstellung und Repräsentation. Doch bisher können Idee und Rahmenbedingungen begeistern. Neue Salonieren finden sich in den Salons, ergreifen die Chance, ihre Projekte und Themen vorzustellen und erfahren Ermutigung. Auf Werbung und Pressearbeit wird zur Zeit verzichtet, sondern exklusiv eingeladen.

Es fanden 1998 Salons zu folgenden Themen statt:

- Sexklusivitäten – Spielzeuge und erotische Dienste für Frauen
- Frauen in Medienberufen – vom journalistischen über den virtuellen bis zum literarischen Salon
- Gemeinschaftliches Frauenwohnen, Beginnenwerk e.v.
- Ein Verein zur Unterstützung von Migrantinnen, die von Gewalt in Beziehungen betroffen sind, stellte sich vor.

Termine 1999

- 22. 1. '99: »Mitten ins Herzblatt« Singleshow von Frau zu Frau mit anschließendem Tanzvergnügen
- 26. 2. '99: die »Berliner Matriarchatsgruppe« veranstaltet den Abend
- 26. 3. '99: Politikerinnen und Politikwissenschaftlerinnen von »femina politica« veranstalten den Abend

Kontakt:

Dana Pelczar-Kostyra,
FrauenKrisenTelefon: 030/614 22 42
Sylke Stübner,
frauenkreise: 030/280 61 85



Virginia Moukoui

Foto: Nelly Rau-Häring

Zuviele Ausländer in Deutschland? Das fragt nicht nur der SPIEGEL. Die Diskussionen um vermeintliche Aus- und Inländer, um Grenzen der unterschiedlichen Belastungen, der Befremdungen und Überfremdungen sind fast alltäglich geworden. In dieser hitzigen Auseinandersetzung um Einwanderung und Migration ist die Frage nach der Frauenmigration seltsam tabuisiert. Verschleppte Frauen, gekaufte Bräute und unterdrückte Opfer dienen der veröffentlichten Meinung meist als abschreckende Klischees. In der politischen Diskussion werden sie aber vergessen. Doch gerade die Migration von Frauen hat viel mit politischen Gegebenheiten zu tun, und die Auseinandersetzung damit hat in politischen Forderungen zu münden.

Viele verschiedene Frauen wandern ein, als Arbeitsmigrantinnen, Flüchtlinge, im Rahmen von Familienzusammenführungen, aus ökonomischer Not heraus. Es sind Frauen auf der Flucht vor Repressalien, Kriegen und Katastrophen. Frauen, die in der Unterhaltungs- und Sexindustrie arbeiten. Frauen, die aus vielfältigen Gründen und mit unterschiedlichsten Biographien nach Deutschland kommen, um sich hier eine neue Existenz aufzubauen.

Da sind zum Beispiel die Frauen, die mutig und flexibel genug sind, den Versuch zu unternehmen, in ein fremdes Land einzuwandern. Die sich dann aller ökonomischer und ausländerrechtlicher Schwierigkeiten zum Trotz zurechtfinden, hier arbeiten und leben. Die manchmal auch zu Unternehmerinnen werden, sich hier zum Beispiel im Bereich des Kleingewerbes etablieren und Geschäfte eröffnen. Auch von diesen Frauen soll hier die Rede sein, denn es werden immer mehr. Im europäischen Vergleich wächst die Zahl der Migrantinnen, die in Arbeitsmarktnischen als Unternehmerinnen tätig sind. Eine verbesserte rechtliche und soziale Absicherung ist auch hier nötig.

Es sind auch Frauen auf der Flucht, die nach Deutschland kamen und noch kommen werden. So zum Beispiel Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die während des Krieges nach Deutschland flüchteten. Ihre rechtliche Situation als geduldete Bürgerkriegsflüchtlinge ist unsicher und der Aufenthalt in Deutschland meist begrenzt. Die sogenannte Rückführung in die verschiedenen Teile des ehemaligen Jugoslawiens ist bereits in vollem Gange, auf traumatisierte Frauen und ihre medizinische und psychische Verfassung wird dabei oft keine Rücksicht genommen. Auf das Anerkennen eines Asylantrages wegen geschlechtsspezifischer Verfolgung, wie in diesem Fall der Vergewaltigungen und Mißhandlungen, kann keine von ihnen hoffen. Hier muß sehr deutlich gefordert werden, das geschlechtsspezifische

Verfolgung ein Asylgrund ist, der auch gesetzlich verankert werden muß. Die von vielen grünen PolitikerInnen geforderte Umsetzung der Anerkennung eines Asylantrages wegen geschlechtsspezifischer Verfolgung wird in der jetzigen Regierung bei SPD-Abgeordneten und dem neuen Innenminister zu massivem Widerstand führen und vermutlich scheitern.

Da es für Menschen, die nicht aus EU-Ländern stammen, in Deutschland de facto keine Möglichkeit gibt, legal einzuwandern, kommen viele Frauen, vor allem aus Osteuropa, als Touristinnen nach Deutschland. Sie arbeiten dann, meist schlecht bezahlt, illegal als Hilfsarbeiterinnen in der Industrie, in der Gastronomie und der Hauswirtschaft. Da diese Frauen immer mit der Angst der Entdeckung leben, begeben sie sich in Abhängigkeitsverhältnisse zu ihren Arbeitgebern, die diese auch ausnutzen, indem sie beispielsweise die versprochenen Löhne nicht zahlen. Hier geht es um eine erzwungene Illegalität, die viele Abhängigkeitsverhältnisse der Frauen nachsichzieht.

Auch sie gibt es wirklich, die verschleppten und mißhandelten Frauen, die oft mit falschen Versprechungen oder mit Gewalt nach Deutschland gelockt oder gebracht werden, und hier oft in der Sexindustrie, meistens als Prostituierte, arbeiten. Wenn diese Frauen, die genötigt oder verschleppt oder auch um des ökonomischen Vorteils willens ihre Peiniger und Schlepper anzeigen, geschieht meistens nur eins: Die Polizei nimmt die Ermittlungen auf, die Frauen werden aufgrund ausländerrechtlicher Verstöße abgeschoben. Hier ist ganz klar die Entkriminalisierung von Migrantinnen zu fordern; das bedeutet aber auch, die Prostitution zu legalisieren. Es muß sich aber auch der Blickwinkel ändern: Nicht Frauen abschieben, sondern Schlepper bestrafen. Die Rechtlosigkeit und Kriminalisierung der Opfer sind der beste Täterschutz.

Für ausländische Frauen ist es wichtig, Beratungsstellen oder Selbsthilfeorganisationen als Anlaufstellen zu haben. Sie wenden sich erst dann an Beratungsstellen, wenn sie sich in einer Notsituation befinden, zum Beispiel bei Krankheit und Flucht vor Gewalt. Denn auch hier gilt, daß jede Form von Organisation die Angst vor der Entdeckung des illegalen Aufenthalts in sich birgt.

Im Fall der Frauen, die einen Deutschen heiraten, sind diese in jeder Beziehung von ihm abhängig. Ausländische Frauen haben

erst nach drei Jahren ein vom deutschen Ehemann unabhängiges Aufenthaltsrecht. Momentan können Männer diese Frauen bei Nichtgefallen wieder abschieben lassen. Der fehlende Aufenthaltsstatus verstärkt die Abhängigkeit in der Ehe und Partnerschaft und der Lohnarbeit. Deshalb gilt nach wie vor die Forderung nach einem eigenständigen Aufenthaltsrecht von ausländischen Ehefrauen, abgekoppelt von dem des Ehemannes.

Bei all den Beispielen zeigt sich, daß Frauen eher bereit sind, sich an Organisationen zu wenden oder Selbsthilfegruppen anzuschließen, wenn Anonymität gewährleistet und Vertrauen aufgebaut werden kann. Vernetzungen der Frauenorganisationen führen zu einer Stärkung der Position. Auch dies mündet wieder in eine politische Frage. Denn in Zeiten, in denen Frauenorganisationen mit der Macht der knappen und leeren Kassen zu kämpfen haben, steht die Forderung nach Unterstützung von Selbsthilfegruppen und Frauenprojekten für ausländische Frauen eher kläglich dar, oder?

Anzeige

Mütterlichkeit und Väterlichkeit in Ost und West

Eine Tagung der
Heinrich Böll Stiftung
in Zusammenarbeit
mit Katrin Rohnstock,
Herausgeberin des
»Ost-westlichen Diwans«

am 4. und 5. Februar 1999
in Berlin-Schmöckwitz

Information und
Anmeldung unter:
Heinrich Böll Stiftung
Andrea Meinecke
Tel. 030 / 285 34-244

Termin

Vom 24.–26. Februar 1999 findet in Berlin im Haus der Kulturen der Welt der Kongreß »Demokratische Geschlechterverhältnisse im 21. Jahrhundert – alte Forderungen, neue Herausforderungen« statt. Dieser wird von der Bundeszentrale für politische Bildung in Zusammenarbeit mit den 16 Landeszentralen für politische Bildung anlässlich des 50. Jahrestages des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland veranstaltet. Der Kongreß will anlässlich des Jubiläums das Bewußtsein schärfen, daß die gleichberechtigte gesellschaftliche und politische Partizipation beider Geschlechter Ausdruck demokratischer Verhältnisse und Voraussetzung für die Bewältigung anstehender Probleme im 21. Jahrhundert ist. In Diskussionsforen, Vorträgen und Workshops sollen die aktuelle Situation analysiert und Akzente für eine zukünftige Entwicklung gesetzt werden. Die Tagungsgebühren betragen 120,- DM (erm. 60,-), ohne Übernachtung 80,- DM (erm. 40,-).

EU-Statistik

Alleinerziehende: Einer der auffälligsten demographischen und sozialen Trends in den Ländern der Europäischen Union (EU) ist die steigende Zahl der Alleinerziehenden aufgrund hoher Scheidungsraten und Zunahme außerehelicher Geburten. 1996 betrug sie 7 Millionen, dies entspricht 14% aller Familien mit Kindern. 84% der Alleinerziehenden sind Frauen, wiederum 17% von ihnen sind arbeitslos gegenüber 10% der alleinerziehenden Väter. (Angaben nach Eurostat)

Frauenhandel

TERRE DES FEMMES hat eine Aktionsmappe »Frauenhandel« mit Argumentationshilfen, Aktionsvorschlägen, Literaturhinweisen und Adressen von Beratungsstellen zum Internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen am 25. November herausgegeben. Die Loseblattsammlung zeigt die Ursachen des internationalen Frauenhandels auf, analysiert in zwei Länderberichten (Rußland, Thailand) die Situation von Frauen in ihren Heimatländern und benennt Strukturen sexistischer Ausbeutung in Deutschland. Sie ist zum Unkostenbeitrag von 15,- DM (plus 4,- DM Versand) zu beziehen bei: TERRE DES FEMMES, PF 2565, 72015 Tübingen, Tel. 07 071/798 30, Fax 79 73 22.

»Frauen ernähren die Welt«

Die UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) geht davon aus, daß in Afrika ca. 80% aller Nahrungsmittel, in Asien 50% von Frauen produziert werden.

In einigen afrikanischen Ländern werden sechs von zehn Haushalten von Frauen geführt, die FAO spricht deshalb von einer »Feminisierung der Landwirtschaft«, die positive Auswirkungen habe. Studien der FAO ergaben, daß Frauen produktiver wirtschaften als Männer und geliehene Gelder wesentlich eher zurückzahlen. Während Frauen bei Hilfsorganisationen, wie zum Beispiel Brot für die Welt oder der Deutschen Welthungerhilfe, gern gesehene Schuldnerinnen sind, haben sie es bei Banken ungleich schwerer, da der Landbesitzer in der Regel der Mann ist.

Frauen und Macht

Die Professorin Barbara Schaefer-Hegel und andere Wissenschaftlerinnen von der TU Berlin untersuchten in der Studie »Die ganze Demokratie. Zur Professionalisierung von Frauen für die Politik« die Gründe für das politische Machtdefizit von Frauen. Dazu wurden alle weiblichen Abgeordneten befragt, was ihnen beim Einstieg in die Politik geholfen habe und welche Förderungsmaßnahmen sie aus eigener Erfahrung für besonders wichtig erachten. Vielen Frauen stünde in der Politik das eigene Rollenverständnis im Wege, viele erleben Konkurrenz als Belastung und weichen Konflikten aus. Es mangelt ihnen an Selbstdarstellung, oftmals hindere Perfektionismus Frauen daran, sich zu äußern. Männer nähmen hingegen selbst zu Themen Stellung, von denen sie nicht die geringste Ahnung hätten. Zudem würden Männer ihre Kolleginnen systematisch ausgrenzen. Männliche Nachwuchspolitiker würden in Seilschaften gezielt vorbereitet, wohingegen Frauen zu Beginn ihrer Karriere nur selten Unterstützung finden. Welche Politikerin nicht als schwach und inkompetent abqualifiziert würde, bekäme den Stempel »unweiblich« aufgedrückt. Die doppelte Belastung durch Beruf und Familie erschwere es Frauen zusätzlich, sich in der Politik durchzusetzen. Die Quote allein werde nicht ausreichen, um männliche Machtzentren aufzubrechen.

Informationen zur Studie im Internet unter: www.tu-berlin.de/presse/pi/1998/pl235.htm Siehe dazu auch die im Kleine Verlag erschienene Studie über männerbündische Kultur, die – so das Ergebnis – die herrschende Geschlechterordnung gegen Gleichstellungsbestrebungen von Frauen immunisiert.

Stefan Höyng, Ralf Puchert: »Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung. Männliche Verhaltensweisen und männerbündische Kultur«, Bielefeld 1998, 336 S., 44.80 DM.

Frauen und Recht

Einer Entscheidung des Kasseler Bundessozialgerichts zufolge hat eine Studentin mit Kind, die in Teilzeitarbeit jobbt, dennoch Anspruch auf Erziehungsgeld. Dieser Anspruch besteht dann, wenn Studium und Nebenjob wöchentlich nicht über 48 Stunden beanspruchen und die Studentin ihr Kind selbst betreut – Az: B 14 EG 2/97.

Scheidungsrekord

1997 wurde ein neuer Rekord bei Scheidungen erreicht. Die Zahl der Ehescheidungen stieg zu 1996 um 7% auf 187.802. Damit wurde jede dritte Ehe geschieden, die in den vergangenen 25 Jahren geschlossen worden war. In 61,3% der Fälle stellten Frauen den Scheidungsantrag, allerdings fast immer mit Zustimmung des Ehepartners. Immer häufiger trennen sich Ehepaare mit minderjährigen Kindern. 1997 waren davon 163.112 Minderjährige betroffen, 10% mehr als 1996. Über 50% der geschiedenen Väter brechen innerhalb eines Jahres nach der Scheidung den Kontakt zu ihren Kindern vollständig ab.

Kluge Mädchen

An deutschen Gymnasien sind Mädchen mittlerweile deutlich in der Mehrheit. Ab Klasse XI stellen sie 55% der zukünftigen AbiturientInnen. Sie bevorzugen in ihrer Fächerwahl Deutsch, Biologie und Englisch. Jungen sind dagegen an Haupt- und Sonderschulen mit 56% bzw. 60% stärker vertreten. Deren Lieblingsfächer sind Mathematik, Erdkunde und Chemie. Nach einer Statistik des Kölner Instituts der Deutschen Wirtschaft brachen 1997 11% der Jungen vorzeitig den Schulbesuch ab, bei den Mädchen hatten immerhin noch 6% keinen Abschluß.

Schutzengel

Frauen tragen bereits erheblich zur Verkehrssicherheit bei, wenn sie nicht am Steuer sitzen, sondern sich als Beifahrerin eines Mannes im Auto bewegen lassen. Einer Studie von Verkehrspsychologen der TU Dresden zufolge sinke die Unfallgefahr um mehr als 50%, wenn Männer eine Beifahrerin mitnehmen. Allein im Auto fahrende Männer haben übrigens im Vergleich zu alleinfahrenden Frauen ein doppeltes Unfallrisiko. Damit würden Männer, neben denen eine Frau sitzt, beinahe das niedrige Unfallrisiko alleinfahrender Frauen erreichen. Unbenannt blieb, wie hoch das Unfallrisiko von Autofahrerinnen steigt, wenn diese einen Beifahrer mitnehmen – die Dresdner vermuten nämlich Streß als Ursache für eine höhere Gefährdung. Vermeldet wurde nur, daß besonders beifahrende ostdeutsche

Männer das Risiko verstärken können. Überhaupt letztere. Während die Unterschiede zwischen westdeutschen und ostdeutschen Autofahrerinnen unwesentlich sind, weisen ostdeutsche Männer im Vergleich zu ihren westdeutschen Steuerkollegen das dreifache Unfallrisiko auf.

Internet

Virtuelles Zentrum für Frauenforschung und Politik seit 31.10.98 im Netz. Frauen des Feministischen Instituts der Heinrich Böll Stiftung gründeten das Global Center for Women's Studies and Politics (GLOW). Die Userin kann in virtuellen Seminaren lernen, nach passender Literatur in Women's Studies-Bibliotheken suchen und aktuelle Themen in Konferenzen diskutieren. Zugang: www.glow-boell.de

Frauenfilmfestival

Unter dem Motto »as large as life. Biographische Streifzüge« findet vom 10.–14. März '99 das 7. Internationale Filmfestival von femmetotale in Dortmund statt. Das Festival will persönliche Geschichten verfolgen, die gerade dann spannend werden, wenn vorgezeichnete Lebenswege verlassen werden. Mythen und Geschichten des westlichen Kinos werden kontrastiert durch Filme asiatischer Regisseurinnen und Videokünstlerinnen, die mit ungewohnten Identitäten und Lebensentwürfen konfrontieren. Infos im Internet unter: <http://www.femmetotale.de>

Neuerscheinung

Erschienen ist das FrauenLesbenStadtLeSebuch für Hamburg. Neun Herausgeberinnen stellten zusammen, was in Hamburg von und für Frauen angeboten wird. Neben einem ausführlichen Adreßverzeichnis und vielen Informationen gibt es literarische Beiträge, Essays, biographische Skizzen, Reportagen, Stadtpaziergänge, Bilder und Zeichnungen. Die Autorinnen vermitteln Einblicke in Kultur, Geschichte und Atmosphäre der Hansestadt. Kerstin Brandes, Kerstin Hof, Sally Johnson u. a. (Hrsg.): »Die Stadtverführerin Hamburg. FrauenLesbenStadtLeSebuch«, Hamburg 1998, 320 S., 29,80 DM.

»Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« – das Konzept der modernen Bürger- und Menschenrechte meint Männer- statt Menschenrechte. Dabei sind von Menschenrechtsverletzungen Frauen ebenso betroffen wie Männer, oft stärker, da sie für Kinder sorgen. Geschlechtsspezifische Verfolgung durch Männergewalt, Frauenverachtung, Zwangsverheiratung, Entrechtung, Verbot der Erwerbsarbeit, Verstümmelung usw. wird auch

in den »aufgeklärten« westlichen Demokratien nicht als politische Menschenrechtsverletzung angesehen. Der von Birgit Erbe herausgegebene Band »Frauen fordern ihr Recht – Menschenrechte aus feministischer Sicht« dokumentiert die Ergebnisse einer Tagung, die 1996 in Berlin stattfand. Die Beiträge, die sich auch intensiv mit der These auseinandersetzen, Gewalt gegen Frauen sei »kulturell bedingt«, geben einen Überblick über die leider höchst aktuelle Debatte.

Leserinnenbrief zu »Entscheidungen fallen... für Christine Ostrowski beim Bier...« von Angela Stuhrberg im weibblick 4/98:

Mit äußerster Verwunderung habe ich im o.g. Beitrag von Angela Stuhrberg über Christine Ostrowski die Passage über Christina Schenk zur Kenntnis genommen. Angesichts der (unqualifizierten) Äußerungen von Frau Ostrowski frage ich mich, ob wir tatsächlich in derselben Stadt wohnen und ob wirklich Christina Schenk gemeint sein kann. Meine Erfahrungen (als Nicht-PDS-Mitglied) sind ganz andere. Ich kenne Christina Schenk als diejenige Bundespolitikerin, die immer ansprechbar ist, die Kontakte hält zu Projekten und Institutionen vor Ort. So war ich z.B. auf ihre Einladung mit 25 SchülerInnen der Klassen 12 in Bonn, wobei die Gespräche mit Christina Schenk – wie auch ihr Auftritt in unserer Schule (Gymnasium Dresden-Blasewitz M. A. Nexö) den Beteiligten in bleibend guter Erinnerung sind. Mit Nachdruck möchte ich auch darauf hinweisen, daß Christina Schenk auf vielen Gebieten hervorragende konzeptionelle Arbeit geleistet hat (Lebensweisenpolitik und Geschlechterdemokratie, § 218, Kindschaftsrecht...) und daß sie für viele Lesben und Feministinnen, zu denen ich gehöre, unverzichtbar ist im Deutschen Bundestag. (Der als aussichtslos geltende Listenplatz war ein Schlag gegen jegliche feministische Politik!) Zu Frau Ostrowskis Argumentation möchte ich noch ergänzen, daß ich die Qualitätsarbeit einer MdB nicht in erster Linie an der Wahlkreis-präsenz messe (bei 328 Wahlkreisen und 30 PDS-Abgeordneten im 13. Deutschen Bundestag sowieso ein Unding!). Eine PDS nach Christine-Ostrowski-Zuschnitt (Regierungspartei im Osten à la CSU in Bayern) ist lediglich aus auf populistischen Stimmenfang, sie ist weder modern noch wirklich an den Bedürfnissen und Interessen von Frauen orientiert. Antje Meurers, Dresden

P.S. Der »weibblick« schlägt die »Emma« um Längen!! Danke für Inhalte, Gestaltung, Ideen usw..



MILLIONEN MENSCHEN SEHEN IN IHREM LEBEN KEINEN SINN.



ABER ICH HABE IHN GETUNDEN.



SEIT 30 JAHREN WARTE ICH AUF EINEN MANN.



KEINER WIRD ES SCHAFFEN, IHN MIR ZU NEHMEN... MEINEN LEBENSINN.

Ursula Fürst, Zürich

In unserer nächsten Ausgabe erwarten Sie u. a. folgende Themen:

- Titel:** Frauen und Gesundheit
- Reportage:** Von Bielsko nach Krakau
- Feuilleton:** Deutschsprachige Literatinnen im Aufwind
- Politik:** Herausforderungen an die Gewerkschaften

weibblick

ZEITSCHRIFT AUS FRAUENSICHT

Anklamer Straße 38, 10115 Berlin, Fon: 030/448 55 39.

Fax: 030/448 55 42, e-mail: weibblick@aol.com

Herausgeberin: Frauenförderung e.V., Anklamer Straße 38, 10115 Berlin – ISSN 1434-2294 –

Redaktion: Annette Maennel (V.i.S.d.P.), Petra Welzel **Mitarbeit:** Karin Nungeßer – *Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen.* **Anzeigenbüro:** siehe obenstehende Adresse – *die Anzeigen-Preisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.*

Bankverbindung: Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205 00, Konto: 33 22 3-02 **Gestaltung und Layout:** Axel Raidt, **Satz:** weibblick, **Scans:** K. Hoffmann/A. Raidt, **Druck:** Holga Wende

Das Abo – holen Sie sich den weibblich ins Haus!



Geschenkt!



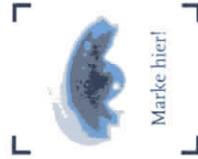
An alle neuen Abonentinnen vergibt weibblich das Buch »Die Pöpstin Johanna« von Elisabeth Gössmann als Dankeschön, solange unser Vorrat reicht. Sollten Sie also den Wunsch haben, weibblich zu abonnieren, schneiden Sie einfach die Postkarte aus und schicken sie an uns.

Ein Jahresabo von weibblich, der Zeitschrift aus Frauensicht. Alle zwei Monate ein neues Heft im Briefkasten. Sechsmal im Jahr interessanter Lesestoff aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Feminismus, Reisen und Mode, gespickt mit guten Fotos und verpackt in einem erfrischenden Layout.



Marke hier!

An die
Redaktion weibblich
Anklamer Straße 38
10115 Berlin



Marke hier!

An die
Redaktion weibblich
Anklamer Straße 38
10115 Berlin

Ja, ich bestelle hiermit die Zeitschrift weibblich zum Preis von 40,- DM pro Jahr. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Sollte ich das ABO nicht bis spätestens 6 Wochen vor Jahresende gekündigt haben, verlängert es sich automatisch um jeweils ein weiteres Jahr. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt). Ich zahle:

- per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02 der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- per beiliegendem Verrechnungsscheck
- per Einzugsmächtigung von meinem Konto

■ Abo-Adresse:

Datum, Unterschrift:

- Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsmächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.:

bei der:

BLZ:

Datum, Unterschrift:

Ja, ich verschenke hiermit ein Abo von weibblich zum Preis von 40,- DM für ein Jahr an die untenstehende Person. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt).

- Ich zahle per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02 der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- Ich zahle per beiliegendem Verrechnungsscheck
- Ich zahle per Einzugsmächtigung von meinem Konto

■ Abo-Adresse:

■ Meine Adresse:

Datum, Unterschrift:

- Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsmächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.:

bei der:

BLZ: